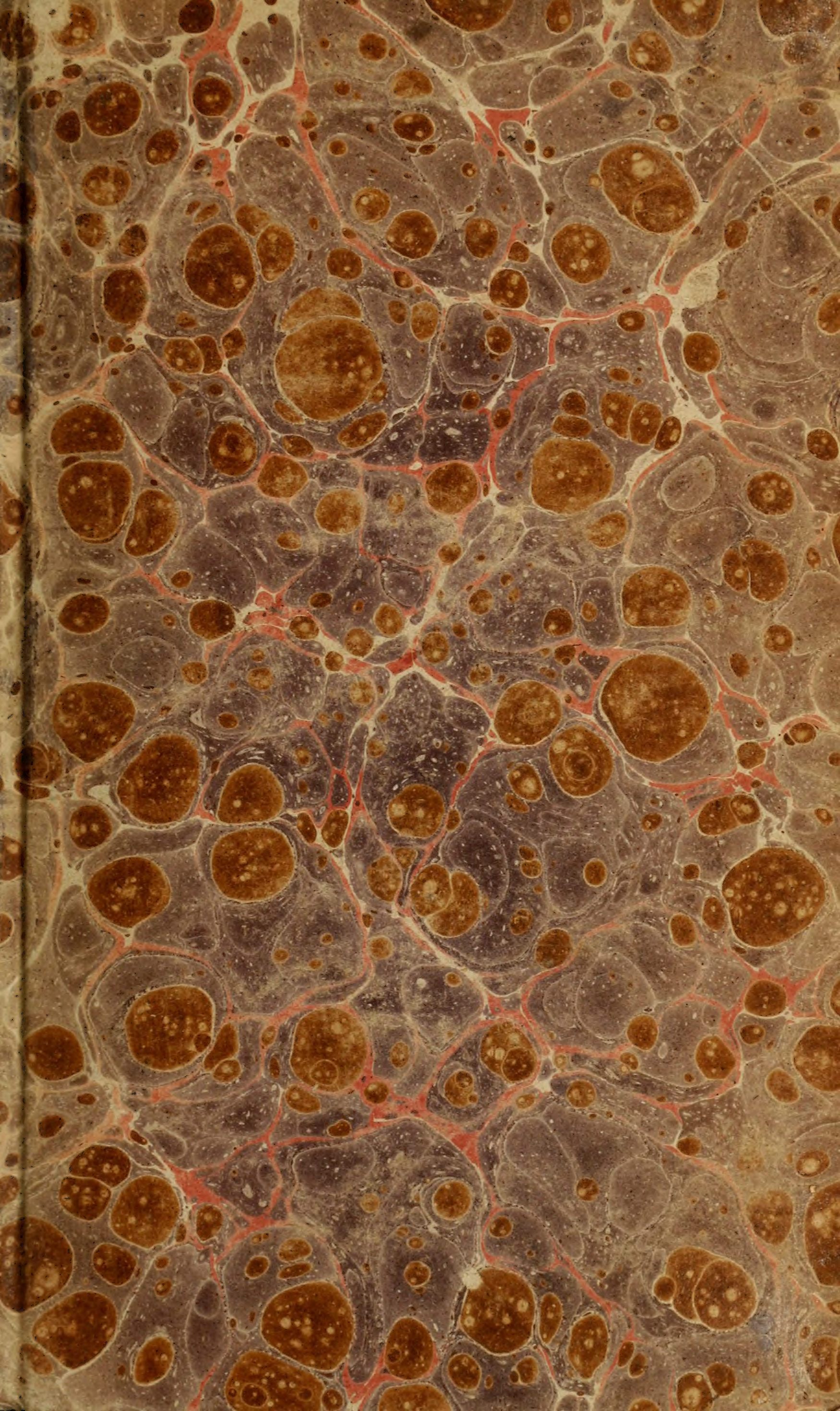






Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch=politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Vier und zwanzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1827.

Inhalt
des vier und zwanzigsten Bandes.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Vier und vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen bis zur förmlichen Lossagung der Kolonieen vom Mutterlande.

Der Provinzial-Kongreß von Massachusetts, welcher um die Zeit des Gefechtes bei Lexington versammelt war, förderte ohne Zeitverlust eine Nachricht von dieser Begebenheit nach Großbritannien, und seine Darstellung ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß die brittischen Truppen der angreifende Theil gewesen wären. Eben dieser Kongreß richtete gleichzeitig an die Bewohner Großbritanniens eine Zuschrift, worin er, nach bitteren Klagen über die Leiden der Massachusetter, behauptete: „diese hätten sich nie von ihrem königlichen Suverän losgesagt, und als treue, ihrer Pflicht eingedenke Unterthanen, fühlten sie, wie hart ihnen auch mitgespielt werde, noch immer keinen anderen Beruf, als ihr Leben und ihre Habe der Vertheidigung seiner Person, Krone und Würde aufzuopfern.

Nur der Verfolgung und Tyrannei böser Minister würden sie sich niemals unterwerfen. Den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld und gerechten Sache anrufend, wären sie entschlossen, zu sterben oder die Freiheit zu erringen."

Dies war nach dem Gefecht bei Lexington die allgemeine Stimmung. Sobald sich die Nachricht, daß die brittischen Truppen von Boston ausgerückt wären, durch Eilboten nach den benachbarten Kolonieen verbreitet hatte, griffen die Milizen in sehr großer Allgemeinheit zu den Waffen, um sich den Fortschritten der Rothröcke — so wurden die feindlichen Truppen genannt — zu widersetzen. Sämmtliche Kolonieen befanden sich bald in einem solchen Zustande von Erregtheit, daß der geringste Antrieb, er mochte kommen von welcher Seite er wollte, vermöge eines sympathetischen Gefühls augenblicklich von dem Ganzen empfunden wurde. Wer von den Amerikanern im Kampf gefallen war, wurde von seinen Landsleuten als ein Martyrer der zu erkämpfenden Freiheit verehrt. Brittenhaß war in kurzer Zeit die allgemeine Stimmung, und Kriegslust bemächtigte sich der Herzen in einem nie erlebten Grade. Es wurden Vereine gestiftet, deren Glieder sich durch die heiligen Bande der Religion, der Ehre und der Vaterlandsliebe verpflichteten, alles zu thun, was die Obrigkeit ihnen zur Erhaltung ihrer Freiheiten empfehlen oder gebieten würde. Ein regelmäßiges Heer war für die Amerikaner bisjetzt nicht vorhanden gewesen; sie hatten die Errichtung eines solchen aus Klugheit verschoben, damit sie dem Vorwurfe entgehen möchten, daß sie die Angreifer wären. Alle ihre militärischen Anordnungen hatten zur Grundlage nur Miliz, und zwar nach den hergebrachten

Gesetzen des Landes. Nach diesen waren, zur Vertheidigung der Kolonieen, alle Bewohner derselben verpflichtet, von den Jahren der Mannbarkeit an in die Kompagnieen einzutreten und den Gebrauch der Waffen zu lernen: eine Anordnung, welche in den letzten Monaten vor dem Gefechte bei Lexington mehr als je zur Sprache gebracht war. Was nun früher auf die Vertheidigung der Kolonieen gegen die Angriffe der Franzosen und der Indianer berechnet gewesen war, das wurde wider das Mutterland gewendet. Festungen, Magazine und Arsenale gehörten, der Landesverfassung nach, dem Könige, sofern nur ihm die Verfügung über diese Angriffs- oder Vertheidigungsmittel zukam. Diese Gestalt der Dinge veränderte sich jedoch seit dem Gefecht bei Lexington. In sehr kurzer Zeit waren alle jene Dinge in der Gewalt der Kolonieen. Tikonderoga, worin eine kleine königliche Besatzung lag, wurde von den Abenteurern mehrerer Staaten überrumpelt und behauptet. Man ging noch weiter; denn man bemächtigte sich der öffentlichen Gelder, um sie, für den gemeinschaftlichen Zweck, den Krieg, zu gebrauchen. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten würden diese Maßregeln von den Gemäßigten unter den Amerikanern gemißbilligt worden seyn; nach demselben fühlte Jeder, daß man sich zu einem kräftigeren Widerstande entschließen müsse. Da mehrere Bürger durch brittische Truppen getödtet waren: so heischte die Selbsterhaltung Maßregeln, die, wenn sie früher wären genommen worden, die Kolonisten entzweit haben würden. Eine von den allerwichtigsten war die Schöpfung eines Heeres. Wer von heftigerer Gemüthsart war, hatte schon seit Monaten auf dies Rettungsmittel angetragen; allein die

Gemäßigten, d. h. alle diejenigen, welche das Aeußerste in dem Verhältniß der Kolonieen zum Mutterlande abwenden wollten, so lange dies möglich seyn würde, hatten das Widerspiel gehalten, bis endlich der Provinzial-Kongreß von Massachusetts unmittelbar nach dem Gefecht bei Lexington dekretirre, daß ein Heer von dreißigtausend Mann auf die Beine gebracht werden sollte, von welchem 13,600 von der eigenen Provinz zu stellen wären. Hierauf erfolgten die Aushebungen; und nicht lange darauf gab es in der Nähe Bostons ein Heer, welches, der Zahl nach, zwar weit hinter demjenigen zurückgeblieben war, das der Provinzial-Kongreß votirt hatte, allein deßhalb nicht minder dem königlichen Heere bei weitem überlegen war. Der Befehl über diese Macht war dem General Ward anvertraut.

Hätten sich die brittischen Truppen, wie vor dem 18. April, auf Boston beschränkt, so würde die Aufstellung eines amerikanischen Heeres, selbst wenn nur Beobachtung und Vertheidigung seine Bestimmung ausgemacht hätte, in dem Lichte einer Herausforderung erschienen seyn; und die natürliche Folge davon wäre die gewesen, daß die übrigen Kolonieen sich weniger beeilt hätten, den Massachusettern Beistand zu leisten. Jetzt, nachdem die Britten die Feindseligkeiten eröffnet hatten, wurde die Maßregel der Massachusetter angenommen, ohne daß man die Urheber derselben im Mindesten tadelte. Indeß war dadurch nicht jede Befürchtung beseitigt. Der Unterschied beider Heere war allzu bedeutend, als daß erfahrne Leute auf glänzende Erfolge zum Vortheil der Amerikaner gerechtet hätten. Eingedenk der Siege, welche brittische

Truppen in allen Theilen der Erde davon getragen hatten, sagten die Alten: „eure Sache ist gut, und wir wünschen Euch den besten Fortgang für euer Unternehmen; nur fürchten wir, daß eure Tapferkeit, der es an Mannszucht fehlt, doch dem ungleichen Kampfe unterliegen wird, und wenn mit der Zeit Tausende von Euch gefallen seyn werden, so wird zuletzt doch nichts weiter übrig bleiben, als daß unsere Provinzen sich einer Macht unterwerfen, welche mehr als einmal Frankreich und Spanien gedemüthigt hat." Die Britten selbst wünschten im Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit nichts so sehr, als daß es recht bald zur Entscheidung kommen möchte. In England war man des allgemeinen Glaubens, daß der Amerikaner nichts so wenig in sich trage, als den Krieger; und im übrigen Europa galt die Meinung, daß auf der westlichen Halbkugel nicht bloß Menschen, sondern selbst Pflanzen und Thiere aus der Art schlügen. Urheber dieses Vorurtheils war der geistreiche Herr von Paw, Stiftsherr zu Xanthen. Ihn hatte die Philosophie seiner Zeit irre geführt: eine Philosophie, die, indem sie das, was der gesellschaftliche Zustand mit sich bringt, übersah, die Erscheinungen nach metaphysischen Prinzipen erklären wollte. Nichts war hiernach wahrscheinlicher, als eine schnelle Beendigung des Krieges zum Vortheil Großbritanniens. Das Gegentheil davon leuchtete selbst den Amerikanern nicht ein. Wie entschlossen zum Kampfe sie auch seyn mochten, so hatten sie doch nicht vergessen, von ihren Vätern gehört zu haben, daß kein Volk der Erde demjenigen zu vergleichen sei, mit welchem zu ringen sie im Begriff standen: eine Erinnerung, welche nicht geeignet war, das Vertrauen zu ver-

stärken, das sie in sich selbst zu setzen genöthigt waren. Ihr Trost war, wie er in solchen Fällen zu seyn pflegt: „daß der Himmel eine so gerechte Sache, wie die ihrige, begünstigen werde."

Die Amerikaner hatten gute Gründe, zu glauben, daß die Feindseligkeit, nach kurzer Zeit, in Massachusetts mit dem größten Nachdruck fortgeführt werden und daß hierauf die Reihe an die übrigen Provinzen kommen werde, um sämmtliche Kolonieen unter ein gemeinschaftliches Joch zu demüthigen; alles, was ihnen aus England berichtet wurde, bestärkte sie in diesem Gedanken. Als Leute, denen es nicht an Erfahrung und gesunder Beurtheilung fehlte, sagten sie demnach zu sich selbst: „Je besser wir uns auf unser Schicksal vorbereiten, desto vortheilhafter wird der Ausgang für uns seyn." Der Federkrieg, welcher bisher geführt war, konnte nicht länger fortgesetzt werden, weil die nahe Krisis Handlungen nothwendig machte, bei welchen das Schwert das Hauptwerkzeug war. Wollte man sich nicht auf Gnade und Ungnade ergeben, so mußte man dem Mutterlande widerstehen. Man stellte demnach den Grundsatz auf: „daß es besser sei, für die Freiheit zu sterben, als in der Knechtschaft zu leben." Was den Amerikanern am meisten hierbei zu Statten kam, war ihre Unbekanntschaft mit der Kriegskunst: eine Unbekanntschaft, welche sie verhinderte, irgend eine Berechnung der Fälle anzustellen, worin sie unterliegen könnten. Mannhaft für das Vaterland zu streiten, war ihr Vorsatz; und in diesem Vorsatz lag vorläufig ihre ganze militärische Geschicklichkeit. Sollten sie — dies war ihr Gedanke — auch in den ersten Versuchen kein Glück haben: so würde es ihnen doch

nicht an Mitteln fehlen, den Versuch so lange zu wieder- holen, bis der Feind aus dem Lande gejagt wäre. Nicht erwägend, daß in den neueren Kriegen derjenige obsiegt, der, nach dem Ausspruch eines großen Königs *), den letzten Thaler in der Tasche behält, fürchteten sie Englands Reichthum so gut als gar nicht, und ihrer Vorstellung nach, mußte der ganze Streit nach wenigen entscheidenden Treffen beigelegt seyn. Sie hatten um die Zeit, wo sie diese muthigen Entschließungen faßten, kein einziges Kriegs- schiff, ja nicht einmal ein bewaffnetes Fahrzeug irgend einer Art. Wie sehr nun auch die Seehafenstädte dem Angriff der englischen Kriegsschiffe ausgesetzt seyn mochten: so kamen sie doch selbst über diese Betrachtung hinaus, indem die Liebe zur Freiheit, die Liebe zum Eigenthum überwog. „Unsere Häuser — so drückte sich der Abgeord- nete Süd-Karolina's aus — bestehen aus Holz, Stein und Kalk, und können, wenn sie in Asche gelegt sind, wieder aufgebaut werden; verlorne Freiheit aber ist für immer verloren."

So viel Ergebung würde vielleicht unnatürlich gewe- sen seyn, wenn die Amerikaner bereits größere Fortschritte in der Ausbildung ihres Gesellschaftszustandes gemacht hät- ten, als diesem wirklich eigen waren; je mehr ihnen fehlte, desto unbefangener gingen sie an das Werk, wo- durch ihre Freiheit vertheidigt werden sollte.

Wie unverkennbar aber auch die Ueberlegenheit der Engländer im Kriegführen seyn mochte, so waren doch mit derselben Nachtheile verbunden, die kaum noch größer gedacht

*) Friedrichs des Zweiten.

werden konnten. Der erste von allen war die große Entfernung vom Mittelpunkte des Reichs, worin der Krieg geführt werden mußte; sie machte einen Kraftaufwand nöthig, der nicht gar lange ertragen werden konnte. Der zweite Nachtheil war das unermeßliche Erdreich, auf welchem entscheidende Siege erstritten werden sollten. Wenn es für die brittischen Minister eben nicht schwer war, Feldzugspläne zu entwerfen, so waren die brittischen Generale, denen die Ausführung dieser Pläne übertragen war, nur um so beklagenswerther. Wie stark ihre Heere auch seyn mochten: die Verpflegung derselben in den Wäldern Amerika's war so schwierig, daß sich mit Sicherheit auf ihre schnelle Auflösung rechnen ließ. Dabei war das Land so ausgedehnt, daß nichts leichter war, als eine entscheidende Schlacht zu vermeiden; die Amerikaner brauchten nicht zu erobern, und indem sie den Eroberern ohne Mühe auswichen, entgingen sie selbst der Eroberung und Unterjochung. Noch mehr: die, welche den amerikanischen Handel hatten beschränken wollen, hatten recht eigentlich als Werbungs-Offiziere für die Amerikaner gehandelt; denn sie hatten Tausenden die Nothwendigkeit aufgelegt, Soldaten zu werden, nachdem die anderweitigen Erwerbsquellen versiegt waren. Den Kolonisten fehlte es zwar an Mannszucht; aber es fehlte ihnen deßhalb noch nicht an Tapferkeit und richtiger Beurtheilung ihrer Lage. Hatten sie kein Gold und Silber, so hatten sie wenigstens Gemeingeist und Begeisterung für Freiheit; und da sich Bürger unter einander vertrauen, so bedurfte es nur der öffentlichen Zusicherung, daß jeder Verlust, von welcher Art er auch seyn möchte, nach beendigtem Kriege ersetzt

und vergütet werden sollte, um die höchste Uneigennützigkeit an die Tagesordnung zu bringen. Papiergeld war in diesem Kriege so angebracht, daß die Amerikaner zwei Jahre hindurch davon weit größere Vortheile zogen, als die Spanier von den edelen Metallen, womit sie ihre Kriege zu führen zu allen Zeiten genöthigt waren, ohne jemals bedeutende Fortschritte in denselben machen zu können. Im Leben kommt es bei weitem mehr darauf an, Vorhandenes gut zu benutzen, als Fehlendes zu erwerben. Die Amerikaner hatten keine Schiffe, ihren Handel und ihre Seestädte zu beschützen; allein, indem sie auf jenen Verzicht leisteten, und diese preiszugeben den Muth hatten, konnten sie die Schiffe leicht entbehren, und durch ihre reine Begeisterung für Freiheit dahin gelangen, daß sie aus der Kolonial-Abhängigkeit heraustraten, die, wenn sie noch länger fortdauerte, zu einem bleibenden Hinderniß gesellschaftlicher Entwickelung für sie werden müßte.

Unstreitig waren es Ahnungen dieser Art, was ihre Begeisterung so hoch empor hob. Sobald nun der Widerstand fest beschlossen war, kamen Kanzel, Druckerpresse und Rechtsgelehrsamkeit dem gefaßten Entschlusse zu Hülfe. Die Geistlichkeit von Neu-England (ein Körper, der in großem Ansehn stand) fühlte nur allzu gut, daß die öffentliche Stimmung ihm nicht erlaubte, hinter den übrigen Klassen in den Aeußerungen der Vaterlandsliebe zurück zu bleiben; und die Folge davon war, daß sie, die Religion mit dem Patriotismus verknüpfend, in ihren Predigten und Gebeten die Sache Amerika's als die Sache des Himmels darstellte, hierin unterstützt von der Synode von Neu-York und Philadelphia, welche Hirten-

briefe bekannt machte, die in allen Kirchen verlesen wurden. — Schriftsteller und Drucker folgten diesem Beispiele indem sie ihren ganzen Witz aufboten, die Leidenschaften ihrer Landsleute zu entflammen. — Die Rechtsgelehrten suchten ihr größtes Verdienst in der Rechtfertigung des Widerstandes der Kolonisten. Nach ihnen war das Werk, das in Gang gebracht werden sollte, nichts weniger, als eine Rebellion. Dabei unterschieden sie genau zwischen König und Ministerium. Da der erstere, in der Voraussetzung der brittischen Gesetzgebung, immer unschuldig ist, und nie verantwortlich gemacht werden kann: so stellten sie das letztere als einen Verein von Verräthern dar, welche den Namen des Königs mißbrauchten, um ihren verfassungswidrigen Maßregeln einen Firniß zu geben. In ihrer Darstellung war also der dem Ausbruche nahe Krieg von Seiten der Amerikaner nur ein Widerstand gegen das Ministerium. Auf diese Weise wurde die Unterthanenpflicht mit der Empörung im Einklang gebracht.

Während der 20. Juli 1775 zu einem allgemeinen Buß- und Bettag bestimmt war, an welchem Gott der Allmächtige angeflehet werden sollte, die Seele Georgs des Dritten zu erleuchten, damit er den wahren Vortheil seiner getreuen Unterthanen nicht länger verkennen möchte, wurden in Massachusetts die zusammengebrachten Truppen auf schicklichen Punkten aufgestellt, um das Land vor einer Wiederholung der Streifzüge zu bewahren, welche von Boston aus unternommen werden konnten. Zu demselben Endzweck wurden Brustwehren aufgeführt. Beide Partheien versuchten die Vorräthe von den Inseln fortzuschaffen, welche der Bay von Boston ein so heiteres Ansehn

geben; und dies gab Veranlassung zu verschiedenen kleinen Gefechten, welche den Amerikanern dadurch nützlich wurden, daß sie sich an Gefahren gewöhnten, indem sie zugleich die Ueberzeugung gewannen, daß die Wahrscheinlichkeit, wohlbehalten aus solchen Scharmützeln zurück zu kehren, weit größer ist, als angehende Soldaten zu glauben pflegen.

Gegen das Ende des Mai langte ein großer Theil der Verstärkungen, welche Großbritannien zur Unterjochung der Kolonieen ausgesendet hatte, bei Boston an; drei brittische Generale, welche in dem siebenjährigen Kriege (so weit derselbe in Amerika war geführt worden) Ruf erworben hatten, kamen um dieselbe Zeit (25. Mai) an: es waren die Generale Howe, Bourgoyne und Clinton. Auf diese Weise verstärkt, dachte General Gage nur darauf, wie er die Dinge zur Entscheidung bringen wollte. Ehe und bevor er jedoch Hand ans Werk legte, hielt er es für angemessen, mit einer Proklamation aufzutreten, worin er den Amerikanern die Wahl zwischen Krieg und Frieden ließ; nur daß er den letzteren an Bedingungen band, von welchen sich vorhersehen lies, daß sie würden verworfen werden. Er bot nämlich, im Namen seines Königs, Allen und Jedem Verzeihung an, welche die Waffen niederlegen, und ungesäumt zu ihren friedlichen Verrichtungen zurückkehren würden; doch sollten von dieser Wohlthat zwei Personen ausgenommen seyn, deren Vergehungen allzu schreiend wären, als daß sie der verdienten Strafe entgehen könnten. Diese Männer waren Samuel Adams und Johann Hancock, und zwar so, daß alle ihre Anhänger und Freunde des Verraths schuldig befunden wurden,

und zur Strafe gezogen werden sollten. Durch eben diese Proklamation wurde erklärt: „daß, da die Gerichtshöfe fortan geschlossen wären, das Kriegsgesetz so lange gelten sollte, bis die Gerechtigkeitspflege mit ihren gewohnten Formen wieder hergestellt werden könnte."

Die Amerikaner nahmen diese Proklamation für das, was sie in dem gegenwärtigen Zusammenhange der Dinge wirklich war, d. h. für das Vorspiel der Feindseligkeiten; und ohne auf die Bedingungen des Obergenerals im Mindesten einzugehen, beschäftigten sie sich nur mit ihren Gegenanstalten.

Dicht am Eintritt in die Halbinsel Charlestown liegt eine beträchtliche Höhe, welche den Namen Bunkers-Hill führt, und so gelegen ist, daß ihr Besitz von der höchsten Wichtigkeit für streitende Partheien ist. Dem gemäß ertheilten die Provinzial-Befehlshaber am 16. Juni den Befehl, daß sich ein Detaschement von 1000 Mann auf dieser Höhe verschanzen sollte. Doch vermöge einer Verwechselung, welche die Neuheit des Kriegführens nur allzu gut erklärt, wurde, statt Bunkershill, Breed's-Hill gewählt: eine andere Höhe, welche nicht weit von Boston gelegen ist. Die Provinzialen begaben sich also nach Breed's-Hill, und arbeiteten in dem kurzen Zeitraum von Mitternacht bis Tages Anbruch mit so großem Erfolge, daß sie eine kleine Schanze von etwa acht Ruthen im Geviert zu Stande brachten. Sie gingen dabei mit so wenig Geräusch zu Werke, daß die Britten auf dem ganz in der Nähe liegenden Schiffe, von dieser Arbeit auch nicht das Mindeste vernahmen. Als sie, nach Tages Anbruch, von dem, was in ihrer Nachbarschaft geschehen war, durch

den Anblick der Schanze selbst unterrichtet wurden, unterließen sie zwar nicht, auf die Amerikaner zu schießen; allein diese hielten das Feuern ganz ruhig aus, und wie unerfahrne Soldaten sie auch seyn mochten, so stellten sie ihre Arbeit doch nicht eher ein, als bis sie eine Brustwehr aufgeworfen hatten, welche sich auf der Ostseite des Hügels bis zum Fuß desselben erstreckte. Da diese Höhe Boston beherrschte, so hielt General Gage es für nöthig, die Provinzialen von derselben zu vertreiben. Nachmittags also sendete er den General-Major Howe und den Brigadier Pigot mit dem Kerne seines Heeres gegen den Feind. Zehn Kompagnieen leichter Infanterie schienen ihm für die Erreichung dessen, was er beabsichtigte, nicht zu wenig; es wurde dieser Mannschaft aber auch Feldgeschütz beigegeben. Diese Truppen nun stiegen bei Moretons-Point am 17. Juni ans Land; rückten aber nicht eher von der Stelle, als bis sie durch ein zweites Detaschement verstärkt waren, wodurch ihre Zahl auf 3000 gebracht wurde. Inzwischen hatten die Provinzialen ihre Stellung noch verstärkt, und sich in zwei Parallel-Linien, die durch einen geringen Zwischenraum von einander gesondert waren, so aufgestellt, daß so eben gemähetes Heu den Raum zwischen ihnen ausfüllte.

Indem die königlichen Truppen langsam vorrückten, um ihrem Geschütz die nöthige Zeit zur Zerstörung der feindlichen Bollwerke zu lassen, erhielten sie den Befehl, Charlestown abzubrennen. Dies geschah nicht, weil man aus den Häusern auf sie geschossen hatte, sondern bloß damit es dem Feinde bei ihrem Anmarsch an einem Obdach fehlen möchte — vielleicht auch, um die Schonungs-

losigkeit an den Tag zu legen, womit man den Krieg zu führen gedachte. Diese alte Stadt nun, welche aus 500 meist hölzernen Häusern bestand, ging sehr bald in Flammen auf, die, nachdem sie den Thurm ergriffen hatten, eine Pyramide bildeten, welche weit und breit das erstaunte Auge der Zuschauer traf; denn an diesen fehlte es um so weniger, weil ganz Boston wußte, was vorging, und die Einwohner dieser Stadt sich auf die nächsten Hügel begeben hatten, wo sie, gemeinschaftlich mit den zurückgebliebenen Soldaten, den Ausgang des ersten Angriffs beobachten wollten.

Während nun in dem Herzen der brittischen Truppen kein anderes Gefühl lebendig war, als das für die Ehre der Waffen, die Bostonianer aber ihren Sinn für die Freiheiten eines großen, die anziehendste Zukunft in sich schließenden Landes bewahrten, rückte General Howe so langsam vor, daß er den Provinzialen volle Zeit ließ, ihr Ziel gehörig ins Auge zu fassen. Gleich den geübtesten Kriegern hielten diese so lange an sich, bis ihre Widersacher sich auf zehn bis zwölf Ruthen genähert hatten. Jetzt gaben sie ein so gut unterhaltenes Feuer, daß die königlichen Truppen in Unordnung zurückprallten und die Flucht ergriffen. Ihre Offiziere sammelten sie zwar von neuem und führten sie mit Hülfe von Klingenhieben zu einem wiederholten Angriff an; allein sie folgten mit dem größten Widerwillen. Die Amerikaner hielten wiederum an sich, bis sie ihnen nahe genug gekommen waren, und brachten sie zum zweiten Male zur Flucht. Jetzt verdoppelten General Howe und die Offiziere ihre Bemühungen, und es gelang ihnen, die Soldaten zu einem dritten

Angriff zu bewegen, wiewohl sie starken Widerwillen zeigten. Inzwischen war den Amerikanern das Pulver wenigstens in so weit ausgegangen, daß sie nicht mehr ein lebhaftes Feuer unterhalten konnten. Gleichzeitig hatte das brittische Geschütz die Brustwehr von dem einen Ende bis zum andern durchlöchert, und auch das Feuer von den Schiffs-Batterieen her war verdoppelt worden. Als nun die Schanze auf drei Seiten zugleich angegriffen wurde, da fehlte es freilich nicht an dem Befehl zum Rückzug; allein die Provinzialen gehorchten nicht auf der Stelle, und widerstanden mit ihren nicht geladenen Gewehren, als ob diese Keulen gewesen wären, so lange, bis die königlichen Truppen die Werke erstiegen hatten. Erst als die Schanze zur Hälfte mit ihnen angefüllt war, verließen die Amerikaner dieselbe.

Während dies gegen die Brustwehr und die Schanze geschah, versuchte die leichte Infanterie den linken Punkt der ersteren zu erstürmen, damit sie die amerikanische Linie in die Seite nehmen möchte. Hier nun ging es nicht anders her, als in dem Sturm auf die Fronte. Auf beiden Seiten vollkommen gleicher Muth in Angriff und Widerstand, bis die Amerikaner sahen, daß ihr Haupt-Korps den Hügel verlassen hatte. Ihr Rückzug war mit um so größeren Gefahren verbunden, weil sie ihn nur durch einen Marsch über Charestown-Neck bewerkstelligen konnten, wo jeder Punkt von einem Kriegsschiff und zwei schwimmenden Batterieen bestrichen wurde. An Hülfe war nicht zu denken, weil die Gefahr, dabei zu unterliegen, allzu handgreiflich war. Und doch zeigte der Ausgang, daß trotz dem rastlosen Feuer, das von der Seeseite her unterhalten

wurde, die Gefahr bei weitem geringer war, als man geglaubt hatte; denn nur sehr wenige wurden das Opfer dieses Rückzugs.

Die Zahl, der in diesem Gefecht verflochtenen Amerikaner betrug 1500 Mann. Sie fürchteten nichts Geringeres, als daß die Sieger ihren Vortheil verfolgen, und ohne Zeitverlust nach dem amerikanischen Hauptquartier marschiren würden, das zu Cambridge war. Weit gefehlt, daß dies der Fall gewesen wäre, blieben die Britten bei Bunkers-Hill stehen, wo sie zu ihrer eigenen Sicherheit Verschanzungen anlegten. Dasselbe thaten die Provinzialen, ihnen gegenüber, auf Prospekt-Hill. Auf beiden Seiten fürchtete man einen neuen Angriff, weil man sich in einer Lage befand, die ihn verabscheuen ließ. Was die Lebensgeister der Amerikaner dämpfte, war der Verlust der Halbinsel. Für die Britten brachte der Menschenverlust, den sie gelitten hatten, dieselbe Wirkung hervor. Dieser war in der That so bedeutend, daß man ihn verhältnißmäßig beispiellos nennen konnte. Er betrug, nach der eigenen Angabe des Generals Gage nicht weniger als 1054 Mann, so daß beinahe auf jeden Amerikaner ein gefallener Engländer kam. Von den brittischen Offizieren waren 19 getödtet und 70 verwundet, und dieser bedeutende Verlust konnte nur dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Amerikaner Geistesgegenwart genug gehabt hatten, besonders nach den Offizieren zu schießen. Wirklich waren die meisten Provinzialen, welche Theil an diesem Gefecht hatten, geübte Schützen: eine Fertigkeit, welche sie der Jagd, ihrem Lieblingszeitvertreibe, zu danken hatten. Man durfte es sogar eine besondere Schickung

nen-

nennen, daß General Howe ihren Kugeln entgangen war; denn rund um ihn her, der sich keinesweges verschont hatte, waren Offiziere getödtet oder verwundet worden. Die leichte Infanterie und die Grenadire hatten drei Viertel ihrer Mannschaft eingebüßt. Von einer Kompagnie waren nur fünf, von einer andern nur vierzehn entkommen. Von nun an durfte nicht länger von der Freiheit der Amerikaner die Rede seyn. Je größeres Lob die brittischen Offiziere wegen ihrer Standhaftigkeit verdient hatten, desto mehr Glanz fiel auf die Tapferkeit der Amerikaner zurück. Ihr schmerzlichster Verlust war der von fünf Kanonen. Die Zahl ihrer Getödteten belief sich nur auf 139. Der Verwundeten und Vermißten zählte man 314. Von jenen waren dreißig in die Hände der Sieger gefallen. Was unstreitig das meiste Bedauern verdiente, war der Tod des Generals Warren. Mit der reinsten Vaterlandsliebe und dem unerschrockensten Muth vereinigte er die Tugenden des häuslichen Lebens, die Beredsamkeit eines vollendeten Redners, und die Weisheit eines fähigen Staatsmannes. Achtung für die Freiheiten seines Vaterlandes hatte ihn zum Widerstande gegen die Maßregeln der brittischen Regierung bewogen: zu einem Widerstande, bei welchem seine Absicht nicht auf eine Trennung vom Mutterlande, wohl aber auf eine innigere Vereinigung mit demselben ging. Als ein sehr wohlhabender Mann, für welchen es keiner Vermehrung des Reichthums bedurfte, strebte er, in seiner lebendigen Theilnahme an dem Schicksal der Kolonieen, nicht nach Belohnungen und Auszeichnungen; er suchte nichts für sich. Nur um seinem liebenden Herzen genug zu thun, und nur weil er den Bitten

seiner zahlreichen Freunde und Verehrer nicht zu widerstehn vermochte, nahm er den Posten eines General-Majors an, den er vier Tage bekleidet hatte, als er für die Sache starb, für welche gelebt zu haben sein Stolz und seine Freude war. So allgemein anerkannt war die Reinheit seines Charakters, daß sein Hintritt von allen seinen Landsleuten beklagt wurde. Sein Andenken wurde verewigt durch die schöne Lobrede, welche Dr. Rush zur Verherrlichung seiner Tugend schrieb.

Der Brand von Charlestown schlug den Muth der Provinzialen so wenig nieder, daß sie sich dadurch vielmehr entflammt und zum Widerstande angetrieben fühlten. In der That, Maßregeln dieser Art waren übel angebracht in einem Lande, wo man sich nicht schlug, um die Sache irgend eines Gebieters zu vertheidigen, sondern um sehr wesentliche Rechte zu sichern, die nicht verloren gehen konnten, ohne jede Entwickelung zum Stillstand zu bringen. In Lagen dieser Art vermindert sich der Werth, den der Mensch auf Besitzthum zu legen pflegt, am meisten dadurch, daß er von Gefühlen beherrscht wird, welche der Liebe den Triumph über die Selbstheit erleichtern. Wo große Leidenschaften sich entfalten dürfen — und dies ist immer nur da der Fall, wo die Vaterlandsliebe keine Gränze kennt — da ist auch die Unbesieglichkeit.

Im Uebrigen hatte das Treffen bei Breed's-Hill mancherlei andere Folgen, deren in diesem Zusammenhange umständlicher gedacht werden muß. Vor allen Dingen flößte es den Britten so viel Achtung vor den, hinter ihren Verschanzungen kämpfenden Amerikanern ein, daß sie in ihren nachfolgenden Operationen mit einer Vorsicht zu Werke

gingen, wodurch nicht selten der Zweck eines ganzen Feldzugs vereitelt wurde. Die Amerikaner faßten zwar auf der einen Seite mehr Vertrauen zu ihren Fähigkeiten; auf der andern aber wurden aus dem, was bei Breed's Hill geleistet war, sehr nachtheilige Folgerungen für Amerika's zukünftige Angelegenheiten gezogen. Die leitenden Mitglieder des Kongresses faßten nämlich eine so hohe Meinung von dem, was durch die Miliz geleistet werden könnte, daß sie sich nur allzu lange gegen die Vorzüge eines stehenden Heeres verblendeten; und so geschah es, daß wegen Mangels an Beharrlichkeit in der Miliz, und wegen Mangels an einem gut abgerichteten stehenden Heere, die Sache, um derentwillen man die Waffen ergriffen hatte, mehr als einmal an den Rand des Verderbens geführt wurde.

Wie wichtig dieser Umstand auch seyn mochte: so wurde er im Großen aufgehoben durch eine Kette von Ereignissen, die man nur als Folgen des Treffens bei Breed's Hill betrachten kann. New-York, das bisher gewankt hatte, trug fürder nicht Bedenken, sich an die übrigen Kolonieen anzuschließen; und da New-Yorks Lage jeden Widerstand gegen einen Angriff, welcher von der Seeseite her geschieht, ganz vergeblich macht: so wurde beschlossen, daß vor der Ankunft der brittischen Flotte, außer den Kriegsvorräthen, Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht, und die Stadt selbst in Brand gesteckt werden sollte auf den Fall, daß ihre Vertheidigung allzu großen Schwierigkeiten unterläge. Auf allen Punkten wurde die Ausfuhr der Lebensmittel verhindert; vorzüglich nach den brittischen Fischereien an den Gestaden von New-Foundland, oder

nach solchen Kolonieen, welche der Anhänglichkeit an Groß-britannien verdächtig seyn würden. Der Kongreß beschloß die Errichtung eines Heeres, und die Einführung eines Papiergeldes zur Aufrechthaltung desselben. In den land-einwärts gelegenen nördlichen Kolonieen zogen die Obersten Eaton und Ethan Allen, ohne die Genehmigung des Kongresses nachgesucht oder irgend Jemandem ihre Absicht mitgetheilt zu haben, an der Spitze eines Haufens von 150 Mann aus, und überrumpelten alle die Forts, welche die Kolonieen mit Kanada in Verbindung setzten *); und die Folge dieses kecken Einfalls war, daß, außer mehreren Mörsern und einem nicht unbeträchtlichen Schießbedarf, nicht weniger als hundert Kanonen in ihre Hände fielen, so wie auch zwei bewaffnete Fahrzeuge und ein bedeutender Vorrath von Schiffsbauholz.

Inzwischen errichteten die Provinzialen auf den Hö-hen, welche Charlestown beherrschen, Befestigungswerke von solchem Umfange und solcher Stärke, daß bie Britten die Hoffnung, sie aus denselben zu vertreiben, aufzugeben genöthigt waren. Die in Boston eingeschlossenen Truppen geriethen bald in nicht geringe Verlegenheit. Wollten sie leben, so mußten sie versuchen, das amerikanische Rindvieh auf den Inseln vor Boston in ihre Gewalt zu bringen. Dies führte zu Scharmützeln, in welchen die Provinzialen um so leichter die Oberhand behielten, weil die Uferfahrt ihnen geläufiger war, und weil sie alle örtlichen Vortheile besser zu benutzen verstanden. Die Besatzung von Boston sah sich, um nicht zu Grunde zu gehen, von jetzt an

*) Vor allen Crownpoint und Ticonderago.

genöthigt, bewaffnete Fahrzeuge auszusenden, um alles aufzufangen, was ihnen in den Wurf kam, und um allenthalben zu plündern, wo mit Erfolg gelandet werden konnte. Auf diese Weise nahm der begonnene Krieg einen noch feindseligeren Charakter an.

Der Kongreß, welcher sich hiergegen nicht verblenden konnte, fand inzwischen für gut und heilsam, sein Verfahren in eine Deklaration zu rechtfertigen, welche ganz darauf berechnet war, einerseits die Gesinnungen der Amerikaner zu verstärken, andererseits das Wohlwollen des ganzen menschlichen Geschlechts für die Sache der vereinigten Provinzen zu gewinnen. Wir führen von dieser Deklaration nur den Anfang und das Ende an, um zu zeigen, in welchem Geiste sie abgefaßt war.

„Wäre es — so hob der Kongreß an — vernünftigen Wesen möglich, zu glauben, daß der göttliche Urheber ihres Daseyns einen Theil des menschlichen Geschlechts bestimmt habe, eine schrankenlose Gewalt über Andere auszuüben, welche seine unendliche Güte und Weisheit als Gegenstand einer gesetzlichen Beherrschung bezeichnet hat — einer Beherrschung, die, wie streng und unterdrückend sie auch seyn möge, nie rechtmäßigen Widerstand finden darf: so würden die Bewohner dieser Kolonieen noch immer berechtigt seyn, das Parliament von Großbritannien zu fragen, wodurch es beweisen wolle, daß eine so fürchterliche Autorität ihm gewährt sei. Doch Ehrfurcht vor dem großen Schöpfer aller Dinge, Grundsätze der Menschlichkeit und die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes müssen alle diejenigen, welche über diesen Gegenstand nachdenken, davon überzeugen, daß die Regierung eingesetzt

ist, um die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu fördern, und daß sie nur für die Erreichung eines solchen Endzwecks verwaltet werden darf. Inzwischen hat die gesetzgebende Gewalt Großbritanniens, gestachelt von regelloser Leidenschaft nach Macht, und verzweifelnd an jedem Erfolge in einem Streit, worin Gesetz und Recht und Wahrheit allein den Ausschlag geben sollten, mit gänzlicher Hintansetzung dieser hohen Güter des gesellschaftlichen Lebens den Versuch gemacht, ihren eben so grausamen als unpolitischen Zweck dadurch zu erreichen, daß sie diese Kolonieen mit Sklavenketten belasten will. Uns hat sie dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, ihre letzte Apellation von der Vernunft an die Waffen anzunehmen; allein wie verblendet jene Versammlung auch seyn möge vermöge ihrer ungemäßigten Wuth nach unbegränzter Herrschaft, so fühlen wir uns durch unsere Verpflichtungen gegen die übrige Welt nur um so mehr verbunden, die Gerechtigkeit unserer Sache ins Licht zu stellen."

Auf diese Einleitung folgte eine Auseinandersetzung des status causae zwischen dem Mutterlande und den Kolonieen, worin alles, was seit der Beendigung des siebenjährigen Krieges zum Behuf der Unterjochung der Kolonieen versucht war, mit Wahrheit und Treue dargelegt wurde. Den Beschluß machten Vorwürfe, welche gegen das Parliament, den General Gage und die ganze brittische Regierung gerichtet waren, und geendigt wurde in folgender Weise:

„Wir befinden uns gegenwärtig in dem Wechselfall, wählen zu müssen zwischen unbedingter Unterwerfung unter die Tyrannei, oder Widerstand gegen dieselbe. Entschieden

haben wir uns für den letzteren. Wir haben die Kosten dieses Kampfes wohl in Anschlag gebracht; aber wir haben gefunden, daß nichts furchtbarer ist, als freiwillige Sklaverei. Ehre, Gerechtigkeit, Menschlichkeit gebieten uns, die Freiheit zu bewahren, die wir von unseren tapferen Vorfahren ererbt haben, und welche unsere unschuldige Nachkommenschaft von uns zu empfangen ein Recht hat. Gerecht ist unsere Sache; unsere Einigkeit ist vollkommen; unsere inneren Hülfsquellen sind groß, und wenn es nöthig werden sollte, so wird auswärtiger Beistand uns nicht entstehen. Wir fechten nicht für Ruhm und Eroberung; wir gewähren dem menschlichen Geschlechte das merkwürdige Schauspiel eines Volks, das von ungereizten Feinden angegriffen wird. Sie rühmen ihre Vorrechte und Zivilisation, und doch gestatten sie keine mildere Bedingungen, als Sklaverei oder Tod. In unserem eigenen Lande, zur Vertheidigung einer Freiheit, die unser Geburtsrecht mit sich bringt, zur Beschützung unseres Eigenthums, erworben durch den ehrlichen Fleiß unserer Väter und durch den unsrigen, gegen die Gewalt, die uns angethan werden soll, haben wir zu den Waffen gegriffen; und niederlegen werden wir sie, sobald die Feindseligkeiten unserer Angreifer aufgehört haben, und die Gefahr, daß sie erneuert werden könnten, verschwunden seyn wird. Doch auch nicht eher!"

Der Geist der Entschlossenheit, welcher aus dieser Deklaration sprach, hätte die brittische Regierung wohl davon überzeugen können, daß die Eroberung Amerika's ein Ding war, das sich nicht erwarten ließ. Die, welche in diesen Zeiten Großbritanniens Geschick leiteten, machten aber zugleich die Entdeckung, daß Leute, die sie als Ver-

räther und Rebellen bezeichneten, in ihren Unterhandlungen mit einer Geschicklichkeit zu Werke gingen, welche Achtung verdiente. Bei der sogenannten Quebeck-Bill hatten sich die Minister mit dem Gedanken geschmeichelt, daß sie die Kanadier durch die Wiederherstellung der französischen Gesetze so sehr auf ihre Seite ziehen würden, daß sie auf ihren Beistand in allem rechnen könnten, was gegen die Kolonisten unternommen werden sollte. Allein sie sahen sich in dieser Voraussetzung betrogen. Jene Bill erhielt so wenig den Beifall der Kanadier, welche seit sechzehn Jahren nach brittischen Gesetzen regiert worden waren, daß sie dieselbe geradezu als tyrannisch verwarfen. Noch mehr: als (worauf es ganz vorzüglich ankam, und wozu General Carleton, Guvernör dieser Provinz, sehr viel Hoffnung gemacht hatte) die Kanadier sich zum Kriege anwerben lassen sollten, weigerten sie sich jeder Theilnahme an diesem gefährlichen Streit mit einer Standhaftigkeit, über welche weder der Bischof von Quebeck, noch die ganze katholische Geistlichkeit das Mindeste vermochte. Die Bemühungen der brittischen Regierung, die Kolonieen durch die Kolonieen zu bezwingen, waren also vergeblich. Diese Bemühungen waren aber nicht minder vergeblich in allen den Versuchen, welche gemacht wurden, die wilden Stämme Nordamerika's für die Sache Englands zu gewinnen. Wie bedeutend auch die Geschenke waren, womit die Häupter dieser Stämme von den Agenten des brittischen Ministeriums überschüttet wurden: so blieben diese Häupter doch dabei stehen, daß sie nichts von diesem Streit verständen, und folglich nicht zu beurtheilen wüßten, ob das Unrecht auf Seiten der Bewohner Ame-

rika's oder auf Seiten derer sei, die jenseit des Ozeans ihr Wesen trieben; sie könnten sich nur darüber wundern, daß Engländer gegen Engländer Beistand suchten, und ihr Rath sei kein anderer, als daß beide Partheien sich mit einander vertragen, und unnützes Blutvergießen vermeiden möchten. Zugänglicher waren die Häupter der wilden Stämme für die Vorstellungen des Kongresses, dessen Agenten ihnen sagten: die Engländer jenseits des Ozeans hätten die Waffen ergriffen, um ihre Landsleute in Amerika zu Sklaven zu machen; und wenn die Indianer jenen hierbei ihren Beistand leisteten, so würde die Sklaverei auch über sie kommen. Durch Gründe dieser Art wurden diese Wilden bewogen, sich neutral zu verhalten; und auf diese Weise blieben die Kolonisten von einem nur allzu gefährlichen Feinde befreit.

Die brittische Regierung war nicht so sehr mit Leidenschaften erfüllt, daß sie nach dem Treffen bei Breeds-Hill nicht hätte Vergleichsvorschläge thun sollen; allein die Dinge waren bereits dahin gediehen, daß man ihren Absichten mißtrauete. Der Kongreß zu Philadelphia verwarf nicht bloß diese Vergleichsvorschläge, sondern war auch mehr als jemals darauf bedacht, dem Kriege eine solche Wendung zu geben, wodurch aller Vortheil auf seine Seite gebracht würde. Zu diesem Endzweck wurde das Heer verstärkt, und zum Oberfeldherrn ein Mann gewählt, der seit längerer Zeit das Vertrauen der ganzen Nation, d. h. aller bereits vereinigten Provinzen besaß. Dies war Georg Washington, dessen bereits oben in dem Kriege um Kanada gedacht worden ist. Mit ihm wurden zwei englische Offiziere, Horace Gates zum General-Adjutanten,

Charles Lee zum General-Major gewählt. Gleichzeitig erfolgte die Wahl der übrigen General-Majore und Brigadiers. Zu jenen gehörten Artemus Ward, Philip Schuyler und Israel Putnam; zu diesen Seth Pomarry, Richard Montgommery, David Wooster, William Heath, Josoph Spencer, John Thomas, John Sullivan und Nathaniel Green: Namen, welcher weiter unten öfter wiederkehren werden.

Unmittelbar nach diesen Wahlen hatte der Kongreß die Genugthuung, daß aus der Kolonie Georgia Abgeordnete anlangten, welche im Namen ihrer Kommittenten der Konföderation beizutreten wünschten. Die Gründe, welche sie anführten waren wie folgt: „Das Verfahren des Parliaments gegen die übrigen Kolonieen sei unterdrückend gewesen; nun wären zwar die Bewohner Georgia's bisher verschont geblieben, da sie aber glauben müßten, daß dies nicht aus Grundsatz, sondern nur aus Geringschätzung geschehen sei, so wollten sie es nicht darauf ankommen lassen, wie viel Gutes oder Böses ihnen von Seiten der brittischen Regierung für die Zukunft bevorstände, sondern ohne weiteren Zeitverlust dem Verein der Kolonieen beitreten."

Die Schwäche der brittischen Regierung war im Laufe des Jahres 1775 so auffallend, daß der Kongreß nach der Wahl des Oberfeldherrn in die Versuchung gerieth, der bloßen Defensive zu entsagen, und zum Angriff auf Großbritannien über zu gehen. Einen Gegenstand für denselben bot Kanada dar; und da durch die Einnahme der Forts Crown-Point und Ticonderago die Invasion sehr erleichtert war: so wurde beschlossen, auf diesem

Wege, wo möglich, in Kanada einzudringen, und Quebeck während des Winters zu erobern, ehe und bevor die Flotten und die Heere, auf deren Ankunft von England her man sich gefaßt halten mußte, anlangen könnten. Es wurden demnach auf den Befehl des Kongresses 3000 Mann unter die Leitung der Generale Montgommery und Schuyler gestellt, welche den Auftrag erhielten, bis an den Champlain-See vorzurücken, von wo aus sie auf Böten nach der Mündung des Sorel-Stroms versetzt werden sollten, um daselbst zunächst ein Fort gleichen Namens zu erobern.

Ihr Gegner war General Carleton, Guvernör von Kanada: ein Mann von großer Thätigkeit, und von so viel Erfahrung, daß er bisher im Stande gewesen war, mit einer sehr geringen Mannschaft die Mißvergnügten Kanada's in Zaum zu halten. Allen Gegenvorstellungen der Kolonisten zum Trotz, hatte er sein Heer durch eine beträchtliche Anzahl von Indianern verstärkt, so daß er das Ansehn gewann, als ob er in seiner sehr mißlichen Lage einen starken Widerstand leisten werde.

Als Montgommery bei Crown-Point anlangte, erhielt er die Nachricht, daß mehrere bewaffnete Fahrzeuge bei St. John's, einem starken Fort an dem Sorel, stationirt wären, um ihn an dem Uebergang über den See zu verhindern. Er nahm, weil ihm für den Augenblick nichts Anderes übrig blieb, zunächst Besitz von der Insel, welche die Mündung des Sorel beherrscht; und indem er sich sodann mit dem General Schuyler vereinigte, näherte er sich dem Fort St. John's. Da jedoch dieses Fort allzu stark war, so landete er zwar auf einem entfernten Punkt,

wo er sich für gesichert halten konnte; allein indem eine Parthei Indianer auf ihn eindrang, sah er sich zum Rückzug nach der Insel genöthigt, wovon er zuerst Besitz genommen hatte.

Eine gefährliche Krankheit, wovon General Schuyler um eben die Zeit befallen wurde, brachte den alleinigen Befehl über die Konlonial-Truppen in Montgommery's Hände; und der erste Gebrauch, den er von seiner Unumschränktheit als General machte, bestand darin, daß er die im brittischen Solde stehenden Indianer auf seine Seite zog. Nachdem ihm dies gelungen war, schritt er zur Belagerung des Forts St. John's. Diese wurde nicht wenig erleichtert durch die Uebergabe Chamblee's, eines kleinen Forts in der Nachbarschaft, wo er einen beträchtlichen Pulver-Vorrath fand. Zwar machte General Carleton an der Spitze von etwa tausend Kanadiern, welche mit Mühe zusammengebracht waren, einen Versuch zum Entsatz der belagerten Forts; allein er wurde auf einem Marsche dahin von den Provinzialen auf das Vollständigste geschlagen und bis nach Quebeck zurückgesprengt: eine erfreuliche Genugthuung für die Niederlage, welche der Oberst Ethan Allen nicht lange zuvor gelitten hatte, als er, aufgemuntert durch den plötzlichen Fall von Crown-Point und Ticonderago, nach Montreal vorgegangen war, wo der Widerstand der Miliz nicht hatte besiegt werden können. Das Fort St. John's, jetzt ohne Aussicht auf einen nahen Entsatz, ergab sich an Montgommery, welcher die Besatzung sehr milde und menschlich behandelte.

Die brittische Schifffahrt stromabwärts von Montreal bis Quebeck zum Stillstand zu bringen, dies war Mont-

gommery's nächste Angelegenheit; und auch diese führte er mit so gutem Erfolge durch, daß, nachdem sämmtliche Schiffe in seine Hände gefallen waren, Montreal sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, und General Carleton, der sich zufällig daselbst aufhielt, genöthigt war, in einem offenen Bote bei Nacht zu entfliehen.

Der Weg nach Quebeck stand von jetzt an den Amerikanern offen; doch um ihn zurück zu legen, mußten bedeutende Schwierigkeiten überwunden werden, welche theils in der Jahreszeit, theils in der Beschaffenheit des Erdreichs lagen; denn der Winter war eingetreten, und Wälder, Moräste und Einöden bildeten den Raum, welcher zurückgelegt werden mußte. Umstände dieser Art verdienten Berücksichtigung. Allein so groß war die Hitze der Provinzialen, daß der Oberst Arnold den Entwurf machte, von Neu-England nach Kanada auf einen kürzerem Wege zu gelangen, als der von Montgommery eingeschlagene war. Zum Erstaunen aller Kenner wurde dieser Entwurf ausgeführt; nur daß dadurch sehr wenig geleistet wurde, einmal weil die Mannschaft des Obersten Arnold sich unterweges sehr vermindert hatte, zweitens weil die Gegenwart der Angelangten bei dem gänzlichen Mangel an Belagerungs-Geschütz sehr wenig bedeutete. Zwar erstaunten die Kanadier über die That, und ihre Hinneigung zum Abfall von England wurde dadurch nicht wenig verstärkt, indeß wagte es doch Niemand, die Waffen für Amerika zu ergreifen. Die Bestürzung, worin die Bewohner Quebeck's Anfangs geriethen, wurden sogar zu einer Ursache des Mißlingens der Arnoldischen Unternehmung; denn sobald sich jene von den ersten Schrecken erholt hatten, verdop-

pelten sie ihre Wachsamkeit und Thätigkeit, um einer Ueberrumpelung vorzubeugen, und die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte Gemüther, welche früher nur allzu getrennt gewesen waren. So sah Arnold sich denn auf die Besetzung der Zugänge beschränkt, um die Besatzung von der Zufuhr abzuschneiden; und selbst dies vermochte er nicht durchzusetzen, weil seine Mannschaft dazu nicht ausreichte.

Dieser Zustand der Dinge wurde durch Montgommery's Ankunft nicht wesentlich verbessert. Die Zahl der Truppen, welche er herbeiführte, war, selbst nach ihrer Vereinigung mit Arnold's Leuten, noch zu unbedeutend, um einen so stark befestigten Platz unter dem Beistande von einigen Mörsern und Kanonen zur Uebergabe zu bewegen. Die Belagerung hatte den ganzen Dezember hindurch gedauert, als General Montgommery, fest überzeugt, daß nur eine Ueberrumpelung zum Ziele führen könnte, den letzten Tag des Jahres 1775 zu einem Versuche dieser Art verwendete. Er rückte mit Anbruch des Tages unter einem heftigen Schneegestöber an, so daß die Bewohner Quebecks nichts deutlich unterscheiden konnten. Zwei wirkliche Angriffe, von ihm und dem Obersten Arnold geleitet, wurden durch zwei Scheinangriffe unterstützt, welche die Besatzung irre führen oder theilen sollten. Der eine von den wirklichen Angriffen wurde von den Leuten New-Yorks, der andere, unter Arnold, von den Leuten Neu-Englands gemacht. Beide scheiterten dadurch, daß das Zeichen zum Angriff allzu früh gegeben wurde. Die größte Schwierigkeit hatte Montgommery zu überwinden, sofern er zwischen dem Fluß und einigen hohen Felsen, auf welche der obere Theil der Stadt gebauet ist, durch mußte, ehe er mit dem

Feinde handgemein werden konnte. Sein Schicksal war sehr bald entschieden. Kaum war er über die Barriere hinaus, als ein heftiges Kleingewehrfeuer und Traubenschüsse ihn, seine vornehmsten Offiziere und den größten Theil seiner Leute tödteten. Was übrig geblieben war, zog sich zurück. Inzwischen hatte Oberst Arnold einen verzweifelnden Angriff auf die Unterstadt gemacht, und nach einem einstündigen Gefecht, den ersten Schlagbaum überwältigt. Obgleich er beim ersten Beginn des Kampfes war verwundet worden: so hatten seine Offiziere doch denselben fortgesetzt, und der zweite Schlagbaum stand im Begriff zu fallen, als die Besatzung, welche zu der Einsicht gelangt war, daß nur auf dieser Seite etwas zu befürchten sei, ihre ganze Kraft gegen den Angriff richtete, und nach einem dreistündigen Gefecht die Provinzialen dergestalt überwältigte, daß der Ueberrest sich ergeben mußte. Ein so großer Unfall verdunkelte jede Aussicht auf irgend ein Gelingen. Nichts desto weniger konnte sich der Oberst Arnold nicht entschließen, das Feld zu räumen. Er blieb mit den 800 Mann, die allein noch übrig waren, in der Nähe von Quebeck, und beschränkte sich, wie früher, auf Abschneidung der Zufuhr. So überstand er den Winter, von den kanadischen Landleuten mit Lebensmitteln unterstützt; und der Kongreß, weit entfernt sein Betragen zu tadeln, ehrte seine Standhaftigkeit, und ernannte ihn zum Brigade-General.

Während dies im Norden vorging, erweiterte sich der Strudel der Unzufriedenheit mit dem Mutterlande im Süden. Lord Dunmore, Guvernör von Virginien, wurde in Zänkereien verwickelt, welche mit denen der übrigen

Kolonieen die größte Aehnlichkeit hatten. Eine Folge davon war, daß die Provinzial-Versammlung aufgelöset wurde. Dies aber brachte in Virginien eine Wirkung hervor, welche in den übrigen Kolonieen nicht auf dieselbe Weise eintreten konnte. Da nämlich Virginien eine große Anzahl von Sklaven enthielt, so mußte, wenn diese in den Schranken des unbedingten Gehorsams erhalten werden sollten, stets eine zahlreiche Miliz auf den Beinen seyn. Nun hatten, während der Auflösung der Versammlung, die Miliz-Gesetze ihre Endschaft erreicht; und da der Guvernör keine Anstalt zur Wiederbelebung derselben traf, so bildeten die Eigenthümer, nachdem sie sich über diese Saumseligkeit und über die damit verbundenen Gefahren beklagt hatten, einen Konvent, worin beschlossen wurde, daß jede Grafschaft ihr Kontingent zur Vertheidigung der Provinz stellen sollte. Hierüber ließ der Guvernör das vorräthige Pulver von Williamsberg fortschaffen; und hätten die Kaufleute dieser Stadt sich nicht ins Mittel gelegt, um für die der Gemeine angeblich zugefügte Schmach Genugthuung zu erhalten, so würde der Bruch mit dem Guvernör auf der Stelle vollendet worden seyn, so groß war die Unzufriedenheit mit seinem Verfahren. Die öffentliche Ruhe war indeß von keiner Dauer; denn als sich das Gerücht verbreitete, daß von dem Kriegsschiffe her, auf welches das Pulver gebracht war, eine bewaffnete Mannschaft unterweges sei, trat das Volk sogleich unter die Waffen, um sich jeder neuen Maßregel des Guvernörs zu widersetzen, der durch unüberlegte Reden das Vertrauen in einem sehr hohen Grade verscherzt hatte. Solche Reden waren: daß er die königliche Fahne aufpflan-

pflanzen, die Freiheit der Neger proklamiren und die Stadt Wilhelmsburg in einen Aschenhaufen verwandeln würde, wenn die Leute sich nicht ruhig verhielten. Man sieht aus solchen Aeußerungen, daß es mit dem gegenseitigen Mißvergnügen sehr weit gekommen seyn mußte. Um in seinem Besitzstande nicht zu leiden, hielt das Volk häufige Versammlungen. Dabei blieb es jedoch nicht; denn man bewaffnete sich, um den Guvernör zur Zurückgabe des Pulvers zu zwingen, und die öffentlichen Gelder in Beschlag zu nehmen.

Lord Dunmore wurde durch diesen Aufstand so in Angst gesetzt, daß er seine Familie an Bord eines Kriegsschiffes brachte. Er selbst trat zwar mit einer Proklamation hervor, worin er die Beförderer des Aufruhrs für Verräther erklärte, und das Volk feindseliger Gesinnungen beschuldigte; doch die Virginier ließen es nicht an Gegenbeschuldigungen fehlen, und indem so Ein Auftritt den anderen gab, gerieth der Guvernör in dieselbe Lage, worin sich Herr Hutchinson zu Boston befunden hatte. Lord Dunmore nun verlor darüber so sehr alle Besinnung, daß er seinen Palast mit schwerem Geschütz befestigte und Seesoldaten zur Bedienung desselben herbeischaffte. In dieser Stellung legte er einer, von ihm zusammenberufenen Versammlung Lord Norths Vergleichsvorschläge vor, die man jedoch hier eben so hinterlistig fand, wie allenthalben. Es zeigte sich bald, daß, in dem Verhältniß der Guvernörs zur Kolonie, alles sich nur verschlimmern konnte. Lord Dunmore selbst empfand dies so lebhaft, daß er sich an Bord desselben Linienschiffs begab, das seine Familie aufgenommen hatte, und von hier aus erklärte, daß er es

nicht länger wage, in Wilhelmsburg zu erscheinen. Hieraus entwickelte sich ein neuer Streit, welcher damit endigte, daß das Verhältniß zu dem Guvernör gänzlich aufgehoben wurde. Seines Guvernements beraubt, versuchte Lord Dunmore zwar, die, welche er nicht länger regieren konnte, durch die Gewalt zum Gehorsam zurück zu bringen: unterstützt von den strengen Vertheidigern der Sache Großbritanniens (an welchen es auch in dieser Kolonie nicht fehlte), unterstützt, vor allem, von einer großen Anzahl schwarzer Sklaven, führte er eine Zeit lang einen Raubkrieg. Durch diesen wurde er jedoch um so verächtlicher, weil er ihn durch Aufpflanzung der königlichen Fahne zu rechtfertigen versuchte. Da sich nun auf diesem Wege nichts durchführen ließ, weil die Pflanzer allenthalben auf ihrer Huth waren: so schlug er seinen Wohnsitz zu Norfolk, wo das Volk der von ihm vertheidigten Sache weniger abgeneigt war, so lange auf, bis man ihn auch aus diesem Orte vertrieb, und ihm keine andere Wahl ließ, als sich mit seinen Anhängern und Sklaven nach England einzuschiffen.

Ungefähr dasselbe Schicksal hatten die Guvernöre von Süd- und von Nord-Karolina: sie wurden vertrieben, weil man den Verdacht hegte, daß sie damit umgingen, die kleinen Pflanzer, welche meistens schottische Hochländer waren, gegen die Kolonieen in Bewegung zu setzen. Und so waren denn am Schlusse des Jahres 1775 die sämmtlichen Kolonieen wider England vereinigt, und für das letztere jede Aussicht verschwunden, die eine durch die andere in Zaum zu halten, und das alte Verhältniß des Mutterlandes in seiner bisherigen Form zu vertheidigen.

Der einzige Punkt, auf welchem Großbritannien seine alte Autorität in Beziehung auf die Kolonieen bewahrte, war Boston; doch ließ sich vorhersehen, daß der Kongreß zu Philadelphia alles aufbieten würde, um die Leiden der Bostonianer, welche in der That ganz unerträglich geworden waren, abzukürzen, wäre es auch durch solche Mittel, die ihren Nothstand für den Augenblick verschlimmerten. General Gage, welcher ihnen Anfangs die Erlaubniß ertheilt hatte, mit ihrer fahrenden Habe auszuwandern, hatte, man weiß nicht aus welchen Gründen, sein Wort zurückgenommen; und nachdem er im Oktober 1775 den Platz an den General Howe abgetreten hatte, war dieser aus Furcht, daß sich über die Lage der brittischen Truppen Nachrichten verbreiten konnten, so streng, ja so grausam gewesen, die Auswanderung bei Todesstrafe zu verbieten. Diese Lage der Bostonianer dauerte bis in das Jahr 1776, so daß sie für die eigentlichen Kreuzträger der Umwälzung gelten konnten, welche ein höheres Maß von Freiheit herbei zu führen bestimmt war.

Erst gegen den März des eben genannten Jahres hatte der General Washington die Anstalten vollendet, deren er bedurfte, um die Engländer mit Erfolg zu vertreiben. Den 2. März nahm das Bombardement auf der Westseite der Stadt seinen Anfang; es wurde jedoch, drei Tage später, durch eine Batterie auf der Ostseite verstärkt. Dieser furchtbare Angriff, unter welchem Boston sich in lauter Trümmern auflösen mußte, hatte vierzehn Tage gedauert, als General Howe zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Platz nicht länger zu halten sei, und den Entschluß faßte, den Feind aus seinen Verschanzungen zu ver-

treiben. Zu diesem Endzweck traf er Vorkehrungen zu einem nachhaltigen Angriff auf Dorchester Neck, einen Hügel, auf welchem die Amerikaner sich auf eine Weise verschanzt hatten, die große Vortheile in sich schloß. Nichts würde den brittischen General von der Ausführung seines Beschlusses zurückgehalten haben, wenn in dem entscheidenden Augenblicke nicht ein heftiger Sturm eingetreten wäre. Ueber demselben kühlte sich Howe's allzu feuriges Blut ein wenig ab. Gleich am folgenden Tage wurde, auf eine genauere Besichtigung der Werke, das Unternehmen nicht für rathsam gehalten: denn nicht genug, daß die Verschanzungen gut angelegt, und hinreichend mit Geschütz versehen waren, lagen auch mehr als hundert mit Steine angefüllte Oxhofte in Bereitschaft, welche auf den Feind herabrollen sollten, sobald er näher gekommen seyn würde: eine Vorkehrung, deren Wirkung bei der Steilheit des Hügels außerordentlich seyn mußte.

Es blieb nun nichts weiter übrig, als auf den Rückzug bedacht zu seyn. Auch dieser war nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren aller Art. Da jedoch die Amerikaner wußten, daß es von dem brittischen Generale abhing, ob er die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln wollte: so hielten sie es nicht für rathsam, den Rückzug zu erschweren. Zur Räumung Bestons wurden nicht weniger als vierzehn Tage angewendet; und während dieser Zeit blieben die Amerikaner ruhige Zuschauer dessen, was unter ihren Augen geschah. Zweitausend Einwohner, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an der Sache der Britten nicht zurückbleiben konnten, folgten dem Zuge des Heeres, das sich nach Halifax begab. Gleichwohl

konnte nicht verhindert werden, daß eine beträchtliche Anzahl von Schiffen in die Hände des Feindes fielen. Außerdem wurden auf Bunkers-Hill und Boston-Neck zurückgebliebene Kanonen, in der Stadt selbst aber bedeutende Vorräthe von wollenen und leinenen Zeuchen erbeutet, die den Provinzialen ungemein zu Statten kamen. Endlich konfiszirte man die Güter derjenigen, die nach Halifax entflohen waren, so wie auch die der Zurückgebliebenen, die es noch immer mit England hielten. So endeten die Auftritte bei Boston; weil jedoch die Amerikaner die baldige Rückkehr der brittischen Truppen mit bedeutenden Verstärkungen fürchteten, so wurde von ihnen alles angewendet, die Verschanzungen, wie stark sie auch seyn mochten, noch unüberwindlicher zu machen: eine Arbeit, bei welcher französische Ingenieure, die vor kurzem in Boston unter allerlei Verkleidungen angelangt waren, treffliche Dienste leisteten.

Unter diesen Umständen erweiterten sich die Ansichten der Amerikaner von ihrer Lage und ihrem zukünftigem Verhältniß zu Großbritannien. Nicht daß die Einsichtvollsten unter ihnen bereits entschlossen gewesen wären, jeder Abhängigkeit von dem Mutterlande zu entsagen; sie waren dies um so weniger, weil sie kein Mittel absahen, die verschiedenen Kolonieen so unter einander zu vereinigen, daß sie — gleichviel unter welcher Benennung — ein Ganzes bildeten. Allein es hatte sich in ihnen die Meinung erzeugt, daß Großbritannien, nach den Erfahrungen, die es seit dem Eintritt der Feindseligkeiten gemacht hatte, bereit seyn würde, sich ein solches Abkommen gefallen zu lassen, wobei die Steuerfreiheit der Ame-

rikaner gerettet bliebe; denn mehr wollten sie im Grunde nicht. Hätte Großbritannien gleiche Mäßigung bewiesen: so würde der Krieg beendigt gewesen seyn. Doch nichts lag weniger in den Absichten der brittischen Regierung, als auf halbem Wege stehn zu bleiben. Zur Fortsetzung des angefangenen Kampfes entschlossen, war sie nur auf die Herbeischaffung aller der Mittel bedacht, deren sie bedurfte, um eine Unterwerfung zu erzwingen, die sie hinterher nach ihrem Belieben gestalten wollte. Die größte Schwierigkeit, welche hierbei zu überwinden war, bestand in der Herbeiführung eines Heeres, das stark genug wäre, jeden Widerstand zu besiegen; und 50,000 Mann schienen für diesen Zweck nicht zu viel zu seyn. Doch woher diese Streitmasse nehmen? Der ganze Süden Englands war diesem Kriege abhold, und wenn der Norden es weniger war, so mußten die Minister doch Bedenken tragen, ihr Bedürfniß durch ihn zu bestreiten, theils weil dies sehr kostbar gewesen seyn, theils weil man der gesellschaftlichen Arbeit allzu viel nützliche Hände entzogen haben würde. Die Wilden Amerika's hatten, wie bereits bemerkt worden ist, ihren Beistand versagt. Der nächste Gedanke war nun, 20,000 Mann Russen in Sold zu nehmen; allein die Kaiserin Katharina die Zweite war allzu stolz, um einen solchen Antrag zu genehmigen. Es erfolgte nunmehr die Anforderung an die Generalstaaten Hollands, daß sie die in ihrem Solde befindlichen schottischen Regimenter der brittischen Regierung überlassen sollten; doch diese erklärten vor allen Dingen, daß eine solche Bewilligung ihre Befugnisse überschreite, und als der Antrag an die einzelnen Provinzen gelangte, zeigten sich nur zwei

geneigt, während alle übrigen aus den verschiedensten Gründen entgegen waren. Die Verlegenheit, worin die brittische Regierung sich befand, wurde endlich von einzelnen Fürsten Deutschlands gehoben, welche lieber ihren Schatz füllen, als ein Herz für ihre Unterthanen haben wollten. Auf diesem Wege erwarb Großbritannien einen Zuwachs von 17,000 Mann, die, indem sie nach Amerika versetzt wurden, keine andere Bestimmung hatten, als die brittische Macht in diesen Gegenden zu befestigen.

Diese Erwerbung, zu welcher das brittische Ministerium sich Glück wünschte, blieb kein Geheimniß.

Wie hätte dies Geheimniß aber bekannt werden mögen, ohne die Stimmung der Amerikaner auf's Wesentlichste zu verändern? Am Tage lag, daß die brittische Regierung sie aus ihrem Schutz gestoßen hatte, und jetzt damit umging, sie zu einem Gegenstande förmlicher Eroberung und Unterjochung zu machen. In Beziehung auf jene erste Handlung fühlten sie sich jeder Unterthanenpflicht entledigt; und sich jetzt für unabhängig erklären, hieß ihnen nichts weiter, als der Welt den wirklichen Zustand anzeigen, worein sie durch England versetzt worden. Die zweite Handlung berechtigte aber zu noch mehr; denn, indem Großbritannien sie mit fremden Truppen bekriegte, zwang es sie, um ihrer Selbsterhaltung willen, jedes Abhängigkeitsband für die ganze Zukunft zu zerreissen, und in der Bekämpfung des rechtmäßigen Suveräns fremden Beistand, wenn er sich darböte, oder auf irgend eine Weise gewonnen werden könnte, nicht zu verschmähen. Hier galt es also nicht sowohl eine Wahl, als vielmehr das zu thun, was unumgänglich nothwendig geworden

war, wofern man sich nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollte.

Es mochte nicht an Leuten fehlen, welche selbst mit dieser Nothwendigkeit kapituliren zu können vermeinten, als eine Schrift erschien, die, indem sie alles fortriß, jeder Ungewißheit ein Ende machte. Sie führte den Titel: „Der gesunde Menschenverstand," und ihr Verfasser war der Engländer Thomas Paine, der durch sie eine sonst unvorbereitete Berühmtheit gewann. Sprache, Stil, Methode, alles war in dieser Flugschrift darauf berechnet, die tiefsten Gründe des menschlichen Herzens zu bewegen. Ihr Verfasser verschmähete am wenigsten die Vorurtheile, die ihm dienen konnten. Er nahm sogar die heiligen Schriften zu Hülfe, um zu beweisen, daß die Gewalt, und selbst der Name eines Königs, Völkern verhaßt seyn müßten, welche die Freiheit liebten. Die Thorheit der Juden, die von einer priesterlichen, vom Himmel selbst eingesetzten Regierung abgefallen wären, um sich von Königen unterdrücken zu lassen, welche, nach und nach, die Auflösung des ganzen Volks herbeigeführt hätten, wurde also in dasjenige Licht gestellt, wodurch die Kolonisten, für die Republik eingenommen werden mußten; denn, je weniger sie über den wahren Inhalt der jüdischen Geschichte belehrt waren, desto leichter war es, sie dadurch irre zu leiten. Demnächst ließ Thomas Paine sich angelegen seyn, die Erblichkeit lächerlich zu machen; und hierbei nicht stehen bleibend, stellte er die Unterwerfung eines großen Kontinents in Amerika unter eine kleine Insel auf der entgegengesetzten Halbkugel als so abgeschmackt dar, daß die Kolonisten von allem Stolz, ja von aller Beur-

theilung hätten entblößt seyn müssen, wenn ihnen ihre Verzichtleistung auf England nicht als bloß vernünftig hätte erscheinen sollen. Die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Thunlichkeit einer Losreißung wurde streng erwiesen.

Diese Flugschrift fand die Kolonisten in einer Stimmung, worin sie, höchst beunruhigt über ihre Freiheiten, sehr geneigt waren, für die Feststellung derselben alles zu thun und zu leiden. Nichts war also natürlicher, als daß sie auf die Vereinigung ihrer Gefühle und Gesinnungen auf eine bewundernswürdige Weise hinwirkte. Fortan war die unbedingte Sonderung vom Mutterlande kein Gegenstand des Zweifels und der Bedenklichkeit. Tausende erklärten sich für dieselbe; und wenn ja noch einige Bedächtlinge übrig blieben, die, es sei in der Vorstellung von der überwiegenden Macht Englands, oder in dem Mißtrauen gegen die Beharrlichkeit ihrer Landsleute, bei dem bisherigen Zögerungs-System zu beharren wünschten: so wagten sie es nicht, ihre Stimme zu erheben. Der Kongreß, dessen Mitglieder meistens für die Unabhängigkeit gestimmt waren, benutzte diese allgemeine Erregtheit, um mit einer Erklärung hervorzutreten, die jede Verbindung mit Großbritannien aufhob. Sie war vom 4. Juli 1776, und lautete im Wesentlichen wie folgt:

„Wenn es im Laufe der menschlichen Ereignisse für ein Volk nothwendig wird, die politischen Bande, welche es mit einem anderen Volke vereinigt haben, aufzulösen und unter den Mächten der Erde die Stellung einzunehmen, zu welcher es durch die Gesetze der Natur, und durch die Gottheit berechtigt ist: dann erfordert die schuldige Achtung für die Meinungen des menschlichen

Geschlechts, daß man Auskunft gebe über die Ursachen, die zu einer solchen Trennung bewegen."

„Folgende Wahrheiten halten wir für solche, die nicht weiter erwiesen werden dürfen: daß alle Menschen gleich geschaffen sind; daß ihr Schöpfer sie mit gewissen unverlierbaren Rechten ausgestattet hat; daß, unter diesen, Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit oben an stehen; daß die Regierung eingesetzt ist, diese Rechte zu sichern, indem sie ihre rechtmäßige Gewalt von der Einwilligung der Regierten herleitet; daß, wenn irgend eine Regierungsform verderblich für diese Zwecke wird, das Recht des Volks diese Form verändern oder abschaffen kann, dergestalt, daß eine neue Regierung zum Vorschein kommt, welche auf diesen Grundsätzen ruht, und so organisirt ist, daß ihre Gewalten nur auf Herbeiführung der Sicherheit und Glückseligkeit abzwecken. Ganz zuverlässig wird die Klugheit nicht dafür stimmen, daß lang bestandene Regierungen, um leichter und vorübergehender Ursachen willen, verändert werden; auch hat die Erfahrung standhaft bewiesen, daß die Menschen mehr geneigt sind, Uebel, die ertragen werden können, zu dulden, als Formen abzuschaffen, an welche sie sich gewöhnt haben. Doch wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und Usurpationen, welche unabänderlich denselben Zweck verfolgen, die Absicht an den Tag legt, sie einer unbedingten Willkür zu unterwerfen; dann haben sie das Recht, dann ist es ihre Pflicht, eine solche Regierung abzuthun, und für neue Wächter der künftigen Sicherheit und Wohlfahrt zu sorgen. Dieser Art ist das geduldige Ausharren dieser Kolonieen gewesen; und dieser Art ist jetzt die Nothwen-

digkeit, welche sie zwingt, ihr früheres Regierungs-System zu ändern. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von Großbritannien, ist die Geschichte wiederholter Kränkungen und Usurpationen, welche sämmtlich darauf abzwecken, eine unbedingte Tyrannei über diese Staaten auszuüben. Um dies zu beweisen, sollen der unpartheiischen Mitwelt Thatsachen vorgelegt werden."

„Er hat den heilsamsten, den für das öffentliche Wohl nothwendigsten Gesetzen seine Zustimmung versagt."

„Er hat seinen Guvernören geboten, Gesetze von unmittelbarer und dringender Wichtigkeit nicht zu vollziehen und ihre Wirksamkeit so lange zu verzögern, bis seine Einwilligung erfolgt seyn würde; und nachdem die Gesetze auf diese Weise aufgeschoben waren, hat er ihnen seine Aufmerksamkeit versagt."

„Er hat sich geweigert, andere Gesetze, welche auf die Organisation großer Distrikte abzweckten, zur Vollziehung zu bringen, obgleich die Bewohner dieser Distrikte ihr Repräsentations-Recht bei der Gesetzgebung aufopfern wollten: ein Recht, das ganz unschätzbar für sie, und nur der Tyrannei furchtbar war."

„Er hat gesetzgebende Versammlungen an ungewöhnlichen, unzuträglichen und von den öffentlichen Archiven weit entfernten Oertern zusammenberufen, zu keinem andern Zweck, als um sie durch Ermüdung zur Annahme seiner Maßregeln zu bewegen."

„Mehr als einmal hat er gesetzgebende Versammlungen aufgelöset, weil sie sich standhaft seinen Eingriffen in die Volksrechte widersetzt hatten."

„Nach solchen Auflösungen hat er sich einen längern Zeitraum geweigert, neue Wahlen zu gestatten, wodurch die gesetzgebenden Gewalten, unfähig einer Vernichtung, in den Schoß des Volks zurückgekehrt sind, also daß jeder Staat, diesen ganzen Zeitraum hindurch, den Gefahren einer Invasion von außen her, und inneren Zerrüttungen zugleich ausgesetzt war.“

„Er hat versucht, die Bevölkerung dieser Staaten zu verhindern; zu welchem Endzweck er den Gesetzen, die sich auf die Naturalisation der Fremden beziehen, Hindernisse in den Weg gelegt, die Einwanderung in diese Lande gehemmt, und die Bedingungen neuer Aneignungen von Ländereien erschwert hat.“

„Er hat die Verwaltung der Gerechtigkeit erschwert, indem er sich geweigert hat, Gesetze zu genehmigen, welche sich auf die Feststellung der richterlichen Gewalten bezogen.“

„Er hat die Richter abhängig gemacht von seinem Willen, sowohl in Hinsicht des Empfangs ihrer Aemter, als in Hinsicht des Betrags und der Zahlung ihrer Besoldungen.“

„Er hat eine Unzahl neuer Aemter errichtet, und Schwärme von Beamten hieher gesendet, das Volk zu plagen und auf dessen Kosten zu leben.“

„Er hat in Friedenszeiten stehende Heere gehalten, ohne die Zustimmung unserer Gesetzgebungs-Behörden zu haben.“

„Er hat es darauf angelegt, das Militär unabhängig von der Zivil-Gewalt zu machen, und es über dieselbe zu erheben.“

„Er ist darauf ausgegangen, uns einer Jurisdiktion zu unterwerfen, welche unserer Verfassung fremd, und von unseren Gesetzen nicht anerkannt war.“

„Er hat eingewilligt in Parliaments-Akten, nach welchen er berechtigt wurde: starke Abtheilungen von Truppen bei uns einzuquartiren und sie, vermöge eines Scheinverfahrens, vor der Strafe zu bewahren, die ihnen wegen Ermordungen, an den Bewohnern dieser Staaten verübt, zu Theil werden konnten; ferner, unseren Handel mit allen Theilen der Welt abzuschneiden; ferner, uns Steuern ohne unsere Zustimmung aufzulegen; ferner, uns, in mancherlei Fällen, der Wohlthat eines Geschwornen-Gerichts zu berauben; ferner, uns jenseit der Meere zu versetzen, um wegen angeblicher Vergehungen gerichtet zu werden; ferner, das freie System brittischer Gesetze in einer benachbarten Provinz abzuschaffen, eine willkürliche Regierung in derselben einzuführen, und ihre Gränzen zu erweitern, dergestalt, daß diese Provinz (Kanada) zugleich das Muster und das Werkzeug der Einführung derselben unbedingten Herrschaft in diesen Staaten seyn möchte; ferner, uns unsere Freibriefe (charters) zu nehmen, unsere schätzbarsten Gesetze abzuschaffen und die Formen unserer Regierungen von Grund aus zu verändern; endlich, unsere Legislaturen zu suspendiren, und das brittische Parliament mit der Macht zu bekleiden, vermöge welcher es in allen Fällen unser Gesetzgeber ist.“

„Er hat seiner Regierung in diesem Lande dadurch entsagt, daß er uns aus seinem Schutze gestoßen, und einen Krieg gegen uns begonnen hat.“

„Er hat unsere Seen geplündert, unsere Küsten ver-

heert, unsere Städte verbrannt, das Leben unseres Volks zerstört."

„Er ist gegenwärtig damit beschäftigt, große Heere von Söldnern des Auslandes hieher zu versetzen, um die Werke des Mordens, der Verheerung und der Tyrannei, welche bereits mit einer in der Weltgeschichte unerhörten Grausamkeit und Treulosigkeit ihren Anfang genommen haben, und des Oberhauptes einer zivilisirten Nation durchaus unwürdig sind, zu vollenden."

„Er hat unsere, auf der offenbaren See zu Gefangenen gemachten Mitbürger genöthigt, die Waffen gegen ihr Vaterland zu tragen, und die Henkersknechte ihrer Brüder und Freunde zu werden, oder von den Händen dieser zu fallen."

„Er hat innerliche Insurrektionen unter uns erregt, und sich Mühe gegeben, die indianischen Wilden, deren einzige Kriegsmanier in der schonungslosen Zerstörung aller Alter, Geschlechter und Stände besteht, gegen die Bewohner unserer Gränzen zu hetzen."

„In den demüthigsten Ausdrücken haben wir um Abstellung dieser mannichfaltigen Bedrückungen geflehet; allein unsere wiederholten Bitten sind nur durch erneuerte Kränkungen erwiedert worden. Ein Fürst, dessen Charakter so durch jede That bezeichnet ist, die einen Tyrannen darstellt, ist unfähig, der Regierer eines freien Volkes zu seyn."

„Wir haben unsere Pflicht gegen unsere brittischen Brüder nicht unerfüllt gelassen: wir haben sie, von einer Zeit zur andern, vor den Versuchen gewarnt, welche ihre Gesetzgebung gemacht hat, eine unverantwortliche Juris-

diktion über uns auszuüben. Wir haben sie zurückerinnert an die Umstände unserer Auswanderung und unserer Niederlassung in diesen Landen. Wir haben an ihre angeborne Gerechtigkeit und Großmuth appellirt, und sie bei den Banden gemeinschaftlicher Abkunft beschworen, sich gegen diese Usurpationen zu erklären, welche unsere Verbindungen und Uebereinstimmung auf eine unvermeidliche Weise stören würden. Auch sie sind taub geblieben gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Blutsverwandtschaft. Wir müssen uns demnach in die Nothwendigkeit fügen, welche unsere Trennung verkündigt, und sie, wie den ganzen Ueberrest des menschlichen Geschlechts, im Kriege für unsere Feinde, im Frieden für unsere Freunde halten."

„Wir also, die Repräsentanten der Vereinigten Staaten Amerika's, versammelt in einem allgemeinen Kongreß, berufen uns wegen der Geradheit unserer Absichten auf den obersten Richter der Welt, und erklären, im Namen und auf die Autorität des guten Volks dieser Kolonieen, hiermit feierlichst:"

„Daß diese Vereinigten Kolonieen sind, und von Rechtswegen werden müssen, freie und unabhängige Staaten; daß sie von aller Unterthanenpflicht gegen die brittische Krone losgesprochen sind, und daß jede politische Verbindung zwischen ihnen und dem großbritannischen Staate gänzlich aufgelöset ist und werden muß; und daß sie, als freie und unabhängige Staaten, volle Gewalt haben, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handelsverbindungen zu stiften, und überhaupt alles zu thun, wozu unabhängige Staaten ein Recht, eine Befugniß haben."

„Und zur Aufrechterhaltung dieser Erklärung verpfänden wir, im vollen Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, gegenseitig unser Leben, unser Vermögen und unsere heilige Ehre.“

So verhielt es sich mit der feierlichen Lossagung der Kolonieen von dem Mutterlande. Alle traten der Erklärung bei, Maryland nicht ausgenommen, das sich bisher in einer gewissen Flauheit erhalten hatte, gegenwärtig aber begriff, daß es derselben entsagen müsse, wenn es sich nicht in eine allzu gefährliche Lage bringen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Welche positive Grundlage
hat das
Verfahren der katholischen Geistlichkeit Frankreichs
gegen die Schauspieler?

Wir haben in einem früheren Artikel auseinander zu setzen versucht, wodurch die katholische Geistlichkeit Frankreichs bestimmt wird, die Schauspielerwelt als etwas zu betrachten, das sich außerhalb der Kirche befinde, und folglich an den Segnungen derselben keinen Theil nehmen könne, es sei denn unter sehr bestimmten Bedingungen, welche die vollkommenste Unterordnung unter die Macht der Glaubenslehren in sich schließen *).

Auch in Frankreich sind über diesen Gegenstand Untersuchungen angestellt worden; und ein, schon im Jahre 1825 erschienenes Werk, betitelt: Des Comédiens et du Clergé, suivi de réflexions sur le mandement de Monseigneur l'Archevêque de Rouen, verdient, vermöge seines lehrreichen Inhalts in Deutschland allgemeiner, als es bei Werken dieser Art der Fall zu seyn pflegt, bekannt zu werden.

Ein besonderer Umstand bei diesem geistreichen Werke

---

*) Siehe den 22. Bd. dieser Monatsschrift, in dem Artikel: Voltaire und Talma in ihren zeitgemäßen Verhältnissen zur katholischen Kirche Frankreichs.

ist, daß sein Verfasser, der Baron d'Hénin de Cuvillers, sich als General-Major, Ritter des heiligen Ludwigsordens, Offizier des königlichen Ordens der Ehrenlegion, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. unterzeichnet. Dieser Umstand scheint uns um so merkwürdiger, weil er den Unterschied der gegenwärtigen Zeit vor jeder früheren darstellt; denn wer hätte wohl vor funfzig Jahren geglaubt, daß ein Militär dahin gelangen könnte, die Berechtigung der katholischen Geistlichkeit für den gegebenen Fall zu untersuchen, und die Frage zu ihrem Nachtheil zu entscheiden? Wenn irgend etwas, so beweiset eine solche Erscheinung, daß wir in einer Zeit leben, die sehr wesentliche Veränderungen für die öffentliche Lehre herbeiführen wird.

Der Baron d'Hénin de Cuvillers nun beginnt seine Untersuchung mit Betrachtungen über das überwiegende Ansehn, worin die Schauspieler zu Athen und zu Rom gestanden haben sollen. Seine Bemerkungen über diesen Gegenstand sind indeß nicht tief geschöpft. Es würde uns leicht werden, den Irrthum nachzuweisen, in welchen Herr von Cuvillers dadurch gerathen ist, daß er die Schauspieler nicht von Denen unterschieden hat, welche, nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch, Schauspiels-Direktoren genannt werden müßten. Diese waren in der Regel die angesehensten und die reichsten Bürger des Freistaats, die eben deßwegen leicht zu anderen wichtigen Verrichtungen gebraucht werden konnten, z. B. zu Gesandtschaften. Doch wir halten uns hierbei nicht auf, um schneller zu der Sache zu gelangen, um welche es sich handelt.

Die Aufgabe, welche Herr von Cuvillers sich selbst gemacht hat, ist doppelter Art; nämlich erstlich nachzuweisen, auf welchem gesetzlichen Fundament das Verfahren der katholischen Geistlichkeit gegen diejenigen Schauspieler beruht, die sie für Unchristen erklärt, und zweitens darzuthun, daß dieses gesetzliche Fundament alle Kraft verloren hat, seitdem diejenige Klasse, welche der Gegenstand so strenger Kirchengesetze war, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten verschwunden ist.

Mit dem gesetzlichen Fundament der katholischen Geistlichkeit, hinsichtlich ihres Verfahrens gegen die Schauspieler, verhält es sich nun folgender Maßen:

Das Konzilium von Elvira in Spanien, gehalten im Jahre 300 nach Chr. Geb., stellte folgenden Kanon auf: Si auriga et pantomimus credere voluerint, placuit, ut prius artibus suis renuntient et tunc demum suscipiantur. Qui se facere contra interdictum tentaverint, projiciantur. An dies Konzilium schloß sich ein zweites an, das vierzehn Jahre später zu Arles in Frankreich gehalten wurde, und dessen Satzungen im vierten und fünften Kanon folgender Maßen lauten: De agitatoribus qui fideles sunt, placuit eos, quamdiu agitant, a communione separari, und De theatricis, et ipsos placuit, quamdiu agunt, a communione separari.

Die Hauptfrage ist hier allerdings, was es mit diesen aurigis, pantomimis, agitatoribus, theatricis auf sich hatte? Die Verrichtung eines Auriga, wenn darunter nur der Wagenlenker im Zirkus verstanden werden kann, scheint so unschuldig, daß man nicht begreift, wie die heiligen Väter des Konziliums von Elvira auf den

Gedanken kommen konnten, ihn von der Gemeinschaft der Christen auszuschließen, wofern sie nicht darauf ausgingen, jedes nicht kirchliche Schauspiel zu verleiden. Von den Pantomimis kann man zugeben, daß sie sich in ihren Darstellungen sehr viel erlaubt haben, was einer gewissen Sittigkeit entgegen war, so, daß die Mitglieder eines Konziliums leicht in die Versuchung gerathen konnten, sie in den sanften Bann zu thun, wodurch erklärt wurde, daß sie vermöge ihrer gesellschaftlichen Verrichtung nicht zur Gemeine gehörten. Wer die Agitatores waren, wenn sie von den Aurigis unterschieden werden müssen, ist durchaus nicht klar. Herr von Cuvillers übersetzt das Wort durch jongleurs, bateleurs, so daß nur Taschenspieler gedacht werden können; allein bei dieser Uebersetzung bleibt alles ungewiß, bis auf das Einzige, daß der Kanon keine Anwendung mehr findet, weil die Agitatores eine ganz unbekannte Klasse geworden sind. Jetzt bleiben noch die Theatrici übrig; und in dieser Beziehung scheint die Berechtigung der Geistlichkeit gar nicht zweifelhaft. Doch, wenn darunter auch alle diejenigen verstanden werden müssen, welche im vierten Jahrhundert die Bretter betreten haben: so bleibt billiger Weise noch die Frage übrig: welche Aehnlichkeit haben die Schauspieler des neunzehnten Jahrhunderts mit den Schauspielern des vierten? und da man mit großer Sicherheit annehmen kann, daß im Laufe der letzten 14 Jahrhunderte mit der Schauspielerkunst eine eben so große Veränderung vorgegangen sei, wie mit allen übrigen Künsten: so muß die Berechtigung der Geistlichkeit hinsichtlich der Schauspieler, so lange als erloschen betrachtet

werden, als sie nicht nachgewiesen hat, daß der Geist des gegenwärtigen Schauspiels noch eben so unsittlich und geschmacklos sei, wie der, welcher den Unwillen ihrer Vorgänger im vierten Jahrhundert erregte.

Mit einem Worte: die Gesetze, auf welche die katholische Geistlichkeit ihre Berechtigungen gegen die Schauspieler stützt, sind gegenstandslos geworden, dadurch, daß von den verschiedenen Schauspielen des vierten Jahrhunderts nichts übrig geblieben ist, und daß das, was gegenwärtig Schauspiel genannt wird, einen Charakter angenommen hat, der nichts die Sittlichkeit Verletzendes in sich schließt. „Unstreitig, sagt Herr von Cuvillers, waren jene Gesetze gut, so lange man es mit Schauspielern zu thun hatte, welche die Sittlichkeit verdarben; unstreitig war es, in dem ganzen Zeitraum, welchen die erste und zweite französische Dynastie ausfüllten, heilsam und wohlthätig, daß die französische Geistlichkeit berechtigt war, allen Schauspielern ein christlich-kirchliches Begräbniß zu versagen, wenn sie nicht zuvor ihrer Profession abgeschworen, und ein neues Glaubensbekenntniß abgelegt hatten. Allein die katholische Geistlichkeit irrt sich, wenn sie glaubt, die Wetterstrahlen der Konzilien von Elvira und Arles, so wie die strengen Gesetze Karls des Großen gegen die Schauspieler s e i n e r Zeit *), auf die Schauspieler des neunzehnten Jahrhunderts anwenden zu können. Die letzteren haben mit den ersteren auch nicht das Mindeste gemein. Die Histrionen und Taschenspieler (bateleurs) des ersten

*) Er erklärte sie für i n f a m, und nahm ihnen das Recht, als Zeugen aufzutreten, oder eine Klage einzureichen.

und des zweiten Geschlechts, waren wirklich von der geistlichen und von der weltlichen Macht proskribirt. Nicht so die Schauspieler des dritten Geschlechts. Diese wurden durch den Willen unserer Fürsten, und durch Parlements-Beschlüsse bestätigt und eingesetzt. Sie hatten also die volle Berechtigung, die jedes für nützlich oder angenehm befundene Gewerbe hat und ausübt; und sie hatten diese Berechtigung nur, weil sie sich auf's Wesentlichste von den früheren Histrionen und Taschenspielern unterschieden."

Herr von Cuvillers versucht nunmehr den Gang zu zeichnen, den das französische Schauspiel der gegenwärtigen Zeit in seiner Entwickelung genommen hat. Den ersten Keim desselben bilden die Troubadours, d. h. die provenzalischen Dichter. An diese schlossen sich die Jongleurs oder Gaukler an, welche das, was jene gedichtet hatten, entweder mit Gesang, oder mit Musik, oder mit Beidem zugleich begleiteten. Troubadours und Jongleurs zogen mit ihren Familien einen längeren Zeitraum im Lande umher, und brachten ihre Künste da an, wo sich ein Gewinn erwarten ließ, d. h. an den Höfen der Fürsten und Großen des Reichs, wo ihnen, außer Speise und Trank, Kleidungsstücke, Waffen und Pferde, bisweilen aber auch G e l d verabreicht wurde. In dieser Gesellschaft befanden sich auch bisweilen Erzähler. Sie unterschieden sich von den Troubadours dadurch, daß sie ihren Vortrag in Prosa hielten, während die Troubadours immer nur in Versen redeten. Die Jongleurs verbanden mit ihrer Stimme und mit ihrer Musik auch Gestikulationen, wodurch sie den früheren Patomimen näher kamen; und es ist zu glauben, daß sie hierdurch anstößig wurden,

um so mehr, weil sie ihre pantomimischen Leistungen durch Affentänze zu unterstützen pflegten. Zu einer Zeit also, wo die Troubadours noch in dem größten Ansehn standen, waren die Jongleurs bereits verachtet, und es ist eine bekannte Sache, daß Philipp August sie im ersten Jahre seiner Regierung nicht bloß von seinem Hofe verbannte, sondern auch aus seinen Staaten — denn Frankreich war im zwölften Jahrhundert noch unter vielen Herren getheilt — verjagte. Nur die, welche sich eines besseren Anstandes beflissen, blieben zurück, und man muß annehmen, daß das, was Ludwig der Heilige in Hinsicht ihrer verordnete, die wohlverdiente Frucht erhöheter Anständigkeit war. Bekanntlich legte dieser König unter dem kleinen Schlößchen *) einen Zoll für diejenigen an, die nach Paris kamen. Nach seinen Anordnungen nun bezahlte der Jongleur seinen Zoll dadurch, daß er einige Stanzen vor dem Zöllner absang. Ein Kaufmann, der einen Affen einführte, um ihn zu verkaufen, mußte vier Denare bezahlen; gehörte aber der Affe einem Spielmanne (joueur), so sollte dieser der Zölle dadurch überhoben seyn, daß er vor dem Zöllner spielte. Daher das französische Sprichwort: Payer en monnaie de singe, en gambades. Die Jongleurs bildeten mit der Zeit sogar eine Art von Zunft in der Hauptstadt Frankreichs, und die Straße, welche gegenwärtig St. Julien des Menetriers genannt wird, hieß früher die Jongleur-Straße. Troubadours und Jongleurs gehörten aber nicht nothwendig beisammen; und jene, wenn sie selbst Stimme hatten, oder Musik verstanden,

---

*) Petit chatelet.

zogen, als wandernde Schauspieler, für eigene Rechnung im Lande umher, und nährten sich so gut sie konnten, wobei man nicht aus der Acht lassen darf, daß die meisten von ihnen Edelleute waren.

In diese Art von Schauspielen wurde nicht eher eine wesentliche Veränderung gebracht, als bis unter Karl dem Fünften (König von Frankreich) der sogenannte Königsgesang (chant royal) empor kam: eine Art von Poesie, welche sich, der Form nach, der Ballade zwar sehr näherte, aber immer Gott oder die heilige Jungfrau zum Gegenstande hatte.

Damit aber verhielt es sich auf eine eigenthümliche Weise.

Von den Pilgern, welche nach dem gelobten Lande gezogen waren, kamen die meisten in der größten Entblößung zurück; und um in den Straßen von Paris Almosen zu gewinnen, sangen sie Lieder, die sie unterweges theils über das Leiden Christi, theils über die Wunderdinge, die ihnen auf ihrer Reise vorgekommen waren, gemacht oder gelernt hatten. Je mehr dies aber einbrachte, desto schneller wurde es zu einem förmlichen Gewerbe ausgebildet. Die Pilger, die aus Palästina zurückgekommen waren, thaten sich zusammen mit anderen Pilgern, die ihren Wanderstab nur nach St. Jakob von Compostella, oder nach U. L. Fr. von Loretto oder von St. Beaume gesetzt hatten. Jeder wußte etwas mitzutheilen, das in seinen besonderen Erfahrungen lag; und indem jeder durch seinen seltsamen Anzug, zu welchem vor allen Dingen Muscheln gehörten, die Aufmerksamkeit noch besonders an sich zog, kam es sehr bald dahin, daß einige wohlhabende

Bürger der Hauptstadt, diesen neuen Schauspielern Gerüste bauen ließen, auf welchen sie bald irgend einen zum Martyrer gewordenen Christen, bald irgend eine Wunderthat, oder auch irgend ein Geheimniß der Religion, darstellten. So verhielt es sich mit dem ersten Anfange des jetzigen Schauspiels.

Bei dieser neuen Wendung, welche die Schauspielerkunst genommen hatte, konnte die Geistlichkeit nicht länger ihre Feindin und Verfolgerin bleiben; sie mußte sogar ihre Freundin werden, sobald sie bemerkt hatte, daß sie sich für die Zwecke der katholischen Kirche trefflich benutzen ließ. Vor allem bedurften die langweiligen Prozessionen, welche die Geistlichkeit von einer Zeit zur andern veranstaltete, einer kräftigen Belebung, damit es ihnen nicht an Theilnehmern fehlen möchte. Ein Versuch dieser Art wurde gemacht; und da der Erfolg jede Erwartung übertraf, so dehnte man ihn dahin aus, daß man in Begleitung dieser Schauspieler weite Wanderungen nach volkreicheren Städten anstellte, um die daselbst gesunkene Andacht zu heben; so dachte man sich wenigstens den Zweck. Bald wendete man das Schauspiel unmittelbar auf den Gottesdienst an. Am Tage der fête Dieu, d. h. des heil. Sakraments, wurden zu Aix in Provenze alle Mysterien des alten und des neuen Testaments aufgeführt, und als die Bundeslade zum Besten gegeben wurde, fehlte es nicht an Tänzern, die ihr vorangingen. Die Vermischung des Schauspiels mit dem Gottesdienste ging in diesen Zeiten so weit, daß man Mühe gehabt haben würde, den letzteren in dem erstern wieder zu finden; allein die Geistlichkeit war damit gar nicht unzufrieden, weil die Menge

sich durch diese Vermischung nur desto mehr an die kirchlichen Zeremonieen angezogen fühlte. Unter Karl dem Sechsten bildeten sich Gesellschaften, welche diese Stücke in Handlungen und Auftritte abtheilten, und dafür sorgten, daß jede Rolle tüchtig besetzt war. Die erste Vorstellung dieser Art geschah zu St. Maur; sie war betitelt: „das Leiden unseres Herrn.“ Wenige Tage darauf wurde dasselbe Stück zu Paris gespielt, und so stark war der Volks-Strom, daß der Stadt-Voigt (Prévot) das Schauspiel untersagen mußte. Allein die Pilger — denn diese Benennung führten die Schauspieler in diesen Zeiten — wendeten sich an den Hof; und um diesen für sich zu gewinnen, gestalteten sie sich zu einer Brüderschaft, welche die Benennung „Brüder der Leiden Unseres Herrn“ annahm. Karl der Sechste wollte einige von ihren Stücken sehen; und sie gefielen ihm so sehr, daß die Pilger zu ihrer Niederlassung in Paris offene Briefe erhielten (4ten Dezember 1402), worin der König ihnen die Erlaubniß ertheilte, in der Aufführung ihrer frommen Komödien fortzufahren, nur daß sie verpflichtet wurden, einige von seinen Beamten dazu einzuladen. Er erlaubte ihnen zugleich, angekleidet, wie die Rolle eines Jeden es mit sich bringen würde, durch die Stadt zu ziehen.

Auf diese Erlaubniß gründete die Gesellschaft der Passion die Ausübung der Brüderschaft in der Kapelle der heiligen Dreieinigkeit. Das Haus, von welchem diese Kapelle abhing, war außerhalb des Thores nach St. Denis hin von zwei Deutschen erbauet worden, und hatte die Bestimmung, Pilger und arme Wanderer aufzunehmen, welche allzu spät angekommen waren, um Aufnahme in

der Hauptstadt finden zu können, deren Thore damals regelmäßig sehr früh geschlossen wurden. Die Passions-Brüder mietheten einen Saal in diesem Hause, und schlugen daselbst ihre Bühne auf. Die von ihnen gespielten Stücke wurden Anfangs Moralitäten, in der Folge Mysterien genannt; und so gab es denn, außer dem Mysterion der Passion, noch manche andere Mysterien, z. B. der Apostelgeschichte, der Offenbarung des heil. Johannes u. s. w. Diese sogenannten Komödien fanden in kurzer Zeit so viel Beifall, daß sie an mehreren Orten des Königreichs auf öffentlichen Bühnen gespielt wurden, und man behauptet, daß das Gottesfest zu Aix in Provenze noch ein lächerlicher Ueberrest davon sei.

Die Aufführung dieser sogenannten heiligen Komödien hielt beinahe anderthalb Jahrhunderte vor; doch wurde dabei derselbe Kunstgriff gebraucht, wodurch das Interesse an den Tragödien in Griechenland lebendig erhalten wurde. Bekanntlich hat die Komödie ihren Ursprung in der sogenannten Travestirung; und diese hatte zu allen Zeiten ihre Nothwendigkeit darin, daß eine ernsthafte Stimmung nicht allzu lange vorhält. Nun konnten zwar die Passions-Brüder nicht ihre Mysterien lächerlich machen; zum wenigsten würde die Geistlichkeit darin eine tödtliche Beleidigung, und mit derselben zugleich die Aufforderung gefunden haben, diesen Schauspielen ein Ende zu machen. Allein jene halfen sich dadurch, daß sie irgend eine Posse damit in Verbindung brachten, die ganz auf den großen Haufen berechnet war. Was den Gegenstand dieser Possen bildete, läßt sich nicht mehr sagen; allein ihre allgemeine Benennung hat sich erhalten. Man

nannte sie — unstreitig mit Beziehung auf einige Auftritte in diesen Stücken — die Spiele der gequetschten Erbsen.

Den Passions-Brüdern war es darum zu thun, ihr Glück auch für die Zukunft zu sichern. Zu diesem Endzweck konnten sie nicht im Dienste der Geistlichkeit bleiben; und was eine Trennung von derselben leicht machte, war der Geist des Protestantismus, der seit zwei Jahrhunderten in Frankreich lebendig war, und, obgleich vielfach eingeschläfert, am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts durch die Kriege, welche Karl der Achte und Ludwig der Zwölfte in Italien zu führen hatten, nothwendig zu einem verstärkten Leben erwachen mußte. Unter diesen Umständen hielten es die Passions-Brüder im Jahre 1511 ihrem Vortheile angemessen, mit dem Narren-Fürsten und dessen Unterthanen in Verbindung zu treten. Dies waren Possenreisser, welche sich seit einigen Jahren unter der Benennung von Kindern ohne Sorge zusammengethan hatten, um einige komische Stücke aufzuführen; sie waren sämmtlich von guter Herkunft, nicht ohne Bildung, und vereinigt unter einem Oberhaupte, den sie den Fürsten der Narren oder der Gesellschaft nannten. Begünstigt vom Hofe, genossen sie die Freiheit, von den Umständen zu reden, worin das Königreich sich befand, „damit — so drückt ein Schriftsteller jener Zeiten sich darüber aus — das Volk die abgeforderten Steuern bereitwilliger entrichten, und die Gerechtigkeit der unternommenen Kriege nicht bezweifeln möchte." Man sieht hieraus, daß die Tendenz des Schauspiels in dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts durchaus politisch

geworden war. Ganz in dieser Tendenz wurde 1511 zu Paris am Fastnachtstage ein allegorisches Stück aufgeführt, worin Papst Julius der Zweite, der Ludwig den Zwölften wider sich aufgebracht hatte, dargestellt wurde als Fürst der Narren, begleitet von einer närrischen Mutter, welche für die Kirche gehalten seyn will. Dies Stück, das noch vorhanden ist, würde den Geschmack der Zeitgenossen wenig befriedigen. Gleichwohl läßt sich nicht läugnen, daß es artige Auftritte in sich schließt. Nach einem Selbstgespräch voll hübscher Einfälle über den Fürsten, ihren Sohn, der seines Adels vor ihrer Thüre vergißt, will die närrische Mutter anfangs die französischen Herren für sich zu gewinnen; sobald sie aber sieht, daß ihr dies nicht gelingen wird, richtet sie das Wort an die Geistlichkeit, und ruft:

Prälaten, auf! es gilt, es gilt!
Verlasset Kirche und Altar!
Gar tapfer halte Jeder sich,
Weil dadurch nur der Sieg gelingt.
Ich selbst, so alt und schwach ich bin,
Geh, Pfründner, euch voran zum Sturm.

Und wirklich bringt die närrische Mutter die Prälaten zum Angriff auf die Herren. Doch diese wehren sich tapfer, treiben die Prälaten zurück und verjagen sie zuletzt gänzlich von der Bühne. Das ganze Stück endet damit, daß man die närrische Mutter genauer untersucht, wo sich denn findet, daß sie nicht die Kirche ist. Man verhöhnt sie, und nimmt ihr zuletzt die Tiare und die Pontifikalien, welche sie profanirt hat.

So das Stück. Die Regierung dieser Zeit duldete

dergleichen, weil es ihrem Vortheile gemäß war; und die Geistlichkeit durfte nichts dagegen einwenden, weil die Schauspieler die Assoziirten der Passions-Brüder waren. Lange nach dem Konkordat, welches die Frucht der Schlacht bei Marignan war, d. h. erst im Jahre 1546, gelang es den Mönchen von der Dreieinigkeit, die Passions-Brüder und deren Genossen aus dem Hause zu vertreiben, wo sie ihre Bühne aufgeschlagen hatten; und dies geschah durch einen Parlements-Beschluß. Die Brüder schlugen hierauf ihr Theater in einem Theil des Hotels Flandern auf, wo sie jedoch auch nicht lange geduldet wurden. Endlich entschlossen sie sich, das ehemalige Hotel Burgund zu kaufen, wo sie ihre Vorstellungen zu geben fortfuhren. Das Parlement gab den 19. Nov. 1548 seine Genehmigung dazu unter der Bedingung, daß sie erlaubte und anständige Profan-Stücke (so war es ausgedrückt), aber durchaus nicht mehr das Mysterion der Passion, noch irgend ein anderes Mysterion spielen sollten.

Auf diese Weise erhielt das, was, zum Unterschiede von dem katholischen Kirchenthum, gegenwärtig schlechtweg Komödie oder Schauspiel in Frankreich genannt wird, seine Entstehung. Was das Parlement am Schlusse des Jahres 1548 bewilligt hatte, das bestätigte Heinrich der Zweite im März des Jahres 1559; und von diesem Augenblicke an ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Komödie oder das Schauspiel durch die höchsten Behörden des Königreichs gebilligt und genehmigt ist, daß also die Geistlichkeit weder direkt noch indirekt eine Gewalt darüber auszuüben hat. Alle Berechtigungen, welche ihr, sowohl durch die Konzilien-Beschlüsse von Elvira und Arles, als durch

Kapitularien Karls des Großen zu Theil geworden waren, hatten ihre Endschaft in dem Untergange der Künstler gefunden, gegen welche sie gerichtet waren. Die neue Kunst, die sich zu entwickeln begann, war kein Gegenstand der Zensur für eine Geistlichkeit, deren Bestimmung die Leitung des Intellektuellen und des Sittlichen der Gesellschaft in sich schloß; denn diese neue Kunst zweckte in sich selbst auf nichts Anderes ab, als auf Vermehrung des Intellektuellen und des Sittlichen. Ihre beiden Hauptformen (Tragödie und Komödie) waren dazu gleich sehr geeignet.

Doch wir müssen den Gang verfolgen, den die Entwickelung des Schauspiels in Frankreich nahm.

Die Passions-Brüder waren so reich geworden, daß sie nicht länger den Beruf fühlten, die Bühne zu betreten. Da sie jedoch in dem alleinigen Besitz eines Privilegiums waren, so traten sie dasselbe, so wie das Hotel Burgund, an andere Schauspieler ab, die sich den Beifall der Menge erworben hatten. Die Bedingungen der Abtretung sind unbekannt geblieben, bis auf eine, vermöge welcher die Passions-Brüder sich zwei Logen (für sich und ihre Freunde) vorbehielten, die der Bühne am nächsten lagen, und eben deßwegen Herren-Logen genannt wurden. Eine Posse Patelins war das erste Stück, das gespielt wurde; doch bald nahm das Schauspiel einen Charakter an, worin es sich den gegenwärtigen Formen näherte. Das erste regelmäßige Lustspiel, von Stephan Jodelle ausgearbeitet, führte den Titel: das Zusammentreffen, und machte so viel Eindruck, daß es mehr als einmal vor dem Könige (Heinrich dem Zweiten) gespielt werden mußte. Heinrich der Dritte fand so viel Belieben an Schauspielen,

Gesängen, Tänzen und Balleten, daß er, um diesen seinen Geschmack zu befriedigen, italienische Schauspieler kommen ließ. Diese, gli Gelosi genannt, öffneten ihre Bühne den 29. Mai 1577 im Hotel des Kleinen-Bourbon. Wie sehr sie auch den Beifall des Hofes haben mochten: so entstand ihnen, die schwerlich noch etwas mehr als tüchtige Possenreißer waren und es mit dem öffentlichen Anstande eben nicht genau nahmen, doch der Beifall des Publikums in einem so hohen Grade, daß das Parlement sich ins Mittel schlagen, und die Obscönitäten der Gelosi verbieten konnte. Dies half nun zwar sehr wenig, weil die Italiener im Schutze des Hofes standen; allein das Schicksal der Gelosi wurde von einer anderen Seite her entschieden, nämlich durch das Auftreten der clercs de la Basoche, einer neuen Schauspielergesellschaft, welche sich durch den hohen Ernst ihrer Stücke empfahl, die, im Gegensatze von den Leistungen der Italiener, pièces de moralité genannt wurden. Diese Stücke waren doppelter Art: Tragödien, in welchen es jedoch auf bloße Personifikation von Tugenden und Lastern ankam, und Komödien in der Form von Possen, worin selbst die vornehmsten Personen nicht verschont blieben. Die Zügellosigkeit, welche in dieser Hinsicht Statt fand, konnte um so weniger gemäßigt werden, weil es während der bürgerlichen Kriege an dem Ansehn fehlte, wodurch dergleichen allein zu bewirken ist. Erst im Jahre 1609, also gegen das Ende der Regierung Heinrichs des Vierten, verbot eine Polizei-Verordnung den Schauspielern irgend welche Komödien und Possen aufzuführen, welche nicht vorher dem Prokurator des Königs vorgelegt worden. Auf diese Weise

trat

trat das öffentliche Schauspiel unter den unmittelbaren Schutz der weltlichen Macht; und da niemals ein königlicher Prokurator von der Geistlichkeit in den Bann gethan ist, weil er die Aufführung eines Stücks genehmigt hat, so darf man wohl behaupten, daß die Geistlichkeit noch weit weniger berechtigt gewesen sei, irgend einen Schauspieler, als solchen, in den Bann zu thun.

Im Jahre 1660 wurde eine neue Schauspielergesellschaft berechtigt, ihre Bühne in einem Hause aufzuschlagen, das unter der Benennung hôtel d'argent bekannt geblieben ist. Die Passions-Brüder waren um diese Zeit noch nicht ausgestorben; sie bildeten vielmehr in der französischen Schauspielerwelt eine Art von Adel, dem in der Erinnerung an seine früheren Verdienste alles tributär werden mußte: denn auch die neue Schauspielergesellschaft wurde zur Entrichtung eines Thalers für jede Vorstellung an die Passions-Brüder verpflichtet. Um dieselbe Zeit brachte Ludwigs des Vierzehnten Gemahlin, eine spanische Prinzessin, spanische Schauspieler nach Paris, die daselbst jedoch kein Glück machten, weil man ihre Sprache allzu wenig verstand. Mitten unter diesen bald unglücklichen, bald halbglücklichen Versuchen, zu welchen man noch den Umstand hinzudenken muß, daß die weltliche Macht mit jedem Jahre unabhängiger von der geistlichen wurde und die letztere zu beherrschen begann, traten zwei so talentvolle Männer, wie Moliere und Corneille, auf. Sie mußten, vermöge des Umfanges ihres Geistes, über alles entscheiden, was in dem Verhältniß des Schauspielhauses zur Kirche zweifelhaft geblieben war; und wie die französische Geistlichkeit sich auch immer gebehrden mochte: so

konnte sie sich dabei doch nicht verhehlen, daß das Schau=
spiel ein öffentliches Bedürfniß geworden war, und daß
die Regierung sich dieses Bedürfnisses in jeder Beziehung
annahm. Moliere's Schauspieler=Truppe nahm, vom
Jahre 1665 an, den Titel der königlichen (troupe du
Roi) an, und Ludwig der Vierzehnte schenkte Moliere'n
den Saal des Palais=Royal zur Aufführung seiner Stücke:
ein Geschenk, das, nach Moliere's Tode im Jahre 1673,
auf den berühmten Lulli überging, um in diesem Saale
seine Opern aufzuführen.

Will man den Werth, den der Hof und das Publi=
kum gleichmäßig auf das Schauspiel und auf Diejenigen,
wodurch es allein vollzogen werden konnte, legten, etwas
genauer abschätzen: so darf man einen Umstand nicht un=
beachtet lassen, der in dieser Angelegenheit entscheidend ist.
Wer in Frankreich das Gewerbe eines Kaufmanns, eines
Manufakturisten, eines Pachters und selbst eines Künst=
lers höherer Gattung einlernte und übte, verlor durch die
That selbst seinen Adel; so sehr hatte sich im siebzehnten
und achtzehnten Jahrhundert dieser Begriff von allem bloß
Nützlichen getrennt. Aber er war im Zusammenhang ge=
blieben mit dem, was der Gesellschaft angenehm ist; und
gerade hierin lag es, daß man Schauspieler werden konnte,
ohne seinen Adel im Mindesten zu schaden. Die erste Ent=
scheidung dieser Art erfolgte im Jahre 1668 von Seiten
des französischen Staatsraths. Josias von Soulas, Herr
von Floridor, ein Edelmann aus Languedok, welcher bei
der königlichen Truppe des Hotels Burgund mit ungemei=
nem Erfolge spielte, wurde zu einer Zeit, wo die Usurpa=
tion des Adels zu einem Gegenstande gerichtlicher Unter=

suchungen erhoben war, wegen seines Uebertritts zu einer Schauspielergesellschaft angefochten; wobei man von dem Grundsatz ausgegangen war, daß ein Edelmann sich nicht entschließen werde, das Metièr eines Schauspielers zu ergreifen. Der Fall war neu, und die französische Gesetzgebung bot keinen Entscheidungsgrund dar. Unter diesen Umständen konnte nur der Staatsrath entscheiden; und dieser, d. h. der König selbst entschied dahin, daß sich der Adel mit der Schauspielerkunst vertrage, und daß folglich der Herr von Floridor unangefochten bleiben solle. Nicht lange darauf adelte Ludwig der Vierzehnte den berühmten Lulli dadurch, daß er ihm den Titel und die Stelle eines königlichen Sekretärs ertheilte; woraus Herr von Cuvillers nicht mit Unrecht folgert: „daß die Schauspieler des dritten Zeitalters, die, welche aus den Passions-Brüdern hervorgegangen sind, in der Gesetzgebung Frankreichs, und in dem Schutze der französischen Könige, alle Privilegien und bürgerlichen Rechte genießen, welche den Menschen in der Gesellschaft ehren."

Herr von Cuvillers findet die Forderungen, welche die französische Geistlichkeit, seit der Restauration, an die Schauspieler macht, um so auffallender und unverantwortlicher, je weniger sie von dem Beispiel der katholischen Kirche in anderen Ländern unterstützt sind.

„In Frankreich, sagt er, exkommunizirt man die Schauspieler, und die Priester versagen ihnen ein Begräbniß; und doch sehen wir in Italien den suveränen Papst, sogar mit großen Kosten, Theater errichten. In Rom, dieser Hauptstadt des Domäns Jesu Christi, giebt es nicht weniger als acht Schauspielhäuser, in welchen man Tag

für Tag Geistliche, Mönche und Prälaten antrifft. Papst Benedikt der Dreizehnte hat aus seinem päpstlichen Schatze das Theater Tordione bauen lassen, welches 5 Ränge von 26 Logen hat; und das römische Volk ist so lüstern nach Schauspielen, daß selbst die Bettler sich lieber das Brodt, als den Besuch des Schauspielhauses versagen. Der suveräne Papst duldet also nicht bloß die Schauspiele, sondern führt sie auch ein, und hat unstreitig seine Freude daran, daß Priester, Prälaten und die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, den Raum des Schauspielhauses ausfüllen. Die Kirche vertheidigt die Theater; und Papst Innocenz organisirte sie auf eine eigenthümliche Weise, als er den Weibern das Betreten der Bretter untersagte, und den Befehl ertheilte, daß junge Kastraten in weiblicher Kleidung ihre Stelle ersetzen sollten. Wie stark mußte dieser Papst das Bedürfniß des Schauspiels fühlen, da er seine Zuflucht zu einem Mittel nehmen konnte, das allen kirchlichen Gesetzen entgegen ist, welche nicht bloß die Entmannung, sondern auch die Verkleidung mißbilligen? Doch so schwankend ist die Kirche der gegenwärtigen Zeit, daß sie nicht weiß, was sie will, oder wollen darf! Man exkommunizirt die Schauspieler, wenn sie in articulo mortis ihr Leben nicht bereuen; und wie lange ist es her, daß die Klöster bei den Theatern bettelten, nachdem diese angefangen hatten, von ihrer Einnahme an die Kapuziner und andere Bettelmönche abzugeben? Ein Bettelbrief dieser Art ist auf folgende Weise abgefaßt: „Meine Herren! die Augustiner-Mönche der Vorstadt St. Germain ersuchen Sie demüthigst, sie Theil nehmen zu lassen an den Almosen und Wohlthaten, die Sie an die armen Klöster

dieser Stadt vertheilen. Sie werden Gott für Sie anflehen." Der Widerspruch wurde demnach so weit getrieben, daß, während Kapuziner, Franziskaner und Augustiner für die Schauspieler beteten, andere Geistliche eben diesen Schauspielern fluchten, und ihnen ein ehrliches Begräbniß versagten. Bei Wem war die Wahrheit anzutreffen? Ist Eigennutz das Einzige, was die menschlichen Handlungen leitet? Giebt es keine Grundsätze? Oder ist nur die Kirche darüber hinaus, Grundsätze durchführen zu können, weil ihre Lehren nicht mehr zu den gesellschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart passen?"

Herr Hénin de Cuvillers beendigt sein Werk damit, daß er mehrere kirchliche Prozessionen und Zeremonieen beschreibt, von welchen sich ohne Mühe erweisen läßt, daß sie für die guten Sitten und die öffentliche Moral unendlich schädlicher gewesen sind, als alle Schauspiele, welche seit anderthalb Jahrhunderten auf den Theatern gegeben worden. Zu jenen rechnet er das sogenannte Gottesfest (Fête-dieu), so wie es auf verschiedenen Punkten Frankreichs gegeben wurde, ferner das sogenannte Eselsfest, das an Anstößigkeit und Geschmacklosigkeit Alles übertraf, und so manche andere kirchliche Feste, die sich bis in die letzten Zeiten erhalten haben, und auf deren Wiederherstellung, sofern sie in der Revolution untergegangen sind, die Priesterschaft gegenwärtig bedacht ist. Ohne auf die merkwürdigen Einzelnheiten, welche er hierüber beibringt, einzugehn, führen wir hier nur den Schluß des ganzen Werks an. Dieser lautet, wie folgt:

„Die Schauspieler des dritten Zeitalters (der französischen Monarchie) haben ihre Institutionen von dem

Fürsten und von den Gesetzen des Königreichs erhalten, und sind folglich der Geistlichkeit nicht verantwortlich wegen der Ausübung ihrer Profession."

„Die Abschwörung dieser Profession, welche die Geistlichkeit fordert, ist ein wahres Deliktum, weil keine Autorität im Staate das Recht hat, das Gegentheil von dem zu wollen, was durch die Diplome des Fürsten und die Gesetzgebung des Landes geschaffen ist."

„Die, den Schauspielern von der Geistlichkeit versagte Beerdigung ist ferner ein offenbares und reelles Deliktum, weil sie eine Profession bestraft und in dem öffentlichen Urtheil herabwürdigt, welche der Fürst, die Gesetze des Königreichs und die Polizei-Verordnungen eingeführt und geregelt haben. Nicht genug, daß diese Versagung einen Trotz gegen die höchsten Autoritäten des Landes ausspricht, ist sie auch ein Vergehen gegen die Kirchengesetze selbst, weil, wenn sie auf eine kanonische Weise Statt finden soll, die Exkommunikation ihr vorangehen muß, und weil die Schauspieler des dritten Zeitalters nie zu den Exkommunizirten gezählt worden sind."

„Die französische Geistlichkeit ist aber zu einem so harten Verfahren gegen die Schauspieler um so weniger berechtigt, weil sie selbst zur Stiftung der Schauspieler-Profession mitgewirkt hat, und weil beim Beginn dieser Schöpfung in den, von den Schauspielern aufgeführten Mysterien, Priester Rollen ausgefüllt haben."

„Indem die Geistlichkeit ein Strafrecht an den Schauspielern übt, trägt sie nicht bloß ihre Unwissenheit, Undankbarkeit und Ungerechtigkeit zur Schau, sondern sie beweiset auch, daß es zweierlei Maß und Gewicht für

sie giebt, was sich für eine so respektable Körperschaft gar nicht schickt. Denn man hat gesehen, daß Päpste und Kardinäle, in Italien wie in Frankreich, Theater gestiftet haben; man hat gesehen, daß ein Abbé Direktor der französischen Oper gewesen ist; man hat gesehen, daß Kapuziner, Franziskaner und Augustiner bei den Schauspielern um Almosen gefleht, und für diese Klasse zu beten versprochen haben. Wie können Priester für eine Gesellschaft zu Gott beten, welche von anderen Priestern mit Fluch und Proskription überschüttet wird? Wie wollen die Theologen diesen Widerspruch heben? Noch mehr: Schauspieler sind in unseren Kirchen begraben worden, während andere Schauspieler keinen Platz auf unseren Kirchhöfen finden konnten. Und was will man dazu sagen, daß Schauspieler täglich die Kirche besuchen, ohne die Ausübung ihrer Kunst zu unterbrechen? Sie sind also nicht erklärt von der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossene; denn wären sie dies, so müßten sie von der Kirche ausgeschlossen, und diese nach ihrer Vertreibung gereinigt werden."

„Die Geistlichkeit, welche eine von Fürsten, Päpsten und Kardinälen gestiftete Profession vernichten will, schützt zwar die Strenge alter Konzilien-Schlüsse vor: allein sie vergißt, bis zu welchem Grade diese Schlüsse sie selbst treffen; sie vergißt nämlich, daß gewisse Prozessionen und kirchliche Zeremonieen, von der Geistlichkeit angestellt und durchgeführt, unendlich anstößiger, und für die Majestät unserer heiligen Religion weit schädlicher sind, als die Aufführung eines Schauspiels."

„Darum nun soll die weltliche Macht um so sorgfältiger darüber wachen, daß die Geistlichkeit sich nicht

entferne von den Pflichten, welche die kirchliche Disziplin ihr aufgelegt hat. Nachsicht über diesen Punkt kann sehr verderblich werden, wie die Geschichte unseres Vaterlandes zeigt. Denn was waren unsere bürgerlichen Kriege im sechzehnten Jahrhundert anders, als Bewegungen, welche die priesterliche Anmaßung verursacht hatte?"

Wir brechen hier ab, weil wir mit diesem Auszuge keine andere Absicht verbanden, als zu zeigen, auf welche Grundlage sich das auffallende Verfahren der französischen Geistlichkeit gegen die Schauspieler stützt.

Aphorismen
über
Regierung, Abgaben, Staatsbuchhalterei.

---

1. Die Regierung, als leitendes und ordnendes Prinzip der Gesammtangelegenheiten der Staatsgesellschaft, und mithin als ein verständiger Organismus gedacht, bedarf, wie jedes einzelne Mitglied dieser Gesellschaft in seiner Weise, zur Ausführung der ihr obliegenden Funktionen:

einmal, des erforderlichen Grades von Intelligenz,
zweitens, der hinreichenden Menge materieller Stoffe,

da nur durch die Vereinigung von beiden, und durch die Einwirkung des Einen auf das Andere, Wirksamkeit verständiger Wesen überhaupt, und also auch des Regierungs-Organismus, denkbar ist.

2. Beides, Intelligenz wie Stoff, mit einem Worte ihre Kraft, kann die Regierung nur aus der Staatsgesellschaft selbst entnehmen.

Denn, da keine Gesellschaft ohne leitendes und ordnendes Prinzip, oder ohne Regierung gedacht werden kann, vielmehr mit der Bildung jedes gesellschaftlichen Vereins sich gleichzeitig aus und in demselben auch jenes Prinzip entwickelt, und also als integrirender Theil desselben angesehen werden muß: so kann die Regierung auch die

zu ihrem Bestehen und ihrer Wirksamkeit erforderliche Kraft nur aus der Gesellschaft selbst entnehmen.

3. Es muß also ein Ueberschuß

von Intelligenz,

wie von materiellen Stoffen

bei den einzelnen Staatsbürgern vorhanden seyn, um hieraus den Regierungs-Organismus oder das Regierungs-Wesen, schlechthin Regierung genannt, zu bilden; mit andern Worten: es muß nächst der, einem jeden Individuo, Staatsbürger genannt, zur Besorgung und Sicherstellung der eigenen individuellen Existenz, erforderlichen Intelligenz und materiellen Stoffe, noch ein Ueberschuß von beiden bei jedem Staatsbürger vorhanden seyn, der zur Bildung und zum Bestehen des Regierungs-Organismus abgegeben werden kann.

4. Dieser Ueberschuß oder dieses Plus entgeht zunächst unmittelbar zwar dem eigenen Besitzthum; aber, bei einem vollkommen gedachten Regierungs-Organismus, nicht in Wahrheit und für immer, sondern nur scheinbar und für eine Zeitlang.

Denn jedes von den Individuen für das Regierungs-Wesen abgegebene Quantum oder Partikelchen von Intelligenz und materiellem Stoff, dient dazu, um in dem Regierungs-Wesen diejenige Masse oder diejenige Totalität von Intelligenz wie von Stoff zu bilden, welche dasselbe zur Erfüllung seines Zwecks, der Leitung und Ordnung der Gesammtangelegenheiten, oder zur Erhaltung und Kräftigung der National-Existenz — denn beides ist zuletzt identisch — bedarf.

Ist daher das Regierungs-Wesen, gemeinhin Regie-

rung genannt, rechter Art, und seiner Bestimmung gemäß organisirt, so daß es alle Zeit zur vollen Erkenntniß dessen, was die Erhaltung und Kräftigung des ganzen Staats-Vereins erfordert, gelangen kann, und erfüllt dasselbe, von regem Willen beseelt, seine Funktionen in gehöriger Weise: so muß auf jedes staatsbürgerliche Individuum möglichst genau eben so viel Intelligenz und Stoff, wenn gleich in veränderter Gestalt, und als ein gänzlich neues Produkt — als ein, durch Einwirkung der Regierungs-Intelligenz auf materielle Stoffe hervorgebrachtes neues Erzeugniß — wieder zurückfallen, als es selbst unter der Benennung von Steuern, Abgaben und Dienstleistungen jeder Art zur Bildung und Realisirung jener beiden Bestandtheile des Regierungs-Organismus, Intelligenz und Stoff, beigetragen hat.

Man sage nicht: in einem großen Theile oder gar in den meisten der Regierung geleisteten Diensten und Abgaben, zeige sich zuletzt nur mechanische Arbeit.

Unterscheidet man gleich im gemeinen Leben zwischen sogenannter geistiger und mechanischer Arbeit, so lehrt ein geringes Nachdenken, daß es rein geistige Arbeiten eben so wenig giebt, als absolut mechanische Arbeiten. Denn auch zum Geistigsten wird materieller Stoff und mechanische Fertigkeit erfordert, wenn es nicht bloß gedacht und empfunden, sondern — man könnte sagen als plastische Darstellung ins Leben treten soll: so wie in keiner anscheinend ganz mechanischen Arbeit das Geistige zu verkennen ist.

Dem Redner z. B. ist das, von jedem Erwachsenen, dem die Werkzeuge dazu nicht fehlen, mechanisch ausgeübte

Sprechen nothwendiger Bedarf, um seine Gedanken vernehmbar ins Leben treten zu lassen, so wie den Malern und Bildhauern Farben und Marmor als materieller Stoff dienen müssen, um ihre Ideen darzustellen.

Welcher Aufwand von Geist und Nachdenken möchte aber wohl für alle drei erforderlich seyn, um die angeblich mechanischen Arbeiten des Schneiders, das Maßnehmen und Zuschneiden eines Kleidungsstückes, zu Stande zu bringen?

So wird in jeder gesellschaftlichen Arbeit, welche im Leben dargestellt wird, und also auch in denen, welche der Regierung unmittelbar, oder heut zu Tage am häufigsten, wenn gleich nicht ausschließlich, in deren Symbol, dem Gelde (welches seinerseits nichts anders ist, als ein, durch Anwendung von Intelligenz auf vorhandene Stoffe erlangtes Arbeits-Resultat), geleistet werden, das vereinte Produkt von Intelligenz, wie von materiellem Stoffe, angetroffen.

5. Man kann daher Folgendes als den Probirstein einer jeden Regierung ansehn.

Je wohl organisirter und ihrer Bestimmung gemäßer eingerichtet, desto mehr weiß sie ihre Kombinationen und Ausführungen zum allgemeinen Wohl, oder dem Wohl aller Staatsbürger, so einzurichten, daß möglichst genau einem jeden Individuo ein gleiches Quantum an „Regierungs-Arbeit" wieder zu Gute kommt, als von ihm, unter der Gestalt von Steuern, Abgaben und anderen Dienstleistungen aller Art, dem Regierungs-Wesen zu seinem Bestehen und Walten an gesellschaftlicher oder „Staatsbürger-Arbeit" geleistet ist.

Erst dann ist auch, kann man sagen, der Handel oder gegenseitige Austausch ehrlich und gerecht, wenn ein jeder Staatsbürger ohne Ausnahme, wie im Handel und Wandel des gewöhnlichen Lebens, ein gleiches Werths-Quantum Arbeit durch die Regierung zurück empfängt, als er selbst an dieselbe geleistet hat.

Je mißgestalteter, übelorganisirter, und man könnte sagen fratzenhafter ein Regierungswesen konstruirt ist, desto mehr kommen die Leistungen und Abgaben Aller, ohne verhältnißmäßig gleichen Zurückempfang für den Einzelnen nach Maßgabe seiner Beitrags-Quote, nur einzelnen begünstigten Personen, Kasten, Städten, Provinzen zu Gute. (Z. B. in Frankreich vor der Revolution, wo Adel und Geistlichkeit nur wenig zum Bestehen des Regierungs-Wesens, und zur Ausführung der ihm obliegenden Pflichten beitrugen, dessen ungeachtet aber, nach Verhältniß der geringen Beitrags-Quote, nicht wiederum Weniges zurück empfingen, sondern auf Unkosten des dritten Standes, oder der eigentlich arbeitenden Klasse, mit Gaben und Vorzügen aller Art überschüttet waren).

Je mehr auf solche Weise jenes Verhältniß verrückt ist, je mehr folglich ein Theil der Staatsbürger nur der arbeitende und gebende, oder vielmehr der lasttragende seyn soll, der andere aber der empfangende und genießende seyn will, je weniger also die Regierung Einsicht und Willen besitzt, die ihr geleisteten Gaben und Dienste in, für den ganzen Staat ersprießliche Regierungs-Arbeit zu verwandeln, und als solche den Einzelnen, und in den Einzelnen der Totalität der Staatsbürger auf gerechte Weise zurück zu gewähren: desto mehr Grund zur Staatsumwälzung,

Behufs der Wiederherstellung des Gleichgewichts, und der Vervollkommnung des Regierungs-Organismus ist gegeben.

Zur Erläuterung mögen noch folgende Beispiele dienen.

Dem höhern Staatsdiener oder Beamten, der mit seinem Kopfe unausgesetzt thätig ist, und also der Hauptsache nach seine Dienste und Abgaben durch geistige Arbeiten leistet — denn er leistet neben seinen Geistesarbeiten für das Bestehen und die Wirksamkeit des Regierungs-Wesens, auch schlechthin sogenannte Steuern, z. B. Konsumtions-Steuern von allem, was er verzehrt — wird in seiner Dienstwohnung, in seinen übrigen Natural-Emolumenten und in seiner Besoldung, eine dem Werthe dieser Geistesarbeiten für adäquat gehaltene Quantität vorzugsweise materiellen Stoffes, entweder unmittelbar, oder mittelbar vermittelst des Geldes zu Theil.

Dem Landmanne, der Getreide und sogenannte mechanische Dienste, Handdienste, Spanndienste und andere Abgaben in Gelde, in allen diesen Leistungen aber weniger Intelligenz, als jener Staatsdiener zum Bestehen des Regierungs-Wesens, und zu den von demselben auszuführenden Arbeiten beiträgt, wird in den durch die Regierung getroffenen und unterhaltenen Anstalten für persönliche Sicherheit und Schutz des Eigenthums, durch die Entwürfe und Ausführungen von Kanälen, Kunststraßen u. s. w. der Hauptsache nach in der Intelligenz, die sich in allem Diesen offenbart und thätig zeigt, sein geleistetes Quantum von Abgaben remunerirt und zurück gewährt, wenn gleich ihm viele seiner Dienste und Leistungen, z. B. Kornlieferungen, Kriegsfuhren u. a., häufig auch unmittel-

bar in Gelde, dem Repräsentanten von Intelligenz und Stoffen aller Art, remunerirt werden.

So leistet der Soldat der Regierung mechanische Dienste durch Handhabung der Waffen, und entrichtet neben diesen mechanischen Diensten Konsumtions-Steuern von jedem Trunk Bier und allem übrigen, was er genießt; empfängt aber gegentheils dafür, durch das Medium der Regierung, Sold, Wohnung, Kleidung als Remuneration.

Kurz, Jeder im Staate ohne Ausnahme, vom Regierungsoberhaupte an, bis zum Niedrigsten und Dürftigsten herab, trägt zu dem, für das Bestehen und die Kräftigung des Ganzen erforderlichen Regierungs-Organismus, als dessen Mittelpunkt — gleichsam als das Ich — der jedesmalige Regierungs-Chef anzusehen ist, sein Scherflein gesellschaftlicher Arbeit bei, wenn gleich der Eine mehr, der Andere weniger, der Eine reichlicher durch geistiges Wirken, der Andere vorzugsweise durch Herbeischaffung materieller Stoffe, und Leistung mechanischer Dienste; und Jeder soll im wohleingerichteten Staate ein möglichst gleiches Werths-Quantum Regierungsarbeit, d. i. durch den Geist der Regierung und die ihr zu Gebote stehenden Kräfte und Stoffe fürs Ganze, und dessen höhere Entwickelung wohlthätig Erwirktes, gleichsam als Remuneration oder Gegenzahlung, zurück empfangen.

6. Da nun, seitdem Geld das allgemeine Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit geworden ist, der Hauptsache nach in demselben alle Antheile, welche jeder Staatsbürger an Intelligenz, wie an materiellen Stoffen, mit einem Worte: an gesellschaftlicher oder staatsbürgerlicher Arbeit, der Regierung zur weitern Verwendung für

das allgemeine Wohl leistet, ihrem innern Werthe nach berechnet oder abgeschätzt, und unter einander ausgeglichen werden (wenn gleich, da Geld ebenfalls nur ein Produkt gesellschaftlicher Arbeit ist, durch dasselbe kein absoluter Maßstab erlangt wird): so ist in einer wohleingerichteten

Staatsbuchhalterei

das Mittel gegeben, jenen Probirstein wenigstens annähernd zu erlangen, und ein möglichst richtiges Verhältniß zwischen der gedachten Leistung und Gegenleistung zu Stande zu bringen.

7. Hauptfragen bei ihrer Einrichtung sind daher, einmal:

Welches Quantum, oder wie viel Intelligenz und Stoff, mit einem Worte: gesellschaftliche Arbeit, so weit sich deren Werth in Gelde berechnen, und durch die Zahl versinnlichend darstellen läßt, ist von der Totalität der Staatsbürger, nach den einzelnen Individuen, Klassen, Ortschaften, Kreisen, Provinzen, zur Bildung und für die Wirksamkeit des Regierungs-Wesens geleistet?

und gegentheils:

Wie viel Regierungs-Intelligenz und durch dieselbe verbreiteter Stoff (Regierungsarbeit) haben die verschiedenen Individuen, Klassen rc. der Staatsbürger, als Gegenleistung, nach eben jenem Maßstabe des Geldes berechnet, erhalten?

Sodann zweitens:

In welcher Weise ist die Leistung von den Staatsbürgern erfolgt, oder, welche Steuern, Abgaben und anderweitige Dienstleistungen sind entrichtet? und

in

in welcher Weise ist (durch Sicherheitsanstalten, gemeinnützige Bauausführungen, Rechtspflege, Unterrichtsanstalten u. s. w.) die Gegenleistungen von der Regierung geschehen?

8. Jede Staatsbuchhaltung, die nicht nach diesen Grundideen angelegt ist, nicht mit klarem Bewußtseyn die Beantwortung obiger Fragen durch Zahl und Wort (denn weil die Zahl allein nicht ausreicht, und höchstens das Quantitative der Stoffe durch dieselbe zur Anschauung und Vergleichung gebracht werden kann, muß das Wort oder die Rede zu Hülfe genommen werden), ist nach unrichtigen, gehaltlosen oder mindestens einseitigen Prinzipien angelegt, und verliert sich mehr oder weniger in bloße Zahlenzusammenstellungen, wo nicht häufig in eitle, leere Zahlenspielereien.

A. W.

Auszüge

aus

Charles Dupin's fortschrittlicher Lage der Kräfte Frankreichs seit dem Jahre 1814.

In Deutschland schaut man in sehr großer Allgemeinheit auf Frankreich als auf ein Land hin, dessen Bewohner seit der Restauration, d. h. seit dem Jahre 1814, gefällig genug sind, zurück zu treten in den Zustand, worin sie sich vor dem Jahre 1789 befanden. Ob so etwas überhaupt möglich sei, kommt nicht in Betrachtung; und einzelne Thatsachen, welche auf das baare Gegentheil hindeuten, möchte man, wo möglich, nicht für das gelten lassen, was sie wirklich gelten. Man bleibt dabei stehen, daß das bourbonische Geschlecht, einige zwanzig Jahre hindurch von den widrigsten Schicksalen verfolgt, die Umwälzung in allen ihren Ergebnissen zu hassen berechtigt sei; und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, bringt man das, was durch das natürliche Entwickelungsgesetz geleistet wird, in einen weit geringeren Anschlag, als das, was ein so unfruchtbares Gefühl, wie jeder Haß ist, leisten kann. Mit einem Worte: man glaubt, um sich in einer durchaus falschen Voraussetzung zu bestärken, an eine Unbedingtheit, welche in menschlichen Dingen nie vorhanden ist; am wenigsten in dem Verhältniß eines Herrscherstammes zu einem Volke, das aufgeklärt genug ist, um

die Richtungen vertheidigen zu können, die es seit mehr als einem Menschenalter genommmen hat.

Von uns selbst dürfen wir behaupten, daß wir an die Tendenz des französischen Volks nach einem Zurücktritt in ein früheres Daseyn nie geglaubt haben. Wir haben vielmehr immer bei uns selbst angenommen, daß diese Tendenz unter allen Umständen unnatürlich sei, und daß jeder Versuch, sie durch mehr oder weniger gewaltsame Mittel in Frankreich zu erzwingen, zum Verderben derer gereichen werde, die sich mit diesem unglücklichen Versuch befassen. Dieser Meinung sind wir noch immer. Um so mehr aber hat es uns gefreut, ein Werk kennen zu lernen, dessen, aus lauter unverwerflichen Thatsachen zusammengesetzter Inhalt die Fortschritte nachweiset, welche Frankreich in der Entwickelung seiner Gesammtkraft seit etwa zwölf Jahren gemacht hat. Dies Werk, in sich selbst nur die Einleitung zu einem größeren, worin über die hervorbringenden und kommerziellen Kräfte Frankreichs Aufschluß gegeben werden soll, führt den Titel: Situation progressive des forces de la France depuis 1814, und sein Verfasser ist derselbe Charles Dupin, mit welchem wir unsere Leser zuerst im zwölften Bande dieser Zeitschrift bekannt gemacht haben.

Herr Dupin hat den platonischen Grundsatz angenommen „daß die Zahlen auch die Welt regieren," und nach diesem Grundsatz beginnt er, wie folgt:

„Ich übergebe hier dem Leser die Einleitung eines Werks, welches betitelt ist: „Hervorbringende und kommerzielle Kräfte Frankreichs." So nenn' ich die kombinirten Kräfte des Menschen, der Thiere und der Natur,

angewendet in Frankreich auf die Arbeiten des Ackerbaues, der Werkstätte und des Handels.

Diese Kräfte sind nicht stationär: sie wachsen mit dem Gedeihen der Völker; sie vermindern sich mit dem Verfalle desselben. Ich habe versucht, für unser Land nicht bloß ihre gegenwärtige Größe, sondern auch die Geschwindigkeit ihres Anwuchses zu messen: eine Geschwindigkeit, welche unsere Erwartungen regeln muß . . .

Diese Kräfte haben nicht eine rein materielle und physische Wirksamkeit; der Geist, der Verstand des Menschen und die Energie seines Willens, ist das, was sie regelt, zügelt, bewegt. Die Einsichten der Völker haben also, wie ihre Sitten, innige und nothwendige Beziehungen zu der Entwickelung der hervorbringenden und kommerziellen Kräfte. Und gerade diese Beziehungen aufzufinden und kennen zu lernen, ist einer von meinen Hauptzwecken.

Nachdem ich die allgemeinen Gesetze des Königreichs, und dessen große Institutionen befragt habe, um die universellen Einflüsse zu würdigen, durchlaufe ich die Klassen der Gesellschaft, um zu sehen, worin jede derselben die Dienste vermehren kann, welche ihnen Anspruch auf unsere Dankbarkeit geben, und ich bemühe mich, ihnen neue Dienste anzuzeigen, die sie leisten können. Ich durchlaufe die verschiedenen Gegenden Frankreichs; ich besuche die örtlichen Institutionen; ich studire die Vergesellschaftungen, von denen ich glaube, daß sie der Entwickelung der hervorbringenden und kommerziellen Kräfte, den Fortschritten der Aufklärung und der Sitten günstig sind. Bietet irgend ein Departement mir ein wichtiges Muster dar, so empfehle

ich dies Muster anderen Departements zur Nachahmung, um das Wohlseyn zu verallgemeinern, welches im Einzelnen und unter mannichfaltigen Gestalten auf so vielen Punkten unseres Gebiets in die Erscheinung eintritt.

Ich versuche, alle Elemente der französischen Zivilisation in ein Bündel zu vereinigen. Werden meine Erwartungen nicht betrogen, so wird mein Werk, troß seinen zahlreichen Unvollkommenheiten, nicht ohne einige Früchte für diese Zivilisation bleiben, welche den Gegenstand unserer Wünsche und unserer Hoffnung bildet.

Ich gehöre nicht zu den Neuerern; ich bin nicht ein System-Macher, ich biete nicht Theorieen dar, die von mir herrühren, ich habe nicht den unsinnigen Hochmuth, mein Vaterland nach den Irrthümern meiner umherschweifenden Gedanken geleitet zu sehen. Ich bin nur ein Erzähler, und noch weit öfter ein bloßer Zahlenmann. Treu berichte ich, was ich gesehen, gelesen, durchgerechnet habe. Alles, was ich meiner Mitbürgern darbiete, ist eine Chronik, oder, um es besser auszudrücken, eine Statistik der gegenwärtigen Zeit: eine vergleichende Statistik. Ich vergleiche die hervorbringenden Kräfte und das Produkt dieser Kräfte in jedem Departement mit dem mittleren Frankreich; in dem westlichen Theile, mit dem östlichen; im Norden, mit dem Süden. Auf diese Weise stell' ich die zwei und dreißig Departements des Nordens, den vier und funfzig Departements des Mittelpunkts und des Südens gegenüber. Diese Parallelen sind nicht ein eiteler Gegenstand der Kuriosität; sie offenbaren uns Beziehungen, die wir bisher nicht gekannt haben; sie deuten uns Verschiedenheiten an, die bis jetzt nicht wahrgenommen sind; sie

führen uns zur Kenntniß der Ursachen dieser mannichfaltigen Beziehungen und dieser Verschiedenheiten.

Die vergleichende Statistik ist eine Wissenschaft, die noch erst geschaffen werden muß; sie liegt in den Bedürfnissen unserer Zeit. Die Verhältnisse der Völker unter einander haben eine Ausdehnung gewonnen, von welcher abgewichene Jahrhunderte kein Beispiel geben. Umschichtig vereinigt und sondert der Handel die beiden Halbkugeln: die Völker, die Regierungen der entferntesten Länder gehen bald im schönsten Verein, und schlagen bald entgegengesetzte Wege ein, je nach Absichten, welche die gesundesten Begriffe der vergleichenden Statistik zu Führern haben sollten.

Ich wage zu hoffen, daß bei den aufgeklärtesten Völkern, in Großbritannien, in Deutschland, in Italien, in den Niederlanden und in den Vereinigten Staaten, fleißige und Wahrheit liebende Schriftsteller die hervorbringenden und kommerziellen Kräfte ihrer Geburtsländer, so wie derjenigen Länder, die sie am genauesten kennen, zum Gegenstand ihrer Studien machen werden. Sobald sie ihre Arbeiten werden bekannt gemacht haben, wird man in Folge der von ihnen herrührenden Aufschlüsse, im Stande seyn, für die Zeit, worin wir leben, das Gemälde der hervorbringenden und kommerziellen Kräfte des Erdballs zu entwickeln.

Alsdann wird diese Nation aus dem Beispiel anderer Völker deutlich abnehmen können, was den Fortschritten der eigenen Zivilisation nützen und schaden kann. Lebende Beispiele von Verfall oder Blüthe, hergenommen von Völkern, welche denselben Zeitraum theilen, werden eine ganz

andere Macht ausüben, als Theorieen und Systeme; die Sophismen werden vor der Wirklichkeit der Thatsachen in Staub sinken.

Versuchen wir nunmehr die Aufstellung des allgemeinen Gemäldes von den Fortschritten Frankreichs seit jenem Zeitpunkt, wo der Urheber der Charte, nachdem er durch dies Fundamental-Gesetz die Freiheiten des französischen Volks, den gesetzlichen Gebrauch dieser fruchtbaren Freiheiten, sanktionirt hatte, den gesellschaftlichen Körper des Königreichs mit einem thatkräftigeren Daseyn beschenkt und sein inneres Wachsthum beschleunigt hat!

Man forsche in diesem Werke nicht danach, welcher Parthei meine Person, welchen Farben meine Meinungen angehören. Meine Parthei ist Frankreich, und meine Fahne hat alle die Farben, aus welchen das stärkere Licht zusammengesetzt ist, das die Zivilisation ausströmt, um ihre Bahn aufzuhellen.

Der König, der Dauphin, die Prinzen, die Prinzessinnen haben über verschiedene Theile unserer hervorbringenden und kommerziellen Kräfte Geschenke verbreitet; mit Vergnügen werd' ich meine Pflicht erfüllen, indem ich diese Beweise ihrer Großmuth zur Sprache bringe.

Ich habe versucht, die wichtigen und neuen Dienste, welche die Diener der Altäre leisten können, um das Volk in dieser Laufbahn weiter zu führen, genauer zu würdigen; doch ohne das Ansehn, die Gewalt eines Kultus auf Kosten eines anderen, zu heben. Ich werde, indem ich der Wohlthätigkeit huldige, keinen Unterschied machen, je nachdem sie aus dem Herzen eines Katholiken, oder eines Juden, oder eines Protestanten abgeflossen ist. Ganz

unpartheiisch werd' ich die Ansprüche darthun, welche Personen von jeder Sekte auf die Erkenntlichkeit ihrer Glaubensgenossen, so wie aller Gottesverehrungen, haben.

Auf gleicher Wage werd' ich die Werke wägen, welche der Politik angehören. Ich werde die Verwaltung loben, wenn sie, weise und wohlwollend, dem Gedeihen des Königreichs günstig ist. Ich werde die Opposition loben, wenn sie, unerschrocken und großmüthig, Angriffe abwendet, die gegen das Wohl des Landes gerichtet sind. Ich werde die Staatsmänner und die Bürger loben, welche einen heilsamen Gedanken ins Werk richten. Ohne nach der Abstufung ihrer Parthei, oder nach den Redensarten, worin sie sich aussprechen, zu fragen, werd' ich sie bloß nach ihren Werken beurtheilen. Denn ich halte es nur mit Thatsachen, und allenthalben will ich den Mantel der Rede lüpfen, um zu sehen, welche Thathandlungen er verhüllt. Doch eilen wir, die hervorbringenden und kommerziellen Kräfte, die Künste, die Wissenschaften, die Sitten Frankreichs seit dem Falle des Kaiserreichs in ihrem Gange, in ihren Fortschritten darzustellen!

Von 1803 bis 1815 haben uns zwölf Feldzüge beinahe eine Million Menschen gekostet, welche entweder im Felde, oder in den Gefängnissen, oder auf den Landstraßen, oder in den Hospitälern geblieben sind. Dafür haben wir sechs Milliarden verthan. Ermüdet, hat endlich das Schicksal das Scepter unseres Kaiserreichs zerbrochen; es hat zugleich unsere Konföderationen zerstört, und uns die nützlichsten Anhängsel unseres alten Gebiets entrissen: die Departements des Piemontesischen, die des linken Rheinufers, und Belgien, und Savoyen u. s. w.

Zwei Verheerungen des Auslandes haben auf dem alten Boden Frankreichs für 1500 Millionen rohen Stoff oder Produkte, Häuser, Werkstätte, Werkzeuge und Thiere zerstört oder verzehrt, welche für den Ackerbau, für die Fabriken, für den Handel unentbehrlich waren. Und zum Dank für den Frieden hat sich unser Vaterland, im Namen des Bündnisses, zur Bezahlung von 1500 anderen Millionen verurtheilt gesehen, damit es verhindert würde, sein Wohlseyn, seinen Glanz und seine Stärke nicht so schnell wieder zu gewinnen. Also in zwölf Jahren neun Milliarden Franken, der hervorbringenden Betriebsamkeit Frankreichs entzogen und für immer verloren! Eingebüßt sind alle unsere Eroberungen, und zweimal hundert tausend Ausländer lagern auf unserem Gebiet — leben auf Kosten unseres Ruhms und unseres Vermögens bis zu Ende des Jahres 1818!

Nun wohl! von 1818 bis 1827, in dem Laufe von 9 Jahren, sind diese blutigen und tiefen Wunden geheilt worden. Vergeblich sucht das Auge unsere Narben. Das Vaterland hat sich von seinem unermeßlichen Unglück erholt; es ist hervorgegangen aus seiner Erschöpfung, und Dank sei seiner sittlichen Thatkraft, dieser glücklichen Frucht seiher Freiheiten, es ist stärker, thätiger und gebietender, als jemals. Der Anblick jener Anstrengungen, die es gemacht hat, um seine frühere Majestät wieder zu erhalten, ist das erhabenste Schauspiel, das man Nationen darbieten kann.

In 23 Kriegsjahren hatten wir 1,500,000 Männer verloren, und in nur 13 Friedensjahren hat die Frucht-

barkeit unserer Mütter die französische Bevölkerung um 2,500,000 Einwohner vermehrt.

Viermal hunderttausend Soldaten oder Seeleute waren zerstreut in den Festungen, welche auf fremden Grund und Boden erobert waren, oder in Feindes Landen, von den Wüsten Sibiriens an, bis zu den Vorhöfen Afrika's, von den abgetakelten Schiffen Englands an, bis zu den Kerkern des brittischen Indiens. Alle kehrten nach dem französischen Boden zurück; dreimal hunderttausend Krieger, noch unter den Waffen, legten diese im Tempel der Eintracht ab.

Siebenmal hunderttausend Menschen also, welche umschichtig die Proben der Schlachten und der fürchterlichen Klimate ausgehalten hatten, sollten die Heimath wieder sehen, und in ihr ein zweites Leben beginnen, das Leben der Freiheit auf vaterländischem Boden. Man verabschiedete; und das militärische Frankreich gewährte das Schauspiel einer Entlassung, welche ihrer Größe nach nicht aufgewogen wurde durch die Zerstreuung irgend eines mächtigen Heeres, deren die Geschichte europäischer Nationen gedenkt.

Leute, welche die Sinnesart unserer Krieger nicht kannten, schienen zu fürchten, daß sie, angetrieben von dem ihnen bevorstehenden Elende und von neuen Entbehrungen, ihre Zuflucht zur Gewalt nehmen möchten, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen; vier Jahrhunderte hatten nicht ausgereicht, um den erschrockenen Völkern die Ueberlieferung von den Räubereien jener Banden Duguesclin's vergessen zu machen, welche nach dem Kriege gegen den Spanier und den Engländer entlassen wurden.

Allein die Zeiten hatten sich geändert; man vergaß, daß, in unseren Tagen, die Flotte und das Heer Frankreichs aus der Blüthe der Bewohner unserer Städte und Dörfer gebildet war, und daß der Kern unserer Jugend seine Tugend weder hinter Wällen, noch auf den Schlachtfeldern verloren hatte.

Man sah also siebenmal hunderttausend Soldaten schweigend unter das väterliche Obdach zurücktreten; ohne Murren die Abzeichen des Krieges ablegen; dann, mit einem anderen Muth, die Werkzeuge der Arbeit aufnehmen und dem Vaterlande eine Produktiv-Kraft zurückgeben, welche vorzüglich schätzbar war in einer Zeit, wo zwanzig Nationen ihren Ruhm, oder vielmehr ihre Klugheit darein setzen, uns für immer zu erschöpfen.

Veteranen Frankreichs, die ganze Welt bewundert euch wegen der Waffenthaten, welche nicht bloß eure Tapferkeit, sondern auch die Oerter, welche Zeugen eurer Triumphe waren, unsterblich gemacht haben. Ich aber bewundere euch noch weit mehr in dieser neuen Uebung von Tugenden des Bürgers; ich bewundere euch wegen eurer Mäßigung inmitten des Konflikts so vieler kränkender Leidenschaften; ich bewundere euch wegen der Thatkraft, womit ihr Arbeiten vollbringt, welche weder den Stachel der Gefahr, noch die Lockspeise des Ruhms für sich hatten! Gerade in dieser Lage habt ihr euch als Soldaten einer großen Armee und als würdige Söhne eines großen Volks gezeigt.

Durch eure und eurer Brüder Arbeiten vermehrten unsere Brachfelder, erkenntlich gegen euch, ihre Geschenke. Ein Jahr der Noth hatte das Vaterland heimgesucht;

doch gleich vom nachfolgenden Jahre an, erhielt eure Arbeit ihren gewohnten Lohn, den Sieg. Der Ueberfluß schüttete seine Schätze über Frankreich aus; und Leute, welche kein Glück befriedigt, ließen, beinahe ohne allen Zwischenraum, auf das Geschrei von Jammer und Hungersnoth, ein anderes Geschrei folgen, das man vier Jahr früher für unmöglich gehalten haben würde. Sie sagten nämlich: Frankreich bringt zu viel hervor! Der Ackerbau Frankreichs ist ein allzu ergiebiger Ackerbau.

Dies so neue Geschrei war nicht vernommen worden in dem Zeitraum von 1803 bis 1813, wo der alte Boden Frankreichs vier Millionen Einwohner weniger hatte, und 600,000 seiner Soldaten unter besiegten Völkern kampirten. Der Boden hat also von da ab, bis zum Jahre 1820 seine Produkte auf eine Weise vermehren müssen, daß er alles, und sogar noch mehr gewährt, als nöthig ist, um vier Millionen sechsmal hunderttausend Einwohner zu ernähren. So verhielt es sich von dieser Seite, mit den bewundernswürdigen Ergebnissen der Produktiv-Kraft Frankreichs.

Doch zu eben der Zeit, wo die Agrikultur unerwartete Schätze auf unsere Kornböden ausgoß, brachten wir unsere anderweitigen landbaulichen Verluste wieder ein.

In den Departements, welche die fremden Heere mit ihrer Gegenwart heimgesucht hatten, waren die Felder verwüstet, Häuser und Scheunen verbrannt, Erndten unter dem Huf der Rosse zertreten, das Zugvieh entwendet; kurz, hier hatte man alles gelitten, was Eroberung und Rache, unter den Panieren der Freundschaft, Leides zufügen können.

Die Requisitionen für die Bedürfnisse unserer Heere, und vorzüglich der fremden Heere, an Schafen, Rindern und Pferden, hatten alle Arten unserer großen Hausthiere sehr vermindert.

Um meinen Mitbürgern eine angemessene Idee von unseren Leiden in diesem Zeitraum zu geben, muß ich ihnen sagen, daß in einem einzigen Departement, namentlich in dem der Aisne, der Stand der Verluste, welche durch die Gegenwart der Ausländer auf unserem Gebiete herbeigeführt wurden, nicht weniger als 75 Millionen Franken betrug.

Gegenwärtig ist all dieses Unglück wieder gut gemacht: Entschädigung ist erfolgt für Verluste; Häuser und Scheunen sind wieder aufgerichtet; unser Viehstand ist eben so zahlreich, wie vor dem Kriege; und man berechnet, daß wir bereits fünf Millionen Wollthiere, und viermal hunderttausend Pferde mehr haben, als in dem Augenblick, wo der Feind sich auf unser Territorium niederließ, als ob er dasselbe nicht wieder zu verlassen gedächte. Der französische Produzent hat demnach zur Unterstützung seiner landbaulichen Arbeiten, seiner Handelsfuhren und seiner Werkstätten mehr animalische Kräfte hervorgerufen und belebt, als er vor jenen unermeßlichen Verlusten besaß.

Soll ich von der Betriebsamkeit reden? Auch sie hatte in unseren Nord- und West-Departements sehr starke Verluste erfahren: Manufakturen, wie die der Herren Japy, welche im Departement des Ober-Rheins mehr als 1500 Arbeiter nährten, waren von Grund aus zerstört worden. Sie sind wieder hergestellt.

Belgien und die Departements des linken Rheinufers

konnten nicht von Frankreich abgerissen werden, ohne daß dieses einer großen Anzahl von Hammerwerken und sehr vieler Steinkohlen-, Eisen-, Zink- und Kupfergruben plötzlich beraubt wurde. Unsere Fabrikanten haben auf unserem Grund und Boden Hammerwerke errichtet, welche wetteifern mit denen, die wir ehemals besaßen.

Allen Völkern haben wir die Geheimnisse ihrer Betriebsamkeit abgelernt, um die unsrige zu beleben. Wir haben sie auf diese Weise vergrößert: sie ist jetzt schöner, mannichfaltiger und opulenter, als jemals. Schon zweimal seit ihrer Wiedererstehung hat sie ihre Schätze in den Palast unserer Könige zur Schau gelegt. Stolz auf diese Tribute des Genies und der Thätigkeit, hat das verwunderte Frankreich den Fremdling uns seine gedoppelte Huldigung darbringen gesehen, theils in abgenöthigten Lobsprüchen, theils in affektirten Spöttereien. In der schönen Jahreszeit, welche auf diesen Frühling folgen wird, werden wir sie zum dritten Male sich selbst übertreffen, und sich unseren Blicken mit solchen neuen Entdeckungen darstellen sehen, welche die Achtung eines Jahrhunderts gebieten, das alle früheren an Aufklärung übertrifft.

Werfen wir einen Blick auf ihre Fortschritte seit der neuen Aera, deren Wohlthaten ich erforsche.

Im Jahre 1812 verarbeitete die französische Betriebsamkeit 35 Millionen Kilogramme französischer Wollarten; gegenwärtig verarbeitet sie 42 Millionen Kilogramme inländischer und 8 Millionen Kilogramme ausländischer Wolle. Es fehlte ihr an Heerden, welche die lange und glänzende Wolle liefern, die erforderlich ist zu jenen kurz geschornen Geweben, welche sich in Shawls und wallende

Gewänder verwandeln lassen. Wir haben den Süden, den Westen und das Morgenland in Kontribution gesetzt, um diesen Schmuck dem weiblichen Geschlechte zu verschaffen, welches durch sich selbst der Schmuck eines zivilisirten Volkes ist. Asien hat uns seine thibetanischen Ziegen, Afrika seine nubischen Widder, das westliche Europa seine Leicester Hammel geliefert. Wir haben zarte und schwierige Künste erfunden, um Vließe von so bewunderuswürdiger Feinheit würdig zu verarbeiten, und die Fabrikation des französischen Cachemirs hat Muster aufzustellen, welche England nachzuahmen versucht, ohne sie übertreffen zu können.

Im Jahre 1812 spann Frankreich nur 10 Millionen 362,000 Kilogramme Baumwolle. Seit dem Jahre 1825 spann es 28 Millionen Kilogramme zu einem Faden von weit größerer Feinheit, und es verarbeitete diese Masse, um eine Menge von Geweben zu bilden, welche wir in jener früheren Epoche kaum zu fabriziren verstanden, von den Basins an, bis zu den zarten und doch so wenig kostbaren Tüllen, die Lyon allein auf mehr als zweihundert Stühlen mehr fördert, und die auch Dünkirchen, Calais, St. Etienne, Saint-Quentin, Lille, Rouen und zwanzig andere Städte zu machen verstehen.

Wir hatten nur unvollkommene Maschinen, um die Wolle und die Baumwolle in den feineren Nummern zu spinnen. Um unsere Gewebe zu kämmen, zu kratzen, zu scheeren, zu glänzen und zu glätten bedurfte es ganz vorzüglicher Maschinen. Wir haben sie theils aus dem Auslande eingeführt, theils erfunden; unsere Werkstätte sind jetzt reichlich damit versehen. Ein neues Material, das

gekauft, gewonnen, bezahlt, reichlich das Opfer vergütet, das wir in unseren gothischen Vollziehungsmitteln dargebracht haben; zugleich ein materielles Beispiel von der Wohlthat, die ein Volk darin findet, daß es sich selbst regenerirt.

Keine Nation konnte mit der unsrigen wetteifern in den Seidenarbeiten. Wir haben jedoch die Gränzen, die wir selbst gestellt hatten, hinausgerückt. China hatte den ausschließenden Vorzug, eine Seide hervorzubringen, deren blendende Weiße das Produkt aller im Abendlande bekannten Arten von Chysaliden übertrifft. Wir haben den Wurm, der sie im Morgenlande hervorbringt, bei uns heimisch gemacht. Sehr schnell nun haben wir die nachgeahmten chinesischen Flore bewundert, sowohl in dem ersten Stoff, dessen Gespinnst vervollkommnet werden mußte, als in der Gleichheit des Gewebes und in der Schönheit des Anblicks. Seit dem Frieden führen wir nach dem überreichen Asien die nachgemachten Teppiche Persiens und der Türkei aus: Teppiche, vollkommner, als ihre Muster, mit welchen sie in einer Entfernung von 2000 französischen Meilen wetteifern.

Vor unseren Unfällen, d. h. vor dem Jahre 1814, zählte Lyon nicht mehr als hunderttausend Seelen, und die Spur dieser Unfälle ist durch so viel Wohlseyn verwischt, daß in diesem Augenblick mehr als 150,000 thätiger und arbeitsamer Einwohner diese schöne Stadt bevölkern, die sie durch ihre schöpferische Geschäftigkeit blühend machen.

Und doch erhebt sich gegenwärtig Paris, diese furchtbare Nebenbulerin der Königin des Rhoneflusses, und zählt

unter

unter den Ursachen seiner stets wachsenden Bevölkerung die zahlreichen Beschäftigungen, welche aus der Verarbeitung der Seiden, der Baumwollen, der Wollen und der Cachemire hervorgehen.

Durch den Präfekten (einen ehemaligen Zögling der polytechnischen Schule) ist eine einsichtsreiche Statistik der Seine bekannt gemacht worden. Sie weiset nach, daß Paris für 14 Millionen Shawls, und für mehr als 6 Millionen Möbel und Gold- und Silberarbeit liefert; daß es (um alles mit einem Worte zu sagen) als Ueberschuß seiner Fabrikation, für 47 Millionen an Produkten der Betriebsamkeit ausführt. So verhält es sich jetzt mit der vergrößerten, und durch so viele neue, dem Privat- oder dem öffentlichen Nutzen geweiheten Gebäude verschönerten Hauptstadt des Königreichs.

Doch kehren wir zur Betriebsamkeit der Provinzen zurück!

Frankreich verstand sich nicht auf die Kunst, jene schönen Damaste zu bereiten, welche Sachsen und Schlesien für Europa liefern. Als der Sieg uns in jene Gegenden geführt hatte, zerschlugen wir die Webstühle nicht. Es schien uns edler, sie in ihrer Struktur nachahmen zu lernen, um sie einstens zu übertreffen. Es vergingen einige Jahre in Studien, in Versuchen; aber vom Jahre 1819 an zeigte ein Ehrenpreis, von Saint Quentin verdient, daß diese Stadt für Frankreich eine neue und schwierige Fabrikation erobert hatte.

Nicht genug, daß wir alle Arten von Gespinnst und Gewebe vervollkommnen gelernt haben, haben wir auch bedeutende Fortschritte in der Kunst unsere Fäden und

unsere Gewebe zu färben gemacht. Zur Färbung der Seide haben wir zu Lyon den Indigo durch Berliner Blau ersetzt, das eine, für das Auge weit angenehmere Farbe gewährt, die zugleich den Vortheil gewährt, sich mit allen Abstufungen zu vertragen. Zu Rouen haben wir, zur Färbung der Baumwolle, die Kunst erworben, die schönen rothen Farben gleichmäßiger zu machen, und die Abstufungen derselben besser zu beherrschen. Zu Mühlhausen haben wir die Apretirung, die man Enlevage nennt, vervollkommnet, und den rothen Grund von Adrianopel in so großer Schönheit hervorgebracht, daß die bemahlten Leinwande von Mühlhausen, die auch um anderer Eigenschaften willen zu empfehlen sind, auf allen Märkten Deutschlands den Vorzug vor den bemahlten Leinwanden anderer Nationen gewonnen haben. Vor zehn Jahren würde man es als eine unsinnige Hoffnung betrachtet haben, auf Leinwand zu drucken, um die Farben und Verzierungen der prächtigen Shawls von Cachemire nachzuahmen: Mühlhausen hat dieser Hoffnung eine Wirklichkeit gegeben, die schimärisch schien, ehe sie dem Genie unserer Fabrikanten unterworfen wurde.

Die Lithographie, seit dem Frieden in Frankreich eingeführt, gewährt unseren schönen Künsten ein schnelles und leichtes Mittel, um die Hauptwerke der größten Meister wieder hervorzubringen, und selbst um den ursprünglichen Wurf ihres Gedankens in seiner Wärme und Ureigenheit zu vervielfältigen. Die Lithographie hat stufenweise den unteren Klassen durch den billigen Preis ihrer Erzeugnisse, den Geschmack von Zeichnungen und Bildern gegeben, welche würdig sind, ein geübtes Urtheil zu befriedigen.

Die Betriebsamkeit hat sich dieser Kunst bemächtigt, um ihre Werke zu verschönern; sie hat auf Seide, auf Wolle, auf Baumwolle, auf Leinwand lithographirt, sie hat lithographirt auf Töpferarbeit, Fayance und Porzellan.

Mit der Lithographie hat sich gleichzeitig die Papier-Fabrikation vervollkommnet. Die Franzosen haben zuerst den Mechanismus, Papier zu einer unbegränzten Länge zu fabriziren, erdacht; was in sehr vielen Fällen mit großen Vortheilen verbunden ist. Die Kunst, Papier zu bemalen, um schöne Wanddecken hervorzubringen, hat bei uns nicht geringere Fortschritte gemacht, als die Farbengebung der Stoffe; und die Ueberlegenheit unseres Geschmacks offenbart sich in der glücklichen Abstufung der Farben, und in der Schönheit der Zeichnungen oder Muster.

Gehen wir jetzt zur Erforschung unserer Mineral-Schätze über!

England hatte vor uns einen unermeßlichen Vorzug durch den gedoppelten Reichthum seiner Steinkohlen- und seiner Eisengruben, welche die Natur in denselben Gegenden an einander gerückt hatte, und durch die Vortrefflichkeit seiner Fabrikations-Mittel. Wir haben diese Mittel entlehnt. Zylinder, das Eisen zu strecken, Hoheöfen, es zu reinigen, sind eingeführt worden in den Departements der Nievre, der Yonne, der Mosel und der Loire. Die Fabrikation der Stahlwaaren ist aus ihrer langen Mittelmäßigkeit hervorgetreten. Wir reinigen, wir blechen, wir ziehen mit einer neuen Vollkommenheit das Eisen, das Kupfer, den Zink, den Messing; selbst Platina machen wir hammerbar. Seit dem Frieden streichen wir in den Departements der Nievre, der Eure, des Cher und der

Goldküste das Eisenblech, und fabriziren wir das Blech; wir streichen sogar geschmolzenen Stahl.

Im Jahre 1814 verarbeitete Frankreich 100 Millionen Kilogramme Eisen. Im Jahre 1823 verarbeitete es 160 Millionen Kilogramme. Im Jahre 1814 zog Frankreich aus seinen Gruben einen Milliard Kilogramme Steinkohlen; im Jahre 1825 hat es mehr als einen Milliard und 500 Millionen Kilogramme daraus gezogen. Was also diese beiden großen Quellen des Betriebsamkeits-Reichthums betrifft, so bringt Frankreich jetzt zur Hälfte mehr hervor, als 1814.

Seit dem Friden hören wir auf, dem Auslande tributpflichtig zu seyn für Feilen, Raspeln, Pfrieme, Sensen, Sicheln und Sägen. Bald wird in dieser Hinsicht Deutschland nicht länger den Vorzug vor uns haben. Unsere Messer-Fabriken haben den doppelten Zweck der Schönheit und der Wohlfeilheit erreicht. Wir haben das Mittel entdeckt, die Degenklingen zu damassiren.

In der gemeinen Uhrmacherkunst fangen wir an mit der Schweiz zu rivalisiren, und in der höheren Uhrmacherkunst, welche das Seewesen und die Astronomie in Anspruch nehmen, erkennen wir keinen an, der uns überlegen seyn will. Die Suveräne der in den Künsten am meisten vorgeschrittenen Völker verlangen, daß ein Pariser Künstler ihnen die schönsten Werkzeuge verfertige, um die Gestirne mit dem Grade von Genauigkeit zu beobachten, welcher den Fortschritten entspricht, die seit dem Anfange des abgewichenen Jahrhunderts, meistens durch die Arbeiten unserer Astronomen und unserer Mathematiker, gemacht worden sind. Die Optik ist, durch die in Frankreich ge-

machten Entdeckungen, heutiges Tages zu einer neuen Wissenschaft geworden. Einer von unseren Ingenieuren hat für unsere Leuchtthürme Linsen geformt, welche ein volleres Licht werfen, als selbst die Reflektoren.

Die chemischen Künste haben in Frankreich den Vorzug genossen, daß sie von Männern kultivirt worden sind, welche zu gleicher Zeit die Gränzen der Chemie erweiterten. Die berühmten Zeitgenossen Lavoisiers erfinden eine neue Bleiche; dann rasche und haushälterische Mittel, eine Menge von Salzen und Säuren zu bereiten, den Salpeter zu gewinnen, Schießpulver zu machen, in Frankreich Alaun, Soda, Pottasche, Bleiweiß zu bereiten u. s. w.

Diese großen Fortschritte, welche sich zum Theil in die Zeit der Umwälzung verlieren, haben sich keinesweges seit dem Frieden vermindert: unsere Chemiker haben das Geheimniß gefunden, sich selbst zu übertreffen, und dem Handel Produkte darzubieten, welche reichlicher, den Bedürfnissen des Lebens und der Künste angemessener, und doch bei weitem weniger kostbar sind, als vorher.

Man warf unserer Töpferarbeit vor, daß sie grob, unserer Fayance, daß sie ohne Schönheit, unserem Porzellan, daß es zu hoch im Preise sei. Die Betriebsamkeit hat sich von diesen Vorwürfen dadurch gereinigt, daß sie aufgehört hat, sie zu verdienen. Wir bringen sogar eine Töpferarbeit für den Luxus zu Stande, sofern wir, was die Härte, den Glanz und die Abstufungen betrifft, den Porphyr und die Edelgesteine nachmachen: eine herrliche Fabrikation!

Seit sechs Jahren haben wir aufgehört, hinter den Engländern im Schnitt der Krystalle zurück zu stehen: wir

kommen ihnen gleich in der Schönheit der Politur, in der Nettigkeit des Schnitts; wir übertreffen sie in der Zierlichkeit und Anmuth der Formen.

Unsere Goldschmids-Arbeiten haben die herrliche Industrie der Skulptur, der getriebenen Arbeit, des Kupfergusses, des Silbers und Goldes sehr weit gebracht.

Wird man es glauben, daß das öffentliche Einkommen, vermöge einer leichten Stempelabgabe, den Beweis hat, daß die französischen Familien ihre Möbel, ihr Tischgeräth, ihre Kostbarkeiten an Gold und Silber jährlich um 20 Millionen Franken vermehren?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Georg Canning's Tod.

Seit langer Zeit hat kein Todesfall einen so lebhaften Eindruck gemacht, als der am 7ten August dieses Jahres erfolgte Hintritt des brittischen Premier-Ministers Herrn Georg Canning. Rechnet man die pyrenäische Halbinsel und Italien ab, so ist im übrigen zivilisirten Europa dieser Hintritt allenthalben als ein Verlust von allen denjenigen aufgefaßt und bedauert worden, welche eine Entwickelung aller der Keime wünschen, die seit drei Jahrhunderten das menschliche Geschlecht von Stufe zu Stufe immer tiefer in die Region des Wahren, des Gerechten und des Menschlichen eingeführt haben; denn, nur weil man Herrn Canning als einen von den Hauptträgern dieser Entwickelung anschaute, konnte man sich seinen Tod in so großer Allgemeinheit zu Herzen gehen lassen. Nicht daß dieser ausgezeichnete Staatsmann nicht auch seine Feinde gehabt hätte, die seinen unerwarteten Hintritt als eine Wohlthat betrachteten; wann hätte es den Vortrefflichsten ihrer Gattung jemals an Nebenbuhlern, Gegnern und Feinden gefehlt! Allein wie wenig verschlägt der Haß, wenn selbst im Auslande des Verstorbenen in Vorschlag gebracht wird, das Andenken desselben durch eine Schaumünze zu verewigen, welche auf der einen Seite den Wahlspruch: Liberté civile et religieuse dans tout l'univers! und auf der

andern sein Bildniß mit der Umschrift enthält: Au nom des peuples, les François à George Canning *)?

Die ganze Erscheinung ladet zu Betrachtungen ein, die sehr weit ausgesponnen werden könnten, die wir hier aber, weil es uns an Raum gebricht, so viel als möglich begränzen wollen.

Die vorherrschende Voraussetzung bei der Klage über Herrn Canning's unerwartetem Tod ist offenbar, daß er für das Wohl der europäischen Welt allzu früh gestorben sei. Doch worauf stützt sich diese Voraussetzung? Ganz offenbar würde es um das menschliche Geschlecht, so wie selbst um denjenigen Theil desselben, den die Bevölkerung Europa's darstellt, sehr beklagenswerth stehen, wenn sein Wohl und Weh so sehr an dem Athem eines Einzelnen hinge, daß, mit dem Hintritt dieses Einzelnen, sogleich Verzweiflung eintreten müßte. So aber hat es um das menschliche Geschlecht nie gestanden. Unabhängig von jedem Einzelnen in dem Entwickelungsgesetz, wodurch sein

*) Dieser Vorschlag rührt von einem Manne her, von welchem sich keinesweges sagen läßt, daß er in einem schlaffen Kosmopolitismus lebe. Urheber desselben ist nämlich Herr Charles Dupin, Mitglied des Instituts der königlichen Akademie der Wissenschaften, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Frankreich sowohl als im Auslande, Ober-Offizier im Genie-Korps des Seewesens, Ritter mehrerer Orden u. s. w. Wer kennt Herrn Dupin nicht als einen eifrigen Patrioten, und als einen Mann von umfassenden Kenntnissen und großen Einsichten? Wenn ein solcher Mann seine Mitbürger zu einer so auffallenden Huldigung fremden Verdienstes auffordert: so liegt hierin ein Beweis, daß die Verstocktheit aus dem Partiotismus zu weichen beginnt, und daß man in größerer Allgemeinheit, als früher, fühlt, daß es für Europa nur Ein Interesse giebt.

Wesen bestimmt wird, giebt es die Richtung, von welcher man annimmt, daß es dieselbe empfange; und nur weil dies der Fall ist, hat man Ursache gehabt, das Non deficit alter zu einem Sprichwort zu erheben. In Wahrheit, was kann der einsichtsvollste und wohlwollendste Staatsmann thun? Nichts mehr und nichts weniger, als den Antagonismus, dessen Ergebniß die vollständigere Entwickelung der Gesellschaft ist, so leiten, daß der innere Friede bewahrt ward, d. h. daß nicht Störungen eintreten, wodurch das ganze Entwickelungsgeschäft über den Haufen geworfen wird. Er gleicht hierbei auf das Vollkommenste dem Arzt, der unausbleibliche Krisen so behandelt, daß daraus eine Lebensverlängerung hervorgeht. Noch mehr zu leisten, würde sogar verderblich seyn; denn wenn das gesellschaftliche Leben, gerade wie das physische, an Bedingungen gebunden ist, ohne welche es nicht fortdauern kann: so sind diese das, was am wenigsten verändert werden darf. Giebt es nun, wäre es auch nur in der Annäherung, eine Staatswissenschaft, so kann man sich darauf verlassen, daß es, nach dem Ausscheiden eines gegebenen Ausübers derselben, nicht an einem zweiten fehlen werde, der das unterbrochene Werk mit Erfolg fortsetzen könne; am wenigsten wird dieser Mangel da eintreten, wo es eine Oeffentlichkeit giebt, die es erlaubt, die Geister zu kennen, noch ehe sie auf eine entscheidende Probe gebracht sind.

Für die so und nicht anders geleitete Gesellschaft ist also von dem Hintritt desjenigen, der die Leitung übernommen hatte, sehr wenig zu fürchten: sie setzt ihre Laufbahn fort; vielleicht mit einigen Abänderungen, doch immer

so, daß diese nicht wesentlich sind, so lange jenes Gleichgewicht, das man durch gesellschaftlichen Frieden bezeichnet, unverletzt bleibt.

Doch sollte in dem allzu frühzeitigen Tode eines einsichtsvollen und wohlwollenden Premier-Ministers nicht in Beziehung auf ihn selbst etwas Beklagenswerthes liegen?

Bleiben wir, um diese Frage zu beantworten, bei dem gegebenen Falle stehen! Herr Canning hatte, als er starb, ein Alter von 57 Jahren zurückgelegt. Freilich war er erst seit wenigen Monaten zur Würde eines Premier-Ministers erhoben worden; allein wer wüßte wohl nicht, daß dies unter so heftigem und nachdrucksvollen Widerspruch geschah, daß man zu der Frage berechtigt wurde, ob und wie lange er sich auf seinem erhabenen Posten behaupten würde? Groß waren die Hindernisse, die er zu bekämpfen hatte; und die Gefahr, diesen Hindernissen zu unterliegen, konnte für mehr als wahrscheinlich gelten. Doch abgesehen hiervon, welcher Premier-Minister hat die Aussicht, daß sein bürgerlicher Tod nicht eher eintreten werde, als bis das äußerste Lebensziel erreicht ist? Geht man von der Erfahrung aus, daß es einem Premier-Minister am wenigsten vergönnt ist, an Altersschwäche oder Marasmus zu sterben: so ist die Frage, in welchem Zeitpunkt die Euthanasie für ihn eintritt, nicht schwer zu beantworten. Dies kann nämlich immer nur der Zeitpunkt seyn, wo, seine Feinde und Neider allein ausgenommen, alle Welt Großes und Herrliches von ihm erwartet, also, daß er nicht hinscheiden kann, ohne ein allgemeineres Bedauern mit ins Grab zu nehmen. In dieser Hinsicht haben Premier-Minister, wenn sie einer freien Verfassung

angehören, eine unverkennbare Schicksals-Aehnlichkeit mit schönen Frauen, die, wenn sie in der Blüthe ihrer Jahre sterben, allgemeines Bedauern finden, im vorgerückten Alter hingegen ganz unbemerkt in die Grube fahren. Jenen kann nichts Schlimmeres widerfahren, als wenn sie beim Eintritt heftiger Krisen sterben; denn, wie unschuldig sie auch an diesem Eintritt seyn mögen, so wird man doch nie unterlassen, sie zu Urhebern aller der Unfälle zu machen, welche die Krisen zu begleiten pflegen.

Ich weiß, welche Folgerung man hieraus ziehen kann; allein, so wie ich den Standort eines brittischen Premier-Ministers für den allerbedenklichsten halte, den es in der Gesellschaft giebt, so bin ich auch geneigt, Herrn Cannings Hintritt für eine wahre Euthanasie zu halten.

Wirft man nämlich einen tiefer eindringenden Blick in das Wesen des großbritannischen Reichs, so begreift man in der That nicht, woher ein menschliches Individuum den Muth und den Entschluß fassen soll, demselben die Richtung und Leitung zu geben, wodurch seine Fortdauer und seine ruhige Entwickelung bewirkt wird. Nichts von allem, wodurch man jemals die Natur eines Reichs charakterisirt hat, paßt für das großbritannische Reich; es bildet seine eigene Gattung. Ein Reich von ungeheurem Umfange — ein Reich, dessen einzelne Bestandtheile in Europa, Afrika, Asien und Amerika zerstreut liegen — ein Reich, dessen Elemente so verschiedenartig sind, daß es unbedingt unmöglich ist, sie durch die hergebrachten Regierungsmittel beisammen zu erhalten: ein solches Reich mit seinen Gedanken und Gefühlen umfassen zu wollen, mag von Seiten desjenigen, der dies unternimmt, sehr

verdienstlich seyn. Allein, was verbürgt den Erfolg? Welche Weisheit ist umfassend genug, um die große Aufgabe zu lösen, welche sich an die Bestimmung des Kühnen knüpft, der Großbritanniens Schicksal zu leiten übernommen hat? Um zu erfahren, wie wenig Beneidenswerthes die Bestimmung eines brittischen Premier-Ministers in sich schließt, darf man nur auf die Art und Weise zurückgehen, wie die fünf letzten dieser Minister geendigt haben. Pitt — der große Pitt — starb in einem Alter von zwei und vierzig Jahren an Entkräftung, und sein letzter Seufzer galt seinem Vaterlande, das er unglücklich nannte. Nicht anders endigte Fox nach einer kurzen Verwaltung, deren Hauptergebniß darin bestand, daß es ihm gelungen war, einen dem Ende nahen Krieg zur Rettung Englands weiter auszuspinnen. Perceval fand seinen Tod beim Eintritt in das Unterhaus, zu Boden gestreckt von der Hand eines Verzweifelnden, dessen Ansprüche auf Entschädigung nicht erfüllt werden konnten. Londonderry zerschnitt die Pulsader an seinem Halse, weil er sich nicht getraute, Englands Eigenthümlichkeit im Zusammenstoß mit den gerechten Forderungen der Mächte Europa's zu retten. Canning, in dessen überwiegenden Verstand ein so unbedingtes Vertrauen gesetzt wurde, ist, nach einer kurzen Verwaltung, an einer Krankheit gestorben, welche als die Folge anhaltenden Aergers und Verdrusses betrachtet wird. Was kann also an der Bestimmung eines brittischen Premier-Ministers beneidenswerth seyn?

Sieht man von dem beispiellosen, nicht zu beherrschenden Umfange des großbritannischen Reiches ab, um

den Blick auf die brittischen Inseln, oder den Stamm der Monarchie, zu beschränken: so ist die, von dem Premier-Minister zu lösende Aufgabe, sofern sie eine solche Leitung der Gesellschaft in sich schließt, wodurch der innere Frieden bewahrt wird, noch immer im höchsten Grade schwierig zu nennen.

In welchem glänzenden Lichte auch die politischen, industriellen und Handels-Verhältnisse Großbritanniens dem flüchtigen und oberflächlichen Beobachter erscheinen mögen: bei genauer und ernsthafter Untersuchung ergiebt sich, daß kein gesellschaftlicher Zustand noch größeren Gefahren ausgesetzt ist, als der des brittischen Volks. Eine höchst ungleiche Vertheilung des Vermögens und zur Abhülfe derselben eine Armensteuer, die, indem sie mit der zunehmenden Bevölkerung steigt, Alles zu verschlingen droht; eine National-Schuld von achthundert und vierzig Millionen Pfund Sterling, deren Verzinsung keinen Augenblick stocken darf; ein Grund und Boden, der beinah' ausschließlich in den Händen einer reichen Geistlichkeit und einiger Tausend Gutsbesitzer ist, die, als Gesetzgeber, immer nur ihren Vortheil im Auge haben; zwei Drittel der Bevölkerung zur anstrengendsten Arbeit verdammt, dabei aber allen den Unfällen ausgesetzt, welche falsche Spekulationen nach sich ziehen, und nicht selten dem größten Elende preisgegeben, sogar dem Hungertode: — wahrlich ein solcher Gesellschaftszustand schließt nichts in sich, was dem, der sich an die Spitze desselben stellen läßt, heitere Stunden und gute Tage verhieße.

Es kommt aber dazu, daß Großbritannien in den

letzten zwölf Jahren genöthigt worden ist, sein Verwaltungs-System in allen Theilen zu verändern. Es hat dem Schicksal nicht entgehen können, das ihm auf der einen Seite durch die Stiftung der großen Allianz, auf der andern durch den Abfall der spanisch-amerikanischen Kolonieen vom Mutterlande bereitet worden ist. Beide Erscheinungen haben gleich sehr dahin gewirkt, Großbritannien zur Verzichtleistung auf ein System zu bewegen, dem es seine Größe, wenn gleich nicht sein Wohlseyn, verdankt; ich meine jenes Merkantil-System, worin Handel und Krieg auf's Innigste verbunden waren. Unfähig, dieses System bei der gegenwärtigen Lage Europa's und Amerika's noch länger forzusetzen, hat die brittische Regierung den Krieg von dem Handel getrennt, und in Hinsicht des letzteren, Grundsätze angenommen, welche allein achtungswerth sind.

Auf eine unbedingtere Weise, als jemals, ist sie für die Erhaltung des Friedens gestimmt. Doch, wie viel muß jetzt nachgeholt werden, um die inneren Verhältnisse in Harmonie zu bringen mit dem, was die Weltlage des Reichs gebieterisch fordert!

Gewaltsame Veränderungen würden das Uebel ärger machen, als es durch sich selbst ist. Solche Veränderungen liegen zwar nicht in den Absichten des Ministeriums; weit lieber möchte es durch sanfte Mittel zum Ziele gelangen. Allein, wie allmählig es auch zu Werke gehen möge: zwei Hindernisse sind von einer solchen Beschaffenheit, daß man zu dem Zweifel berechtigt wird, ob menschliche Weisheit zu ihrer Besiegung hinreiche. Das eine ist

die gegenwärtige Zusammensetzung des Parliaments, welche nichts so bestimmt mit sich bringt, als eine erzwungene Unterordnung der ganzen Gesellschaft unter den Vortheil der Grundbesitzer; das andere die Organisation der Hochkirche, welche politische Rechte an das Bekenntniß gegebener Lehren knüpft. Ehe und bevor diese Hindernisse besiegt sind, giebt es kein allgemeines Gedeihen für England. Das, worauf man also mit der größten Sicherheit für die Zukunft rechnen kann, ist die doppelte Forderung einer Aufhebung der bisherigen Korngesetze, und einer Emanzipation der Katholiken, von Seiten derer, die einen besseren Gesellschaftszustand einleiten möchten. Da aber beide Forderungen auf den heftigsten Widerspruch von Seiten der Grundbesitzer und der Kirchen-Dignitarien stoßen müssen: so ist vorauszusetzen, daß das Ministerium, dem die Vermittelung dieser beiden großen Partheien obliegt, noch sehr viel sorgenvolle Augenblicke haben werde, um Manchester-Auftritte und Empörungen in Irland abzuwenden. Wer auch Herrn Cannings Nachfolger seyn möge: beneiden kann man ihn nur dann, wenn man die Größe der von ihm zu lösenden Aufgabe verkennt. Außer Lord Goderich, der zunächst an des Ausgeschiedenen Stelle getreten ist, werden noch mehrere Premier-Minister an dieser furchtbaren Klippe scheitern; bis endlich, vielleicht nach einem halben Jahrhundert, vielleicht aber noch weit früher, der Zeitpunkt eintritt, wo man zu der Ueberzeugung gelangt, daß es — thöricht sei, das Unhaltbare noch länger vertheidigen zu wollen. Alsdann wird man, ohne viel zu loben oder zu tadeln, auf Herrn Canning und dessen

Nachfolger das bekannte In magnis voluisse sat est anwenden, und eingestehen, daß das Entwickelungsgesetz, das unablässig in der Gesellschaft waltet, unendlich wirksamer ist, als alle Diejenigen, die man aus Ungeduld zu seinen Substituten machen möchte, während sie nur seine Träger sind.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen bis zur Theilnahme Frankreichs an dem Befreiungskriege.

Durch die Erklärung des Kongresses vom 4. Juli 1776 waren die letzten Bande zerrissen, welche die Kolonieen an das Mutterland geknüpft hatten. Von jetzt an konnte die schwierige Aufgabe, den Anspruch so in Recht zu verwandeln, daß daraus eine unbestrittene Unabhängigkeit hervorging, nur durch den Heldenmuth der Generale und durch die Tapferkeit der Truppen gelös't werden. Eine verhängnißvolle Zukunft stellte sich dem Blicke des Forschers dar; doch ließ sich an ihr nichts wahrnehmen, was über ihre Dauer auch nur von fern her Aufschluß gegeben hätte. Man mußte sich also auf anhaltende Leiden gefaßt halten, und das Beste von den Beschwerden und Gefahren erwarten, womit das Kriegführen in einer so großen Entfernung für Großbritannien verbunden war.

In Kanada waren die Waffen der Provinzialen um die Zeit der förmlichen Lossagung von dem Mutterlande keinesweges siegreich. Zwar verweilte Oberst Arnold noch vor Quebeck in Erwartung der Verstärkungen, die ihm versprochen waren; da diese aber nicht schnell genug anlangten, so wußte er nicht, wie er die Einschließung der Hauptstadt Kanada's fortsetzen oder aufgeben sollte. Um wenigstens etwas zu leisten, bemühete er sich, die Schiffe der Einwohner zu verbrennen. Dies gelang sehr wenig. Ein neuer Versuch, den er machte, die Stadt durch Sturm zu nehmen, gab kein anderes Resultat, als daß die Besatzung Quebecks sich zu einer freiwilligen Verbrennung der Vorstädte entschloß, weil hierin das sicherste Mittel enthalten war, die Stadt vor einer Ueberrumpelung zu bewahren. Der Landadel Kanada's machte unter der Leitung des Herrn von Beanjeu zwar einen Versuch Quebeck zu entsetzen; allein Oberst Arnold zog ihm entgegen, und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß er für immer die Lust verlor, irgend etwas zu unternehmen. Dies war Arnold's letzte Waffenthat vor Quebeck. Nicht genug, daß er zu der Ueberzeugung gelangte, die Eroberung eines so festen Platzes könne nur unter dem Beistande des Wurfgeschützes gelingen, fühlte er sich in seiner Beharrlichkeit vorzüglich durch den Umstand erschüttert, daß die Blattern in seinem Lager ausbrachen. Er ging mit einem Rückzug (der von Tag zu Tag nothwendiger wurde) um, als die brittischen Verstärkungen, welche General Carleton mit so vieler Ungeduld erwartet hatte, anlangten, und auf ihren Schiffen mit so großer Schnelligkeit vordrangen, daß die geringe Mannschaft des Obersten von einander gesondert

wurde. Kaum waren diese Verstärkungen gelandet, so traf General Carleton Anstalten zu einem Ausfall. Dies nöthigte zur schleunigsten Flucht, wobei Kanonen, Vorräthe und Schiffe zurückgelassen werden mußten. Auf eine durchaus unvermeidliche Weise fielen die Kranken und Verwundeten in die Hände der Engländer; sie wurden aber menschlich behandelt, und zur Ehre des Generals Carleton muß bemerkt werden, daß, als er die traurige Lage der Provinzialen erfuhr, die, weil sie auf der Flucht nicht hatten folgen können, sich in den Wäldern versteckt hielten, er nicht bloß Leute aussendete, die ihnen ihre Hülfe anbieten mußten, sondern auch öffentlich bekannt machte, daß es diesen Unglücklichen frei stände, sich, nach wieder hergestellter Kraft, in ihre Heimath zurück zu begeben: eine Begünstigung, die in keiner anderen Absicht erfolgte, als damit sie sich nicht durch die Furcht vor Gefangenschaft abhalten lassen möchten, die angetragene Hülfe anzunehmen.

Befreit von jeder Gefahr des Angriffs, konnte der brittische General jetzt angriffsweise gegen die Provinzialen zu Werke gehen. Nichts setzte ihn mehr dazu in Stand, als die 12,000 Mann geregelter Truppen, an deren Spitze er sich befand: Truppen, deren Hauptbestandtheil Braunschweiger waren. Auch rückte er mit dieser Macht ohne Zeitverlust nach den drei Strömen in der Voraussetzung vor, daß Arnold daselbst würde Halt gemacht haben. Doch dieser Oberst hatte seine Flucht bis Sorel fortgesetzt, wo er auf die ihm zugesendeten Verstärkungen gestoßen war. Sorel ist dreißig deutsche Meilen von Quebeck entfernt. Hier nun standen brittische Truppen unter den

Generalen Fraser und Nesbit, von welchen jener den Theil befehligte, der bereits gelandet war, dieser die noch auf den Transport-Fahrzeugen befindlichen Bataillone anzuführen berufen war. Wiewohl nun sehr viel Niedergeschlagenheit unter den Provinzialen herrschte, weil ihr Muth durch den verfehlten Zug nach Quebeck nicht wenig erschüttert war: so wurde doch ein Angriff auf die brittischen Truppen in der Nähe von Sorel beschlossen. Dies Unternehmen war ohne Zweifel sehr gewagt, sowohl wegen der Stärke der Korps, gegen welche man zu agiren gedachte, als auch wegen der Nähe der brittischen Haupt-Armee, welche höchstens zehn Meilen von Sorel entfernt war, nicht zu gedenken, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von bewaffneten Schiffen und Transportfahrzeugen mit Truppen zwischen den Provinzialen und den drei Strömen lag. Nichts desto weniger ließ sich General Thomson mit zweitausend ausgesuchten Leuten auf dies Unternehmen ein. Nur daß der Erfolg so vieler Entschlossenheit und Tapferkeit sehr wenig entsprach. Zwar gelang es den Provinzialen, unbemerkt durch die feindlichen Fahrzeuge zu kommen; allein General Fraser hatte Kunde von ihrer Landung erhalten, und da er auf diese Weise zu ihrem Empfange vorbereitet war, so konnte es ihm nicht schwer fallen, sie in Unordnung zu bringen. Dies geschah in demselben Augenblick, wo General Nesbit mit seinen Truppen landete, um sie von hinten anzugreifen. Ein paar Kanonenschüsse brachten eine ungemeine Wirkung hervor. Ein Rückzug ward unvermeidlich. Doch wie diesen zu Stande bringen, da General Nesbit zwischen ihnen und ihren Böten stand? Die armen Provinzialen waren

zu einem Umwege durch einen Sumpf genöthigt, hart gedrängt von den Engländern, welche zu beiden Seiten des Sumpfes marschirten, und die Verfolgung nicht eher einstellten, als bis ein dichter Wald am äußersten Ende des Sumpfes die Fliehenden aufgenommen hatte. Der ganze Vorgang endete so, daß General Thomson mit zweihundert von seinen Leuten gefangen blieb.

In Folge dieses Unfalls gaben die Provinzialen die Hoffnung auf, in Kanada das Mindeste auszurichten. Sie zerstörten also ihre Befestigungswerke, und dachten nur auf die Rettung ihres Geschützes. Es war darauf gerechnet worden, daß sie dem General Burgoyne entschlossenen Widerstand leisten würden; statt dessen ließen sie sich von ihm verfolgen. Den 18. Juni langte der brittische General bei dem Fort St. John's an, das er verlassen und abgebrannt antraf. Dasselbe Schicksal hatte Chamblee getheilt, wie auch alle die Fahrzeuge, welche nicht stromaufwärts hatten gebracht werden können. Nachdem die Provinzialen auch die Nußinseln am Eingange des Champlain-See's aufgegeben hatten, zogen sie sich nach Crown-Point zurück. Hier waren sie in Sicherheit mit einem Verlust von wenigstens 1000 Mann, den der Rückzug von Quebeck nach sich gezogen hatte. General-Major Sullivan, der diesen Rückzug nach der Gefangennehmung des Generals Thomson geleitet hatte, erhielt den Dank des Kongresses für seine Bemühungen, und in demselben die Anerkennung seines Verdienstes.

Im Norden war also ein Unternehmen fehlgeschlagen, von welchem man sich einen großen Erfolg versprochen hatte. Glücklicherweise gab das, was gleich-

zeitig im Süden geschah, zum wenigsten eine Art von Ersatz.

Aus Nord-Karolina war, wie wir oben angedeutet haben, der Guvernör vertrieben worden. Sein Name war Martin. Hartnäckig in Vertheidigung der ihm anvertrauten Provinz, wollte er die Hoffnung, die Bewohner derselben zum leidenden Gehorsam zurück zu führen, nicht sogleich aufgeben. Seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, wendete er sich an die sogenannten Regulatoren: eine Art von Banditen, die es dahin gebracht hatten, daß sie im Zustande der Unabhängigkeit lebten; denn obwohl sie von der Regierung nur als Rebellen betrachtet wurden, so blieben sie wegen ihrer nicht geringen Anzahl und wegen ihrer Geschicklichkeit im Gebrauch des Feuergewehrs doch unangetastet. An diese Menschenklasse nun wendete sich der Guvernör Martin mit dem Antrage, sich gegen die rechtmäßigen Eigenthümer der Provinz zu wenden; und wie hätten ihre Häuptlinge die ihnen gemachten Versprechungen zurückweisen können! Zu ihrem Anführer wurde der Oberst Macdonald, ein unternehmender Offizier, ernannt. Er hatte seit dem Februar die königliche Fahne aufgepflanzt, Regimenter gebildet, Proklamationen erlassen, und wartete nur noch auf die Ankunft der brittischen Truppen, welche im Dezember zu Portsmouth nach den südlichen Provinzen eingeschifft waren, um loszubrechen gegen diejenigen, auf deren Kosten die Regulatoren bereichert werden sollten. Die Einwohner von Nord-Karolina waren indeß nicht blind gegen die ihnen bevorstehende Gefahr. Diese, wo möglich, abzuwenden, sendeten sie den

General Moore mit so viel Truppen, als gerade zur Verfügung standen, gegen den Obersten Macdonald, nicht ohne das Versprechen zu geben, daß Verstärkungen folgen sollten. Macdonald und Moore standen bald einander gegenüber. Jener hatte den Vorzug der Ueberzahl: dieser den des Geschützes. Stolz nun auf seine Stärke, forderte Oberst Macdonald seinen Gegner auf, zu der königlichen Fahne zu stoßen, wenn er nicht für einen Rebellen gelten wollte; Moore's Antwort war, daß, wenn Oberst Macdonald die Waffen niederlegen und dem Kongreß den Treueid schwören welle, er als Freund behandelt, wenn er aber bei seinem Vorhaben beharrte, aufs Strengste bestraft werden sollte. Hierbei blieb es für's Erste. Als, wenige Tage darauf, General Moore bis auf 8000 Mann verstärkt war, rückte er mit der Entschlossenheit vor, die von dem Gefühl seiner Ueberlegenheit herrührte. Macdonald, welcher höchstens 2000 Mann zusammengebracht hatte, und dem es gänzlich an Geschütz fehlte, fand, unter diesen Umständen, die einzig mögliche Rettung in einem Rückzuge, der ihn nach Moore's Creek, einer Küstenbiegung sechzehn englische Meilen von Welmington, führen sollte: ein Punkt, auf welchem er sich mit dem Guvernör Martin, und mit dem seit einigen Wochen angelangten General Clinton zu vereinigen hoffte. Doch Moore verfolgte ihn mit so vieler Hitze, daß er ihn in demselben Augenblick erreichte, wo er einen Versuch machte, über das Wasser zu kommen, das der Küstenbiegung ihr Daseyn gab. Die Uebermacht, womit Macdonald angegriffen wurde, vertrug sich nicht mit langem Widerstand; und — um kurz zu seyn — die

Niederlage, welche die königliche Parthei hier an der Küste litt, war so vollkommen, daß sie mit einer gänzlichen Aufreibung derselben endete.

Die Macht der Provinzialen war demnach nach den Unfällen, die sie in Kanada gelitten hatte, in Nord-Karolina eben so unbestritten, wie in Virginien, das der Guvernör Dunmore, wie wir wissen, gänzlich seinem Schicksale überlassen hatte.

Ehe wir in der Darstellung der Begebenheiten fortfahren, wird es nöthig seyn, dem Leser ein angemessenes Bild, wie von dem Kriegsschauplatze, so von dem Plane zu geben, den das brittische Ministerium, in dem nur allzu gerechten Gefühl von den Schwierigkeiten seiner Unternehmung, zur Unterjochung der Amerikaner entworfen hatte.

Dieser Plan lief darauf hinaus, daß, während der General Clinton mit dem ihm anvertrauten Theile des Heeres Charlestown, die Hauptstadt Süd-Karolina's, angreifen und erobern sollte, General Burgoyne von Kanada aus über die Seen von Norden her vorzudringen bestimmt war. Inzwischen sollte General Howe, mit dem Hauptheere, New-York besetzen und von da aus sich in die mittleren Kolonieen ausbreiten, um, je nachdem es nöthig seyn würde, entweder nordwärts dem General Burgoyne, oder südwärts dem General Clinton die Hand zu reichen. Diese Anordnung war so gedacht, daß man, je nachdem die eine oder die andere dieser Vereinigungen nothwendiger war, durch die erstere Neuengland von den übrigen Kolonieen dadurch abschnitt, daß man sich des ganzen Laufes des Hudsons-Stromes bemächtigte, und

daß man durch die letztere den südlichen Theil von Neu-York, Neu-Yersey, Pensilvanien, Maryland, Virginien und die beiden Karolina's in die Gewalt Englands brachte, um demnächst mit unwiderstehlicher Gewalt gegen Neu-England, den Haupsitz des Aufstandes — den eigentlichen Heerd der Rebellion, wie man sich in England darüber ausdrückte, zu operiren.

So verhielt es sich mit dem Plane des brittischen Ministeriums, der unstreitig der beste war, welcher für den Zweck, der nun einmal verfolgt werden mußte, entworfen werden konnte; und wir werden nun sehen, durch welche Begebenheiten dieser Plan so abgeändert wurde, daß er nie zur Ausführung gebracht werden konnte. Die erste Abänderung erfuhr er in Süd-Karolina.

Hier hatten die Provinzialen mit einem furchtbaren Feinde zu thun. Ein Geschwader, dessen Bestimmung die Eroberung von Charlestown war, hatte die brittischen Häfen im Dezember 1775 verlassen, und war, von widrigen Winden aufgehalten, erst im Mai 1776 bei Kap Fear in Nord-Karolina angelangt, wo es bis zum Schluß des eben genannten Monats hatte verweilen müssen, um sich auszubessern. Es bestand aus zwei Schiffen von 50, aus vier von 30, aus zwei von 20 Kanonen, und außerdem aus einem bewaffneten Schooner und einem Bombardier-Schiffe. Die Landtruppen, welche dieses Geschwader mit sich führte, wurden von Lord Cornwallis befehligt, unter welchem die Generale Clinton und Vaughan standen. Cornwallis erhielt die Nachricht von der Räumung Bostons nicht eher, als bis er alle Anstalten zu einem Angriffe auf Charlestown getroffen hatte. Hier war

man indeß auf seine Ankunft gefaßt; und so wie die Amerikaner sich überhaupt durch ihre Geschicklichkeit und Fertigkeit in der Befestigungskunst auszeichneten, so hatten sie auch in Süd-Karolina nichts von dem vernachläßigt, was die Eroberung der Hauptstadt erschweren konnte. Zu Anfang des Juni gingen die Engländer, nicht weit von Charlestown-Bar, vor Anker, wo sie, um die Schwierigkeit der Ueberfahrt zu überwinden, sogleich genöthigt waren, die Kanonen aus den großen Schiffen herauszunehmen, welche aber deßhalb nicht weniger mehr als einmal in Gefahr kamen, auf den Grund zu gerathen und stekken zu bleiben. Das nächste Hinderniß war ein starkes Forts auf Sullivan's Eiland, sechs englische Meilen von Charlestown. Obgleich nicht vollendet, war es doch sehr stark. Zwar beschlossen die brittischen Generale den Angriff ohne Bedenken; allein, wie leicht dieser auch zur See seyn mochte, so war doch nichts schwieriger, als ihn durch Landtruppen zu unterstützen. Versucht wurde dies dadurch, daß man auf Long-Eisland, östlich von Sullivans-Eiland, Truppen landete, denen der Uebergang durch den niedrigen Wasserstand der Erdzunge, welche die beiden Inseln verbindet, allerdings erleichtert war. Allein dieser Furth gegenüber hatten die Provinzialen ein starkes Truppen-Korps aufgestellt, während General Lee auf Sullivan's Insel so gestellt war, daß er die Besatzung des Forts nach Gutbefinden verstärken konnte. Auf Seiten der Britten traten so viel Zögerungen ein, daß, ehe alles zu einem Angriff in Bereitschaft gesetzt war, der 28. Juni herbeigekommen war. Inzwischen hatten sich auch die Provinzialen mit allem versehen, was sie brauchten, um

die Britten tüchtig zu empfangen. Am Morgen des eben genannten Tages begann das Bombardier-Schiff Bomben in das Fort Sullivan zu werfen; und gegen Mittag gelangten die beiden 50 Kanonen-Schiffe in Verbindung mit den Fregatten von 30 Kanonen dahin, daß sie das Feuer verstärken konnten. Drei andere Fregatten waren beordert, ihre Station zwischen Charlestown und dem Fort zu nehmen, um die Kommunikation mit dem festen Lande abzuschneiden und die Batterieen in gerader Richtung zu beschießen. Diese geriethen durch die Unwissenheit der Piloten ins Stocken; und obgleich zwei derselben wieder flott gemacht wurden, so waren sie doch unbrauchbar für den Dienst geworden. Die dritte mußte verbrannt werden, wenn sie nicht in die Hände des Feindes gerathen sollte. Dem zufolge war der Angriff auf die fünf bewaffneten Schiffe und auf das Bombardier-Schiff beschränkt. Das Feuer war entsetzlich: allein es war gegenseitig. Der Bristol litt gewaltig. Als die Triebfeder seines Ankertaues weggeschossen war, blieb er dem feindlichen Feuer gänzlich ausgesetzt, und da von Sullivan's Fort aus mit glühenden Kugeln geschossen wurde: so gerieth er zweimal in Brand. Fünfmal war der Kapitän Morris bereits verwundet worden, als er das Verdeck verließ, um sich den Arm abnehmen zu lassen. Nach geschehener Amputation kehrte er auf seinen Posten zurück und erhielt die sechste Wunde, die ihn jedoch eben so wenig irre machte an seiner Pflicht. Eine glühende Kugel, die dieser Tapfere im Leibe erhielt, machte endlich seinem Leben ein Ende. Von allen Offizieren und Seeleuten, welche auf dem Halbverdeck dieses Fahrzeuges standen, entkam kein einziger ohne

Wunden, Sir Peter Parker allein ausgenommen, dessen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in Erstaunen setzte. Der Kampf dauerte bis zum Eintritt der Dunkelheit. Die Britten hatten wenig Schaden gethan, weil die Werke des Feindes so niedrig lagen, daß sehr viel Kugeln darüber wegflogen. Dazu kam, daß die Festungswerke, als zusammengesetzt aus Palmbäumen mit Erde gemischt, sehr gut berechnet waren, um dem Eindruck der Kanonenkugeln zu widerstehen. Während des Angriffs, und zwar in dem Augenblick, wo er am heftigsten war, schwiegen die Provinzial-Batterieen eine Zeitlang; und daraus schloß man englischer Seits, daß sie aufgegeben würden. Allein der Erfolg zeigte, daß dies nur vom Mangel des Pulvers herrührte; denn sobald diesem Mangel abgeholfen war, hob das Feuer eben so lebhaft wieder an, wie vorher. Den ganzen langen Kampf hindurch war es den Landtruppen unmöglich, der Flotte den geringsten Beistand zu leisten; die Werke des Feindes waren bei weitem stärker, als man geglaubt hatte, und außerdem verhinderte die Tiefe des Wassers jeden Versuch, den jene hätte machen können. In diesem erfolglosen Angriff belief sich die Zahl der Getödteten und Verwundeten englischer Seite auf zweihundert. Der Bristol und Experiment waren in einem so hohen Grade beschädigt, daß man glaubte, es würde unmöglich seyn, beide über Charlestown-Bar zurück zu bringen; dennoch wurde dies bewerktstelligt durch ungewöhnliche Anstrengungen, zum Erstaunen der Provinzialen, welche darauf gerechnet hatten, daß diese Schiffe ihnen als gute Prise bleiben würden. Wie groß der Verlust auf Seiten der Amerikaner war, läßt sich nicht mit Bestimmt-

heit angeben, sondern nur danach abschätzen, daß ihre Kanonen großen Theils zerschossen waren, und daß, während des Gefechts, Verstärkung in das Fort geworfen werden mußte.

Wie es sich auch mit dem Verluste der Provinzialen verhalten mochte: Charlestown war unerobert geblieben, und General Clinton sah sich genöthigt, eine andere Bahn zu suchen, auf welcher er sich mit dem General Howe vereinigen möchte.

Auch zur See wollten die Amerikaner in diesem Jahre ihr Heil versuchen, theils zur Beschützung ihres eigenen Handels, theils um dem Feinde, so weit es möglich seyn würde, Abbruch zu thun. Zu diesem Endzweck wurde der Kommodor Hopkins zu Anfange des Märzes mit fünf Fregatten nach den Baham-Inseln gesendet. Hier bemächtigte er sich zwar des groben Geschützes und anderer Kriegsvorräthe; allein das Schießpulver, worauf es am meisten abgesehen war, war bereits auf die Seite gebracht worden. Auf der Rückfahrt nahm Hopkins mehrere Fahrzeuge; doch entschlüpfte ihm die Fregatte Glasgow, trotz allen Bemühungen sie in seine Gewalt zu bringen.

Im Ganzen genommen waren die Operationen der Amerikaner bisher erfolgreich gewesen. Doch die Stunde, wo sie große Unfälle ertragen sollten, rückte mit jedem Augenblick näher. Neu-York, vom Meere aus am meisten zugänglich, und vermöge seiner Lage im Mittelpunkte der Kolonieen für die Engländer unentbehrlich, ward der Gegenstand eines Hauptangriffs. Die gegen diese Provinz gerichtete Macht bestand aus sechs Linienschiffen, dreißig Fregatten und einer großen Anzahl von Transportschiffen.

Die Flotte wurde von Lord Howe, die Landmacht von dessen Bruder, dem General Howe, befehligt, der, wie oben erzählt worden ist, von Boston nach Halifax aufgebrochen war. Von hier aus war der letztere, mehrere Wochen vor der Ankunft seines Bruders, nach Neu-York gesegelt, wo er sich vorläufig, und bis zur Ankunft des Admirals, aller Feindseligkeiten enthielt. Ihrer Gewohnheit gemäß hatten die Amerikaner Neu-York und die benachbarten Inseln ungemein stark befestigt; dennoch durfte General Howe seine Truppen auf Staten-Eisland landen, woselbst alle Königlichgesinnten zu ihm stießen. Lord Howe langte mit seiner Flotte um die Mitte des Juli an; und da er einer von den Kommissarien war, welche die Unterwerfung der Kolonisten annehmen sollten, so richtete er ohne Zeitverlust an alle aus den Provinzen vertriebenen Guvernöre ein Zirkelschreiben, wodurch er sie aufforderte, den Umfang seiner Kommission und die Vollmacht, womit das Parliament ihn versehen hatte, so viel als immer möglich bekannt zu machen. Hierin kam ihm der Kongreß zuvor; denn dieser verordnete die Bekanntmachung des eben gedachten Zirkelschreibens in allen Zeitungen Amerika's, damit Jeder die Hinterhaltigkeit des brittischen Ministeriums kennen lernen und sein Vertrauen in den eigenen Muth setzen möchte. Unmittelbar darauf richtete Lord Howe ein Schreiben an den General Washington; da aber die Aufschrift schlechtweg „an Georg Washington" lautete: so weigerte sich dieser General, das Schreiben anzunehmen, weil man ihm in der Aufschrift seinen Titel versagt hatte. Diesen Einwand zu beseitigen, wurde der General-Adjutant Paterson mit einem zweiten Schreiben abgesendet, dessen

Aufschrift auf keine Weise mangelhaft war. Nun wurde zwar der Ueberbringer mit großer Höflichkeit empfangen; allein das Schreiben anzunehmen, weigerte sich General Washington deßhalb nicht minder, und alle Bemühungen des General-Adjutanten, ihn dazu zu bereden, waren rein vergeblich. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung zwischen beiden war die Vollmacht der Kommissarien, zu welchen Lord Howe gehörte. Nach der Versicherung des General-Adjutanten war diese Vollmacht von großem Umfange; dieser Unterhändler fügte sogar hinzu, daß die Kommissarien das Aeußerste zugestehen würden, um eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und daß er Ursache habe zu glauben, seine Sendung sei ein nicht unbedeutender Schritt zu diesem großen Ziele. Doch Washington erwiederte mit auffallender Kälte: „so viel er von der Sache begreife, beschränkten sich die Vollmachten auf Gewährung von Verzeihung; da aber Amerika sich keiner Schuld und keiner Beleidigung bewußt sei, so verlange es keine Verzeihung, nur darauf bedacht, wie es sein unbestreitbares Recht vertheidigen wolle."

Auf diese Weise war die Entscheidung des großen Streites dem Schwerte anheim gestellt. Ehe die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen konnten, mußten die brittischen Truppen beisammen seyn. Diese Vereinigung erfolgte im August, wo sie auf Long-Eisland, dem Ufer von Staten-Eisland gegenüber, landeten. In einem stark befestigten Lager, auf einer Halbinsel des entgegengesetzten Ufers, befand sich General Putnam, und zwischen den beiden Heeren lag eine Hügelreihe, deren Hauptpaß bei einem Orte, Flat-Bush genannt, gelegen war. Hier faßte

der, aus lauter Hessen bestehende Mittelpunkt des britti=
schen Heeres Posto; der linke Flügel, unter General
Grant, lagerte in der Nähe des Gestades; der rechte,
meistens aus Britten bestehend, stand unter Lord Percy,
Cornwallis und Clinton. General Putnam hatte den Be=
fehl gegeben, daß die Pässe durch starke Abtheilungen be=
setzt werden sollten; und dies war bei den nächsten wirk=
lich geschehen. Doch einer von diesen Pässen, der in grös=
serer Entfernung lag, war gänzlich vernachlässigt worden;
und dies hatte einem starken Truppen=Korps unter Lord
Percy und Clinton Gelegenheit gegeben, über die Berge
hin den Amerikanern in den Rücken zu dringen, während
sie von vorn mit den Hessen zu thun hatten. Vermöge
dieser Vernachlässigung wurde ihre Niederlage unvermeid=
lich. Die, welche mit den Hessen beschäftigt waren, be=
merkten ihren Mißgriff zuerst, und fingen an, sich nach
dem Lager zurück zu ziehen. Doch der Paß war mit brit=
tischen Truppen besetzt, welche sie in die Wälder zurück=
trieben. Hier stießen sie wiederum auf Hessen; und so
wurden sie mehrere Stunden hindurch von zwei Feuern
aufgerieben, bis sie endlich den Entschluß faßten, sich durch
die brittischen Truppen, es sei mit welchem Verlust es
wolle, einen Weg ins Lager zu bahnen. Ueber diesen
Versuch büßten Viele ihr Leben ein; und der rechte Flü=
gel, der gegen General Grant zu fechten hatte, theilte
dasselbe Schicksal. Der Sieg der Engländer war voll=
ständig. Die Amerikaner verloren an diesem verhängniß=
vollen Tage zwischen drei= bis viertausend Mann, von
welchen 2000 im Gefecht oder auf der Flucht getödtet
wurden. Darunter befand sich ein Regiment von jungen
Män=

Männern, die zu den angesehensten und reichsten Familien Marylands gehörten, und von welchen keiner ohne Wunde entkam.

Die Hitze der brittischen Truppen war so groß, daß sie nur mit Mühe von einem Angriff auf die Linien der Provinzialen abgehalten werden konnten. Doch wie gering auch der Verlust der Britten im Vergleich mit dem der Amerikaner gewesen war: so wollten die englischen Generale doch nicht auf einen wiederholten Angriff eingehen, weil sie vorhersahen, daß die Amerikaner sich auf keine Gegenwehr einlassen würden. Wirklich verließen diese ihr Lager so schnell als möglich, sogar mit Hinterlassung ihres Geschützes. Dies geschah in der Nacht vom 29. zum 30. August. Mit Tagesanbruch traten die Britten in den Besitz des Lagers.

Zu den Gefangenen der Engländer gehörte auch General Sullivan. Da nun Lord Howe glaubte, es sei gerade so viel geschehen, als nothwendig wäre, um den Kongreß zur Nachgiebigkeit zu bewegen: so sendete er jenen General nach Philadelphia mit einer Botschaft an den Kongreß, worin er diesem zu erkennen gab, daß, da er nicht wohl mit ihm, als gesetzlicher Behörde, unterhandeln könne, es ihm Vergnügen machen würde, mit einzelnen Gliedern in einer Privat-Konferenz über den Umfang seiner Vollmacht zu sprechen. General Sullivan richtete seinen Auftrag auf das Gewissenhafteste aus. Allein der Kongreß war nicht so sehr in Furcht zu setzen, daß er der Würde seines Charakters auch nur das Mindeste hätte vergeben sollen. Seine Antwort war: „Der Kongreß der freien und unabhängigen Staaten Amerika's könne

nicht füglich irgend eins seiner Glieder in irgend einer anderen Eigenschaft senden, als in der, welche ihm öffentlich zustände; da ihm jedoch sehr viel daran gelegen wäre, dem Vaterlande den Frieden unter billigen Bedingungen zurück zu geben: so wolle er sich wohl entschließen, erwählte Mitglieder an den Admiral zu senden, um dessen Vorschläge zu vernehmen."

So kam es zu einer Konferenz. Die Abgeordneten waren: Dr. Franklin, Herr Adams und Herr Ruthledge. Sie wurden von Lord Howe höflich empfangen; allein die Konferenz war eben so erfolglos, als sie von der Unabhängigkeitserklärung ausgefallen seyn würde; denn die Abgeordneten erklärten: „daß, wie geneigt sie auch seyn möchten, mit England in ein gutes Vernehmen zurück zu treten, sie doch nicht anders unterhandeln könnten, denn mit dem Charakter von unabhängigen Staaten." Hierdurch waren alle Hoffnungen abgeschnitten, und was sich dabei ganz von selbst verstand, war die thätige Fortsetzung des Krieges.

Lord Howe machte nunmehr die abschlägige Antwort des Kongresses in einem Manifeste bekannt, worin er zugleich erklärte, daß er bereit sei, mit allen gutgesinnten Personen über die Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe in Unterhandlung zu treten. Gleichzeitig war er auf die Eroberung der Stadt Neu-York bedacht. Hier fehlte es nicht an Provinzial-Truppen; und aus zahlreichen Batterieen wurde ein zerstörendes Feuer gegen die brittischen Schiffe unterhalten. Zwischen beiden lag der Ost-Strom: ein Fluß von sehr beträchlicher Breite, über welchen die brittischen Truppen zu setzen vor Begierde brannten. Als

endlich die Schiffe, nach einer rastlosen Kanonade von mehreren Tagen, die allerbeschwerlichsten Batterieen zum Schweigen gebracht hatten, wurde ein Truppen-Korps stromaufwärts nach einer Bay gesendet, wo die Festungswerke minder stark waren, als an anderen Orten; und nachdem die Provinzialen hier durch das Geschützfeuer der Flotte vertrieben worden waren, rückten die Truppen geraden Weges auf die Stadt los. Die Provinzialen sahen jetzt wohl ein, daß sie von allen Seiten würden angegriffen werden; und da sie dabei nur unterliegen konnten, so verließen sie die Stadt, und zogen sich nach dem Norden der Insel zurück, wo ihre Hauptstärke vereinigt war. Auf dem Zuge dahin plänkelten sie wohl mit den Britten; allein sorgfältig vermieden sie jedes allgemeinere Gefecht, und aus ihrem ganzen Betragen ging hervor, daß sie nicht mit dem Eifer und unerschrockenen Muth zu Werke gingen, der sie früher ausgezeichnet hatte.

Brittische und amerikanische Truppen waren, von jetzt an, sehr nahe an einander gebracht; die Entfernung beider betrug kaum zwei englische Meilen. Jene lagerten von Ufer zu Ufer in der Ausdehnung von zwei englischen Meilen; denn so viel beträgt die Breite der Insel bei einer Länge von funfzehn englischen Meilen. Die Provinzialen, welche ihnen gegenüber lagerten, hatten ihr Lager auf mehr als eine Weise befestigt. Zugleich waren sie Gebieter über alle die Pässe und Defiléen zwischen den beiden Lagern, und eben dadurch im Stande, sich gegen ein weit zahlreicheres Heer zu vertheidigen, als ihr eigenes war. Auch hatten sie einen Paß, Kingsbridge genannt, stark befestigt, um im Nothfalle mit Sicherheit nach dem festen

Lande überzusetzen. General Washington benutzte diese vortheilhafte Lage zu lauter Scharmützeln, wodurch er dem Feinde lästig wurde, zugleich aber auch seine Truppen in eine solche Stimmung brachte, welche eine Rückkehr des gesunkenen Muthes hoffen ließ.

Ihrem Vorsatze nach hatten die Provinzialen Neu-York nicht verlassen wollen, ohne diese Stadt in Brand gesteckt zu haben. Da sie hieran durch ihren schleunigen Abmarsch waren verhindert worden: so schmerzte sie nichts so sehr, als die Engländer im Besitz aller der Bequemlichkeiten zu wissen, welche eine bedeutende Stadt gewährt. Bald fanden sich jedoch Leute, die, trotz der Gegenwart der Engländer, das unterbliebene Werk nachzuholen den Muth hatten. Sie benutzten einen scharfen Wind bei trockenem Wetter, um die Stadt auf mehreren Punkten zugleich anzuzünden; und dies gelang ihnen so gut, daß sie den vierten Theil derselben in Asche legten. Ohne die thätige Rettung, welche von den Soldaten und Seeleuten des brittischen Heeres ausging, würde die ganze Stadt in Flammen aufgegangen seyn. Um so größer war aber auch die Erbitterung der Britten. Sie nahmen keine Rücksicht darauf, daß die Brandstifter Amerikaner waren, die aus Patriotismus ihr Eigenthum vernichteten; und indem sie nichts weiter in Anschlag brachten, als die That selbst, trugen sie kein Bedenken, mehrere von den Brandstiftern lebendig in die Flammen zu werfen: ein Verfahren, wodurch sie wiederum die Amerikaner im höchsten Grade gegen sich aufbrachten.

Den brittischen Generalen leuchtete ein, daß nichts unsicherer sei, als der Besitz von Neu-York, so lange sie

die Provinzialen in der Nähe dieser Stadt duldeten; und so beschlossen sie denn, ihre Gegner zu einem Rückzuge auf das feste Land zu nöthigen. Zu diesem Endzweck schiffte General Howe, nachdem er Lord Percy mit einer hinreichenden Truppenzahl zum Schutze Neu-Yorks zurückgelassen hatte, sein Heer auf flachen Böten ein, die es durch jene gefährliche Gegend, welche Höllenthor genannt wird, in die Nähe von West-Chester, einer Stadt, die, nach Connectikut hin, auf dem festen lande liegt, versetzen mußten. Sobald nun die Truppen hier Lebensmittel und die nöthigen Verstärkungen erhalten hatten, brachen sie auf nach Neu-Rochelle, welche an der Meerenge gelegen ist, die Long-Eiland von dem festen Lande sondert. Hierauf erfolgten andere Bewegungen, welche darauf abzweckten, die Provinzialen von ihrer Zufuhr abzuschneiden, und sie zu einer entscheidenden Schlacht zu bewegen. Die letztere war etwas, das General Washington um jeden Preis zu vermeiden wünschte. Zu diesem Endzweck dehnte er seine Macht in einer langen Linie nach dem Wege hin aus, den der Feind betreten hatte, und zwar so, daß er den Bruna, einen Strom von bedeutender Größe vor, den Nord-Strom aber im Rücken hatte. Hier machten die Provinzialen den Britten noch einmal das Leben sauer durch die unablässigen Scharmützel, welche sie anspannen und immer nur so lange fortsetzten, als es ihnen genehm war. Endlich gelang es dem brittischen General, die Amerikaner auf einem Fleck, weiße Ebene genannt, mit Vortheil anzugreifen, und aus mehreren Stellungen zu vertreiben. Ob nun gleich dieser Sieg noch weit unvollständiger war, als der frühere: so nöthigte er doch

die Provinzialen, das Terrain zu verlassen und sich tiefer ins Land zurück zu ziehen. General Howe verfolgte sie eine Zeit lang; als er aber sah, daß alle seine Bemühungen, die Amerikaner zu einem entscheidenden Treffen zu bewegen, vergeblich waren, gab er die unnütze Verfolgung auf, und beschränkte sich auf die Eroberung der Forts, welche die Provinzialen noch in der Nähe von New-York besaßen. Und dies gelang ihm auf das Vollkommenste. Bei Annäherung der brittischen Truppen zogen sich die Amerikaner von Kingsbridge nach Fort Washington zurück, und dies Fort sowohl, als das in der Nachbarschaft gelegene Fort Lee, wurde rasch erobert, obgleich die Besatzung entkam. So lagen denn die Jerseys den Verheerungen der brittischen Truppen offen; und so vollständig war der Besitz, den sie von diesen Provinzen nahmen, daß ihre Winterquartiere sich von Neu-Braunschweig bis zum Delaware ausdehnten. Wäre die nöthige Zahl der Böte bei der Hand gewesen, so würde Philadelphia schon jetzt in ihre Hände gefallen seyn; doch die Amerikaner hatten sie aufs Sorgfältigste entfernt, um ihren Nothstand nicht zu vergrößern. Dafür unternahm General Clinton einen Marsch nach Rhode-Island und bemächtigte sich dieser Provinz, ohne irgend einen Mann darüber einzubüßen. Dieser Zug brachte auch noch den Vortheil, daß die amerikanische Flotte unter Kommodore Hopkins genöthigt war, so schnell, als immer möglich, den Providenz-Strom hinauf zu segeln, wodurch sie ganz unnütz wurde.

Dasselbe Unglück verfolgte die Amerikaner auf anderen Punkten. Sie waren, wie wir oben erzählt haben,

von Kanada über den Champlain-See nach Crown-Point gegangen, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Hier blieben sie einen längeren Zeitraum unangefochten, weil General Burgoyne sie aus Mangel an Fahrzeugen nicht verfolgen konnte. Diesem Mangel abzuhelfen gab es nur Ein Mittel; es mußte eine Flotte zusammengebracht werden, die stark genug war, eine Landung theils zu bewerkstelligen, theils zu sichern. Unglaublich sind die Schwierigkeiten, welche zu diesem Endzweck von der Land- und Seemacht überwunden werden mußten, wenn man auch nur das Einzige in Anschlag bringt, daß nicht weniger als dreißig große Böte, vierhundert Kähne und eine Gondel von dreißig Tonnen über Land den reißenden Lorenz-Strom hinaufgezogen werden mußten. Drei Monate gingen darüber verloren. Burgoyne's Absicht konnte keine andere seyn, als so weit vorzurücken, daß er seine Winterquartiere in Albany aufschlüge, um sich im nächsten Frühling mit dem General Howe zu vereinigen; wobei denn die Voraussetzung galt, daß durch die vereinigte Stärke und Geschicklichkeit der beiden Generale dem Kriege ein plötzliches Ende werde gemacht werden.

Zu Anfang des Oktobers war alles in Bereitschaft; sogar eine auserlesene Mannschaft von Seeleuten, um die Flotte ihrer Bestimmung entgegen zu führen. Was die Amerikaner dieser furchtbaren Ausrüstung entgegen stellen konnten, war sehr unbedeutend. Einen einzigen Tag hindurch schlug sich General Arnold mit einem Theile der brittischen Flotte, und benutzte sodann die Dunkelheit der nächsten Nacht, um unbemerkt davon zu kommen. Verfolgt und erreicht, sah er sich genöthigt, ein zweites

Gefecht anzunehmen, worin er sich so lange vertheidigte, bis ihm keine andere Wahl blieb, als zu stranden und seine Schiffe in Brand zu stecken. Nur wenige derselben entkamen nach dem George-See. Die Besatzung von Crown-Point zerstörte alles, was sie nicht mitnehmen konnte, und zog sich auf Ticonderago zurück. Dahin wollte General Carleton ihr folgen; allein der Hindernisse, auf welche er stieß, waren so viele, daß er es für angemessener hielt, nach Kanada zurück zu gehen, und allen Operationen bis zum Eintritt des Frühlings zu entsagen.

Die Angelegenheiten der Amerikaner standen also am Schlusse des Jahres 1776 nichts weniger, als vortheilhaft; und wer in seinen Erwartungen am weitesten gegangen war, fühlte sich am meisten erschüttert. Durch einen besonderen Umstand wurde die Lage der Vereinigten Provinzen noch verschlimmert. Abgelaufen war die Zeit, für welche die Soldaten sich hatten anwerben lassen; und da der Erfolg des letzten Feldzuges so wenig Aufmunterung in sich schloß, so war der gemeine Mann eben nicht geneigt, einen Krieg zu unterstützen, dessen Ausgang so zweifelhaft schien. Mit jedem Tage verminderte sich Washington's Heer. Von den dreißigtausend Mann, die er beisammen hatte, als General Howe auf Staten-Eiland landete, waren in den letzten Monaten des Jahres 1776 kaum zwei Zehntel übrig geblieben. Im Norden hatte zwar General Lee eine neue Heeresmacht geworben; als er aber auf seinem Marsch nach dem Süden aus Unvorsichtigkeit sein Nachtlager in einiger Entfernung von seinen Truppen hielt, wurde er von dem Obersten Harkourt, der sich in der Nähe befand, aufgehoben und zum

Gefangenen gemacht. Kaum aber war dies bekannt geworden, so zerstreute sich ein großer Theil der Verstärkung, die er herbeigeführt hatte, in allen Richtungen. Der Verlust dieses Generals schmerzte die Republikaner in einem so hohen Grade, daß sie, weil kein Gefangener von gleichem Range in ihrer Gewalt war, sechs Offiziere für ihn anboten. Da nun dieser Antrag zurückgewiesen wurde, und der Kongreß noch außerdem erfuhr, daß Lee als Ausreißer behandelt werde, weil er beim Ausbruch des Krieges als Offizier mit halbem Solde in brittischen Diensten gestanden hatte: so erfolgte eine Proklamation, wodurch bekannt gemacht wurde, daß jede an einem amerikanischen Gefangenen vollzogene Strafe an einem brittischen Gefangenen wiederholt werden sollte.

Dies konnte nicht weit führen. Bei weitem wichtiger war die Verstärkung des Heeres durch Soldaten, auf welche man sich verlassen konnte. Nach dem Wunsche des Kongresses sollten sie sich auf drei Jahre verbindlich machen; denn diese Dauer gab er vorläufig dem Kriege. Bestehen sollte das Heer aus 88 Bataillonen, zu welchen jede Provinz ihr Kontingent stellen sollte. Um nun den Leuten Lust zu machen, wurden jedem Soldaten 20 Dollars Handgeld beim Eintritt, und ein Stück Land nach Beendigung des Krieges versprochen. Festgesetzt war dabei, daß dies Stück Land für den gemeinen Soldaten aus 100, für den Fähnrich aus 150, für den Lieutenannt aus 200, für den Kapitän aus 300, für den Major aus 400, für den Oberstlieutenant aus 450, und für einen Obersten aus 500 Morgen bestehen sollte. Wer sich nur auf drei Jahre anwerben ließ, hatte kein Stück Land zu erwarten;

dagegen wurde allen, durch Verwundung zum Dienst unfähig gewordenen Offizieren und Soldaten der Halbsold auf ihre ganze Lebensdauer gesichert. Zur Bestreitung der Kosten machte der Kongreß eine Anleihe von 5 Millionen Dollars zu 5 vom Hundert. Sicherheit gewährten die Vereinigten Staaten. Um zugleich das Volk zur Anstrengung aller Kräfte zu bewegen, wurde eine Deklaration bekannt gemacht, worin die Nothwendigkeit der genommenen Maßregeln umständlich entwickelt war, indem man die kurze Dienstzeit, welche bisher Statt gefunden hatte, als die wahre Ursache aller der Unfälle darstellte, die bisher eingetreten waren.

Diese Deklaration, verbunden mit der handgreiflichen Gefahr, welche die Hauptstadt Pensilvaniens bedrohete, bestimmte die Amerikaner das Aeußerste zur Verstärkung des Heeres zu thun, an dessen Spitze Washington stand. Ein Sieg, den dieser General, nicht lange darauf, über die Hessen davon trug, hob ihren Muth nur um so mehr. Das königliche Heer hatte sich in verschiedenen Katonnements sehr weit ausgedehnt. Indem nun General Washington für Philadelphia besorgt wurde, beschloß er einen Angriff auf diejenigen Abtheilungen, welche dieser Stadt am nächsten standen. Dies waren die Hessen; sie bildeten drei Abtheilungen, von welchen die letzte nur vier deutsche Meilen von Philadelphia entfernt war. Nachdem er also am 25. Dezember eine so große Macht, als immer für ihn möglich war, zusammengebracht hatte, rückte er aus, um denjenigen Theil zu überfallen, welcher bei Trenton stand. Sein Heer war in drei Abtheilungen gesondert. Die eine mußte bei Trenton-Fähre über den

Delaware, ein wenig unterhalb der Stadt, gehen; die zweite mußte diesen Fluß weiter unten bei einem Orte passiren, wo die zweite Division der Hessen aufgestellt war; er selbst wollte mit der dritten Abtheilung in einiger Entfernung von Trenton um Mitternacht über den Delavare gehen und die Hessen mit Tagesanbruch angreifen. Mehrere nicht vorhergesehene Schwierigkeiten brachten es mit sich, daß er den Ort seiner Bestimmung erst um 8 Uhr Morgens erreichte. Nichts desto weniger wurde der Feind überfallen. Oberst Ralle, welcher das Kommando führte, that zwar alles, was sich von einem tapferen und erfahrenen Offizier erwarten ließ; allein die Verwirrung war so groß, daß er es nicht vermochte, Ordnung zu schaffen; und nachdem er selbst tödtlich verwundet worden war, wurden seine Leute auseinander gesprengt und der ganze Kampf endete sich so, daß außer dem Geschütz ungefähr 1000 Mann in amerikanische Gefangenschaft geriethen.

Gewiß fehlte diesem Gefecht alles, was Entscheidung genannt zu werden verdient. Allein, wie unbedeutend es auch in sich selbst seyn mochte, so ging für die Amerikaner doch das Gute daraus hervor, daß es die Furcht vor den Hessen in eben dem Maße verminderte, worin es das Vertrauen zerstörte, das die Engländer bisher in diese Söldner gesetzt hatten. Von allen Seiten strömten jetzt Verstärkungen für den General Washington herbei, so daß er sich stark genug fühlte, Philadelphia zu verlassen, und sein Hauptquartier in Trenton zu nehmen. Kühner durch den Erfolg, beschloß er sogar einen Angriff auf eine Abtheilung der Britten, welche bei Maidenhead, einer Stadt

zwischen Trenton und Princetown, standen. Diese Abtheilung bestand aus drei Regimentern, unter dem Kommando des Obersten Mawhood, eines Offiziers von großem Verdienst. Die Truppen wurden auf ihrem Marsch überfallen; allein, wiewohl sie einzeln von einer überlegenen Macht umzingelt und angegriffen wurden, so wehrten sie sich doch so tapfer, daß sie einen Rückzug bewirkten. Die Folge der Entschlossenheit, womit Washington zu Werke zu gehen begann, war keine andere, als daß General Howe, um durch allzu rasches Vorgehen nicht zu viel auf's Spiel zu setzen, sich auf Braunschweig zurückzog, damit seine Magazine desto sicherer bewahrt werden möchten. Washington ermangelte nicht, das eingebüßte Erdreich von neuem zu besetzen; und indem er sein Heer in kleine, leicht zu vereinigende Theile sonderte, deckte er das Land und trat in den Besitz der verlornen Plätze zurück.

Und so endete sich denn der Feldzug von 1776 für England ohne anderen erheblichen Vortheil, als daß Neu-York und die umliegenden Festungen waren gewonnen worden. Ja, selbst diese Eroberungen waren höchst unsicher; denn bei der Stimmung der Amerikaner mußten die brittischen Truppen auf ihre Selbsterhaltung so ängstlich bedacht seyn, als wenn sie von einem siegreichen Heere wären belagert worden.

Mit dem Jahre 1777 begann die in Neu-York zurückgebliebene Armee eine Art von Raubkrieg, indem Clinton Parteien aussendete, um Magazine und angelegte Befestigungswerke zu zerstören. Durch nichts war diese Art von Kriegführung so erleichtert, wie durch die vielen Schiffe, welche dem Befehlshaber zu Gebote standen. Auch

gelangen die meisten von diesen Unternehmungen. Zu Peel's-Hill, zehn deutsche Meilen von Neu-York, wurden die Provinzial-Magazine zerstört; Dunbury in Connecticut ging in Flammen auf; Ridgefield in derselben Provinz wurde geplündert. Auf dem Rückmarsch von der letzten Unternehmung wurden die Britten zwar nicht wenig geängstigt von den Generalen Arnold, Wooster und Sullivan, welche sich gegen sie vereinigt hatten; allein sie brachten ihre Rückkehr nichts desto weniger mit einem Verluste von 170 Getödteten und Verwundeten zu Stande, und auf Seiten der Amerikaner blieb, bei noch größerem Verlust an Gemeinen, der General Wooster, während General Arnold nahe daran war, gefangen genommen zu werden.

Da bei dieser Kriegs-Methode, welche eigentlich die der Wilden ist, nichts herauskommen konnte, was einem ehrenvollen Ausgange ähnlich war: so dachten die brittischen Generale mit allem Ernste auf die Eroberung von Philadelphia. Wäre das Unternehmen nur minder schwierig gewesen! Sie waren Anfangs gesonnen, durch die Jerseys vorzudringen; allein General Washington hatte so viel Verstärkung erhalten und so feste Stellungen genommen, daß es verwegen gewesen seyn würde, ihn in denselben anzugreifen. Was man von Kriegeslisten anwendete, ihn aus seiner vortheilhaften Lage hervorzulocken, blieb ohne Erfolg. Es wurde daher zuletzt beschlossen, Philadelphia zur See anzugreifen. Ehe die Vorkehrungen dazu vollendet werden konnten, verstrichen mehrere Monate; und während dieser Zeit gelang es den Amerikanern, den General Prescot mit seinem Adjutanten eben so

einzufangen, wie ihr General Lee eingefangen war: ein Ereigniß, zu welchem sie sich um so mehr Glück wünschten, weil General Prescot noch vor Kurzem einen Preis für denjenigen ausgesetzt hatte, der ihm den General Arnold einhändigen würde.

Endlich, den 23. Juli, ging die Flotte von Sandy-Hook nach Philadelphia unter Segel. Die brittische Macht, welche zu dieser Expedition verwendet wurde, bestand in 36 Bataillonen Britten und Hessen, einem Regimente leichter Reiterei, und in einem Korps sogenannter Loyalisten, d. h. Anhängern Englands, die in Neu-York angeworben waren. Das übrige Heer blieb unter Clinton in Neu-York, und außerdem wurden sechs Bataillone in Rhode-Island zurück gelassen. Nach einer glücklichen Fahrt von acht Tagen langte die Flotte vor der Mündung des Delaware an; hier aber erhielt sie sogleich die Kunde, daß es unmöglich seyn würde, den Strom hinauf zu segeln, wegen der vielen künstlichen Hindernisse, auf welche sie stoßen würden. Hierauf wurde beschlossen, nach Chesapeak-Bay in Maryland zu segeln, von wo die Entfernung nach Philadelphia nicht bedeutend war, und wo das Heer der Provinzialen, auch wenn es sich daselbst einstellen sollte, nicht die örtlichen Vortheile antraf, die es in den Jerseys beschützt hatten.

Die Fahrt nach Chesapeak-Bay nahm den besten Theil des Monats August hin; und nachdem man endlich in der Bay selbst angelangt war, fuhr man, so weit es sich thun ließ, den Elk-Strom hinauf, um desto bequemer zu landen. Die Landung erfuhr keinen Widerstand. Zwar hatte General Washington auf die Nachricht, daß

der Feind in Chesapeak landen wolle, keinen Augenblick verloren, um den Einwohnern von Philadelphia zu Hülfe zu kommen; als er aber zu Anfang des Septembers an Ort und Stelle angelangt war, fand er das königliche Heer bereits zwischen dem Ursprung der Elk und Philadelphia. Er wollte hier seine gewohnte Art zu kämpfen anbringen, d. h. er wollte scharmützeln und ermüden; allein da er nicht im Stande war, den Marsch des Feindes aufzuhalten, so zog er sich hinter Brandy-wine Meerbusen mit der Absicht zurück, ihm den Uebergang streitig zu machen. Dies führte die Schlacht vom 11. September herbei, in welcher die Amerikaner der überlegenen Mannszucht brittischer Truppen weichen mußten. Der Eintritt der Nacht beendigte das Gefecht; zum Glück der Amerikaner, welche ohne diesen Umstand gänzlich würden aufgerieben seyn, nachdem sie bereits über 1000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt hatten, die Gefangenen gar nicht in Anschlag gebracht.

Der Verlust dieser Schlacht zog den Verlust von Philadelphia nach sich. General Washington ging nach Lancaster zurück, einer Provinzial-Stadt, welche in beträchtlicher Entfernung von Philadelphia gelegen ist. Der brittische Obergeneral nahm seine Maßregeln so, daß er die Hoffnung gewann, die Provinzialen zu einem zweiten Treffen zu bringen; doch ein heftiger Regen, der Tag und Nacht dauerte, vereitelte seinen Entwurf. Washington fuhr fort dem königlichen Heere dadurch Abbruch zu thun, daß er Hinterhalte legte, und ausgesendete Parteien abschnitt; doch gelang ihm dies nicht immer, und einmal war es sogar der Fall, daß seine in Hinterhalt gelegten

Leute überfallen, und bei dreihundert getödtet und verwundet wurden. General Howe, welcher wohl einsah, daß er die Amerikaner nicht zu einer zweiten Schlacht bewegen würde, nahm den 26. September ruhig Besitz von Philadelphia; und seine erste Sorge war, die Kommunikation zwischen den oberen und unteren Theilen des Flusses durch starke Batterieen abzuschneiden. Nachdem ihm dies gelungen war, dachte er darauf, die Kommunikation mit der See zu eröffnen. Dies nun war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Es waren nämlich viele Batterieen und Forts errichtet worden; und außerdem hatten die Amerikaner ungeheure Maschinen, den spanischen Reitern ähnlich, in den Fluß gesenkt, um die Schiffahrt zu verhindern. Howe erreichte seinen Zweck dadurch, daß er die Flotte den Bemühungen des Heeres zu Hülfe kommen ließ; wobei man jedoch eingestehen muß, daß die Provinzialen zum Theil selbst die Hand boten, weil sie wußten, daß nach dem Verluste der Hauptstadt das, was in größerer Entfernung zu ihrer Vertheidigung dient, unnütz geworden ist. Nur zwei starke Forts am Delaware blieben noch unbesiegt: Mud Island und Red Bank. Die verschiedenen Hemmnisse, welche die Amerikaner angebracht hatten, machten es nothwendig, daß zum Angriff auf Mud Island das Linienschiff Augusta und die Fregatte Merlin herangebracht wurden. Doch während der Hitze des Gefechts geriethen beide auf Untiefen. Hierauf nun setzten die Amerikaner sogleich ihre Brander aus, indem sie zugleich volle Ladungen von ihren Galeeren gaben. Jene wurden durch den Muth und die Geschicklichkeit der brittischen Seeleute entfernt; diesen war nicht zu widerstehn,

und

und beide Schiffe geriethen auf eine Weise in Brand, daß das Feuer nicht zu löschen war. Schon hielten sich die Amerikaner für gerettet; doch der brittische General, erbittert von dem Widerstande, der ihm geleistet wurde, vereinigte so viel Angriffsmittel, daß den Vertheidigern von Mud Island der Muth verging, nachdem sie sich einen ganzen Tag auf das Hartnäckigste vertheidigt hatten. Während der Nacht verließen sie den Platz. Die Vertheidiger von Red Bank folgten diesem Beispiel, als Lord Cornwallis sich ihnen näherte. Nur wenige amerikanische Schiffe entkamen dadurch, daß sie stromaufwärts gingen. Siebzehn, welche durch eine Fregatte an der Flucht verhindert wurden, strandeten freiwillig; und damit sie nicht in die Hände der Engländer fallen möchten, wurden sie von ihren Führern verbrannt.

Während dieser Vorgänge hatte Washington das Lager einer von den Hauptabtheilungen des königlichen Heeres überfallen. Sie lag in German-Town, nicht weit von Philadelphia. Die Ueberrumpelung geschah Morgens um drei Uhr, und dem Angriffe der Amerikaner fehlte es nicht an Regelmäßigkeit. Nichts desto weniger entwickelten die Britten so viel Tapferkeit und Besonnenheit, daß die Amerikaner von ihrem Vorhaben abstehen, und sich glücklich schätzen mußten, auf dem Rückzuge ihr Geschütz gerettet zu haben.

In Pensilvanien endete auf diese Weise der Feldzug von 1777 sehr glücklich für die Britten.

Nicht so im Norden. Hier gewannen die Dinge eine ganz andere Gestalt. Den Wünschen und Entwürfen des brittischen Ministeriums zufolge, sollte in diesem Theile

von Amerika alles so geleitet werden, daß die Kolonieen auf einen Schlag gequetscht würden. Die vier Provinzen von Neu-England hatten ursprünglich die Konföderation gegen England in Gang gebracht, und wurden noch immer als diejenigen betrachtet, welche für die Aufrechthaltung derselben am wirksamsten wären. Sie besiegen — so glaubte man in England — heiße, sämmtliche Kolonieen zum Gehorsam zurückführen. Zu diesem Endzweck wurde ein Heer von 4000 Mann auserlesener brittischer Truppen, und von 3000 Mann deutscher unter den Oberbefehl des Generals Burgoyne gestellt. Zur Verstärkung dieser Macht mußte General Carleton die Wilden bereden, Theil an diesem Feldzuge zu nehmen, und auch die Provinz Quebeck wurde angehalten, ihr Kontinent zu stellen. Unter Burgoyne befehligten, außer dem General Philipps, welcher das Geschütz leitete, die Generale Fraser, Powell und Hamilton, so wie die deutschen Generale Riedesel und Specht. Die Soldaten waren, während der Winterquartiere, mit der größten Sorgfalt verpflegt worden, damit es ihnen weder an Kraft noch an Lust zu dem bevorstehenden Feldzuge fehlen möchte. Das Hauptunternehmen zu unterstützen, mußte sich der Oberst St. Leger nach dem Mohaw-Fluß ziehen, wo er von Sir John Johnson verstärkt wurde.

Den 21. Juni 1777 lagerte dies Heer auf der Westseite des Champlain-See's. General Burgoyne achtete für nothwendig, den Wilden die Verschonung der Gefangenen, der Greise, Weiber und Kinder, die in ihre Hände fallen könnten, zu empfehlen. Nach Bekanntmachung einer prahlerischen Proklamation hob der Feldzug mit der Bela-

gerung von Ticonderoga an. Dieser Platz wurde von 6000 Mann unter dem General Sinclair vertheidigt; doch waren die Werke von so großer Ausdehnung, daß diese Zahl zu ihrer Vertheidigung kaum hinreichte. Hierin lag denn auch der Grund, weßhalb man die Befestigung einer steilen Anhöhe, Sugar-Hill genannt, vernachlässigte, obgleich der Gipfel derselben sämmtliche Werke beherrschte; man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Schwierigkeit des Ersteigens den Feind an jeder Besetzung verhindern würde. Gleich auf die Annäherung der ersten Abtheilung des königlichen Heeres, verließen die Provinzialen die Außenwerke, doch nicht ohne dieselben in Brand zu stecken. Die brittischen Truppen gingen mit so viel Hurtigkeit zu Werke, daß am 5. Juli jeder zur vollendeten Einschließung des Platzes nöthige Posten besetzt war. Von jetzt an wurden Anstalten getroffen zur Ersteigung der Anhöhe, von welcher die Amerikaner geglaubt hatten, daß sie unersteiglich wäre. Sobald sie ihres Irrthums inne geworden waren, verließen sie ohne Zeitverlust das Fort, und schlugen den Weg nach Skenesborough, einem Platz im Süden des George-Sees, ein, während sie ihr Gepäck, ihr Geschütz und ihre Kriegsvorräthe zu Wasser eben dahin abgehen ließen. Die Britten blieben nicht müssige Zuschauer dieses Abzugs. Von den fünf bewaffneten Galeeren der Amerikaner wurden zwei genommen und drei in die Luft gesprengt, worauf sie ihre Böte verbrannten und ihre Festungswerke bei Skenesborough zerstörten. Bei dieser Gelegenheit büßten die Provinzialen 200 Böte und 130 Kanonen mit allen Vorräthen und Gepäcken ein. Ihre Landmacht unter Oberst Francis ver-

theidigte sich zwar recht tapfer gegen den General Fraser; als diesem aber der General Riedesel zu Hülfe kam, und der amerikanische Anführer durch eine Flintenkugel getödtet wurde, verwandelte sich das Gefecht sogleich in eine wilde Flucht, welche damit endete, daß 200 Amerikaner getödtet und eben so viele gefangen genommen wurden, sechshundert Verwundete, von welchen viele aus Mangel an Hülfe in den benachbarten Wäldern starben, gar nicht in Anschlag gebracht.

Während dieses Gefechts befand sich General Sinclair zu Castleton, etwa eine deutsche Meile von dem Schlachtplatze; doch, anstatt nach St. Anne, dem nächsten Fort, vorzugehen, verweilte er in den Wäldern, welche zwischen diesem Fort und Neu-England liegen. General Burgoyne sendete den Obersten Hill an der Spitze des neunten Regiments, den Rückzug nach St. Anne abzuschneiden; und dies gelang so gut, daß die Amerikaner sich genöthigt sahen, in dem Fort Edward Schutz und Rettung zu suchen.

Ehe General Burgoyne zu neuen Unternehmungen vorschreiten konnte, mußte er zu Skenesborough seine Zelte und seine Vorräthe ankommen sehen. Diese Zwischenzeit wurde von ihm auf Anlegung neuer Wege um St. Anne her angewendet. Gegen das Ende des Juli rückte er endlich zur Belagerung des Forts Edward vor, wo General Schuyler die zerstreuten amerikanischen Truppen gesammelt hatte, und durch die Truppen des Generals Sinclair verstärkt worden war. Burgoyne irrte in der Voraussetzung, daß man ihm im Fort Edward Stand halten würde: die Amerikaner verließen dies Fort und schlugen ihr Hauptquartier in Saratoga

auf. Wie glücklich aber auch der brittische Oberfeldherr bisher gewesen seyn mochte: so waren sie doch weit entfernt von dem Gedanken einer Unterwerfung. Um desto nachhaltiger widerstehen zu können, wurde die Miliz auf die Beine gebracht; und als von allen Seiten Freiwillige herbeiströmten, verlor sich der panische Schrecken, worin sie bisher gelebt hatten. Nichts beförderte jenen Zustrom noch mehr, als die Nachricht, daß General Arnold zum Oberbefehl bestimmt sei. Dieser General langte mit einem bedeutenden Artillerie-Zuge in Saratoga an; sobald er aber erfahren hatte, daß Oberst St. Leger auf seinem Zuge nach dem Mohaws-Strom rasche Fortschritte mache, verließ er Saratoga, um sich nach Still-Water zu begeben: einem Platz der zwischen Saratoga und dem Zusammenfluß des Mohawk und Hudson in der Mitte liegt. Jener Oberst war indeß bis Fort Stanwix vorgerückt, dessen Belagerung er mit Eifer betrieb. Als er am 6ten August erfuhr, daß eine, von sechs bis achthundert Mann gedeckte Zufuhr nach dem Fort gebracht werden sollte, entsendete er Sir John Johnson mit dem Auftrage, diese Zufuhr aufzufangen, was mit so gutem Erfolge geschah, daß nicht bloß die Zufuhr genommen, sondern auch 400 Mann von der Bedeckung getödtet, 200 gefangen gemacht und die übrigen in die Flucht geschlagen wurden. Doch, wie groß dieser Unfall auch seyn mochte: die Garnison ließ sich dadurch so wenig in Schrecken setzen, daß sie sogar Ausfälle unter dem Obersten Willet machte, der nicht lange darauf sich mitten durch die Feinde stahl, um den Marsch des Generals Arnold zum Beistand des Forts zu beschleunigen. Die Lage des Obersten St. Leger, wie

günstig sie auch zu seyn schien, verschlimmerte sich von Tag zu Tag dadurch, daß die Wilden ihn schaarenweise auf die doppelte Nachricht verließen: einmal, daß General Arnold im Anzuge sei, zweitens, daß General Burgoyne von den Provinzialen geschlagen sei und die Flucht ergriffen habe.

So verhielt es sich freilich nicht; allein General Burgoyne machte die Entdeckung, daß die Schwierigkeiten, auf welche er gestoßen war, nicht zu überwinden wären. Wege, die er so eben zu Stande gebracht hatte, wurden bald von der nassen Jahreszeit, bald von dem Feinde wieder zerstört, so daß die Vorräthe, die er aus dem Fort Georg bezog, nicht ohne die größten Beschwerden ins Lager anlangen konnten. Ueberdrüssig dieser peinlichen Lage, entschloß er sich zum Aufbruch in der Erwartung, den Feind zwischen sich und dem Heere St. Legers einzuklemmen, oder sich wenigstens zum Gebieter des Landes zwischen Fort Stanwix und Albany zu machen. In allen Fällen glaubte er seine Vereinigung mit St. Leger zu Stande zu bringen. Es fehlte dazu nur an dem nöthigen Mundvorrath. Diesen zu gewinnen, sollten die Provinzial-Magazine zu Bennington geplündert werden. Dieser Ort lag fünf Meilen vom Hudsons-Fluß. Zur Ausführung dieses Unternehmens wurde Oberst Baum, ein Deutscher, gewählt. Man gab ihm 500 Mann auserlesener Truppen, mit dem Versprechen, daß es ihm nicht an Unterstützung fehlen sollte. Der Oberst rückte auf verderbten Wegen so langsam vor, daß man zu Bennington von seinem Vorhaben unterrichtet war, ehe irgend eine Gefahr eintrat. General Starke, der zu Bennington befehligte,

faßte den raschen Entschluß, dem Angreifer entgegen zu ziehen. In dem Gefecht, das sich hieraus entspann, unterlag der Oberst Baum mit allen seinen Leuten, und Oberst Breymann, der ihm zur Unterstützung nachgesendet war, rettete sich nur dadurch, daß er, nach einem heftigen Kampfe, die Dunkelheit zur Flucht benutzte.

Getäuscht in der Erwartung, welche auf dem Versuch gegen Bennington beruhete, bot General Burgoyne Alles auf, um sich vom Fort George aus die nöthigen Vorräthe zu verschaffen; und sobald er sich auf einen Monat damit versehen hatte, schlug er eine Schiffsbrücke über den Hudson, die er um die Mitte des Septembers passirte, um auf den Hügeln und in den Ebenen von Saratoga mit seinem Heere ein Lager zu beziehen. Sobald er sich nun dem amerikanischen Heere, welches unter dem General Gates bei Stillwater gelagert war, genähert hatte, beschloß er einen Angriff auf dasselbe. Zu diesem Endzweck stellte er sich selbst an die Spitze der Zentral-Division seines Heeres, den General Fraser und den Obersten Breymann auf seinem rechten, die Generale Riedesel und Philipps auf seinem linken Flügel. In dieser Aufstellung rückte er den 19. September gegen den Feind an. Die Amerikaner warteten jedoch den Angriff nicht ab; sie griffen vielmehr die Zentral-Division mit so vieler Entschlossenheit an, daß sie nicht eher zurückgeschlagen wurden, als bis General Philipps mit seiner Artillerie den Bedrängten zu Hülfe gekommen war. Zwar hatten die Britten an Todten und Verwundeten in diesem Kampfe nur 330 Mann eingebüßt, während die Amerikaner zum Wenigsten 1500 Mann an beiden verloren hatten: allein

jene waren nur um so mehr betroffen von der Tapferkeit ihrer Gegner. Ihre Verlegenheit zu verbergen, gingen sie bis auf die Weite eines Kanonenschusses gegen die feindlichen Linien vor. Dies geschah vorzüglich, um der Indianer willen. Doch diese waren nicht so leicht betrogen, wie die Engländer glaubten. Einen unglücklichen Ausgang ahnend, verließen die Wilden das Heer in großen Schaaren.

Es blieb nicht bei diesem Abfall. General Clinton, auf dessen Ankunft der Oberfeldherr gerechnet hatte, blieb aus, indem er meldete, daß alles, was er für den Augenblick thun könnte, in einer Diversion bestände, die er zu Burgoyne's Vortheil am Nord-Strom machen wolle. Hierdurch nicht wenig beunruhigt, sendete der Oberfeldherr Boten über Boten, um Clinton von der Mißlichkeit seiner Lage zu unterrichten. Um ihn in Bewegung zu setzen, vertraute er ihm, daß er sich höchstens bis zum 10. Oktober würde behaupten können, weil gegen diese Zeit alle seine Vorräthe erschöpft seyn würden; und, mit Sicherheit auf Clintons Ankunft rechnend, blieb er in seiner Stellung, wie gefährlich diese auch seyn mochte.

Inzwischen waren die Amerikaner nur darauf bedacht, wie sie den Britten den Rückzug abschneiden wollten. Zu diesem Endzweck unternahmen sie einen Zug nach Ticonderoga. Schon hatten sie die Außenposten überrascht, Gefangene gemacht und Böte und bewaffnete Fahrzeuge genommen, als sie von ihrem Unternehmen abstehen mußten. Nichts desto weniger wuchs die Verlegenheit des brittischen Heeres unter Burgoyne. Schon zu Anfange des Oktobers mußten die Portionen für die Soldaten vermindert

werden. Am 7. desselben Monats beschloß der Oberfeldherr sich dem Feinde zu nähern; ganz unstreitig in keiner anderen Absicht, als um seinen Rückzug zu bewerkstelligen. Funfzehnhundert Mann erhielten den Befehl, den linken Flügel des Feindes zu rekognoszieren. Sie waren jedoch noch nicht weit vorgerückt, als von Seiten der Amerikaner ein fürchterlicher Angriff auf den linken Flügel des brittischen Heeres gemacht wurde: ein Angriff, gegen welchen sich dieser Flügel nur dadurch behauptete, daß er den Beistand des General Fraser erhielt, der bei dieser Gelegenheit getödtet wurde. Sobald die Truppen, nach der stärksten Anstrengung, in ihr Lager zurück getreten waren, wurde dieses von dem General Arnold angefallen, der es erstürmt haben würde, wenn er nicht eine gefährliche Wunde erhalten hätte, die ihn zum Rückzuge nöthigte. So schlug freilich der Angriff auf den linken Flügel des Lagers fehl; doch auf dem rechten war der Erfolg um so befriedigender: denn hier wurde die deutsche Nachhut geworfen, Oberst Breymann getödtet, und seine Landsleute mit dem Verlust ihrer Artillerie und Bagage geschlagen.

Dies war bei weitem der schwerste Verlust, den das brittische Heer seit dem Treffen bei Bunkers-Hill gelitten hatte; denn, die Deutschen gar nicht gerechnet, zählte man nicht weniger als 1200 Mann an Erschlagenen und Verwundeten. Das Schlimmste war, daß die Amerikaner auf der rechten Seite und im Rücken des brittischen Heeres freien Spielraum gewonnen hatten, so daß dieses mit gänzlicher Vernichtung bedroht war. Um den Feind zu einer Veränderung seiner Stellung zu bewegen, mußte Burgoyne die seinige verändern. Dies geschah in der

Nacht vom 7. auf den 8. Oktober. Den folgenden Tag bot Burgoyne anhaltend eine Schlacht an; allein die Amerikaner verschmäheten sein Anerbieten, weil sie es in ihrer Gewalt hatten, den Engländern jede Zufuhr abzuschneiden. Sie zu diesem Endzweck gänzlich einzuschließen, machten sie eine Bewegung zur Rechten, und Burgoyne sah sich hierdurch zu einem Rückzuge auf Saratoga genöthigt. Doch die Amerikaner hatten eine starke Macht bei der Furth von Hudson's River aufgestellt, und folglich keinen anderen Ausweg gelassen, als den nach Georg-See. Burgoyne, um diesen Ausweg zu sichern, sendete unter einer starken Bedeckung Zimmerleute ab, welche die Wege und Brücken nach Fort Edward in Stand setzen sollten; er mußte aber die Bedeckung zurückrufen, weil der Feind einen Angriff vorzubereiten schien.

Während dies alles vorging, waren die Böte, welche den Mundvorrath auf den Hudson's-Strom herbeiführten, dem anhaltenden Feuer der amerikanischen Schützen ausgesetzt, welche eins nach dem andern an sich nahmen. Je mehr hierdurch die Noth des englischen Heeres wuchs, desto rascher kamen Burgoyne und seine Rathgeber auf den Entschluß, bei Nacht nach Fort Edward zu marschiren, und alle Uebergänge ober- und unterhalb dieses Platzes zu erzwingen; zu welchem Endzweck die Soldaten ihre Tornister zurücklassen, und sich nur mit Lebensmitteln versehen sollten. Doch ehe dieser Gedanke ins Werk gerichtet werden konnte, erfuhr man, daß der Feind jenseits der Furthen, Laufgräben, reichlich mit Kanonen versehen, angelegt habe, und daß er nicht minder im Besitz der Erhöhungen zwischen Fort George und Fort Edward sei. In-

zwischen schwoll auch die Zahl der Amerikaner durch die Ankunft der Milizen und der Freiwilligen immer stärker an. Ihre Partheien dehnten sich längs dem entgegengesetzten Ufer des Hudson's-Stromes immer stärker aus, und einige gingen sogar über den Strom, um die Bewegung des brittischen Heeres vollständiger zu beobachten. Die ganze Stärke des Generals Gates wurde auf 16000 Mann berechnet, während General Burgoyne kaum noch 6000 beisammen hatte.

In diesem Zustande unverkennbaren Ungemachs blieb das brittische Heer standhaft und entschlossen bis zum Abend des 13. Oktobers, wo die Entdeckung gemacht wurde, daß nur noch für drei Tage Lebensmittel vorhanden wären. Ein Kriegsrath, dem dieser Fall vorgestellt wurde, gab einhällig seine Meinung dahin ab, daß kein anderes Rettungsmittel übrig bleibe, als mit dem Feinde zu unterhandeln; und schon am folgenden Tage wurde diese Unterhandlung eröffnet. Diese nun endigte sehr schnell mit einer Kapitulation des brittischen Heeres, deren Hauptartikel darin bestand, daß ihm freie Rückkehr nach England unter der Bedingung bewilligt wurde, daß es während des Krieges nicht länger gegen Amerika dienen wollte. General Gates befahl hierauf den Seinigen, daß sie sich im Lager halten sollten, während die brittischen Soldaten an einem vorher bestimmten Orte die Waffen niederlegen würden. Dieser Befehl hatte seinen Grund darin, daß der amerikanische General den Unglücklichen jede unnütze Kränkung zu ersparen wünschte. Die Zahl derer, welche bei Saratoga die Waffen streckten, war, nach amerikanischen Berichten 5750; die Liste der auf dem Rückzuge nach Sa-

ratoga im Lager zurückgebliebenen Kranken und Verwundeten betrug 528, und die Zahl derer, welche seit der Einnahme von Ticonderago durch andere Zufälle verloren gegangen waren, belief sich auf beinahe dreitausend. Die Beute der Amerikaner bei dieser Gelegenheit bestand in 35 Feldstücke, 7000 Gewehren, eben so viel vollständigen Uniformen, mit Zelten, Trommeln u. s. w.

So hatte sich demnach der Feldzug von 1777 für die Amerikaner auf eine Weise geendet, welche, beim Ausbruch des Krieges für unmöglich gegolten hatte: zum auffallenden Beweise, daß das Kriegführen keine so schwere Kunst ist, daß man sich mit gesunder Beurtheilung nicht in kurzer Zeit darüber zurecht finden könnte.

Sir Herry Clinton hatte inzwischen am Nord-Strom die beiden Forts Montgommery und Clinton, so wie auch das Fort Constitution und einen Platz zerstört, welcher Barracken für 2000 Mann enthielt; auch Sir James Wallace war so glücklich gewesen, mit Hülfe der Landungstruppen unter dem General Vaughan mehrere Festungen zu zertrümmern, und die Stadt Aesopus in Asche zu legen. Allein diese Erfolge, von welcher Wichtigkeit sie auch unter andern Umständen gewesen seyn würden, verschlugen, nach dem Hergange bei Saratoga, den kriegführenden Mächten sehr wenig, und dienten höchstens dazu, die Rache der Amerikaner zu entflammen. Wenig fehlte daran, daß nicht selbst der Fall von Philadelphia verschmerzt wurde. Zum Wenigsten gab man die Hoffnung nicht auf, durch eine Vereinigung der sämmtlichen Kräfte Amerika's wider den General Howe, nach kurzer Zeit in den Besitz des schönen Pensilvaniens zurück zu treten. Diese Hoff-

nung war um so besser gegründet, weil Frankreich nach dem Ereigniß bei Saratoga nicht länger zurückbleiben konnte. Vor dem 4. Juli 1776 hatten die französischen Minister den amerikanischen Abgeordneten, die sich um Frankreichs Beistand bewarben, standhaft geantwortet: „so lange sie England als ihr Mutterland anerkenneten, könne man ihrem Vorhaben nicht Gehör geben, weil sie nur Rebellen, nicht ein freies Volk wären." Hierauf waren die Bande zerrissen worden, welche der Kongreß bis dahin geehrt hatte. Anderthalb Jahre waren seitdem verflossen, ohne daß Frankreich den kleinsten Schritt zum Beistande Amerika's gethan hatte, wenn man diesen nicht etwa darin finden will, daß mehrere junge Franzosen, die des langen Friedens überdrüssig waren, scheinbar gegen den Willen der Regierung, nach Amerika gegangen waren, um unter Washington zu dienen. Der Augenblick, den man durch Jetzt oder Nie zu bezeichnen pflegt, war gekommen. Die französische Regierung fühlte dies; sie hielt also auch nicht länger mit ihren Versprechungen zurück, wiewohl der Zeitpunkt noch nicht da war, wo sie sich öffentlich erklären konnte.

Von welchen Antrieben sie geleitet wurde, was sie bezweckte, und welche fremde Kräfte sie ins Spiel zog um ihre Zwecke zu erreichen: dies zusammen wird der Gegenstand der nächsten Untersuchung seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge

aus

Charles Dupin's fortschrittlicher Lage der Kräfte Frankreichs seit dem Jahre 1814.

(Fortsetzung.)

Dies ist eine rasche, unvollständige, unvollkommne Auseinandersetzung der bewundernswürdigen Fortschritte unserer Betriebsamkeit von 1814 bis 1826.

Die Erfolge unseres inneren Handels gewähren Resultate, welche nicht minder merkwürdig sind.

Urtheilen läßt sich's darüber nach dem Fortschritt des öffentlichen Einkommens von den Verkäufen aller Art unter der Benennung von indirekten Steuern. Die den Kammern vorgelegten Budgets zeigen, daß diese Quelle von Einkünften sich von 1818 bis 1826 allmählig verstärkt hat. Für die erste dieser Epochen erhob sich das Total-Produkt auf 170,685,223 Fr.; für die zweite auf 214,400,903. Die Vermehrung beträgt also mehr als 25 vom Hundert. Und diese Vermehrung muß um so merkwürdiger scheinen, weil die Oelsteuer, welche im Jahre 1818 mehr als drei Millionen einbrachte, seit 1822 unterdrückt ist, und wenn sie beibehalten wäre, gegenwärtig vier Millionen abwerfen würde.

Der Fortschritt der Verkäufe hat den Fortschritt der inneren Zirkulation, so wie der Menschen und der Dinge,

nothwendig gemacht. Im Jahre 1818 zählten die Transporte zu Wasser auf unseren Flüssen und Strömen nur 105 Unternehmer; seit 1825 zählen sie deren 286. Im Jahre 1818 betrug die Zahl der von der Obrigkeit gestempelten Fuhrwerke nur 6670; im Jahre 1815 hingegen 14,255.

Die Stempel-Steuer, welche zum Theil die Fortschritte der Handels-Abkommnisse repräsentirt, brachte im Jahre 1818 . . . . 20,912,836 Fr.; im Jahre 1825 dagegen 25,934,461 Fr., was eine Vermehrung von 24 Prozent in sich schließt.

Die Regierung nimmt ein Zehntel auf das Produkt der Oktrois vorweg: ein Produkt, das den Verzehr und folglich das Wohlseyn der Städte repräsentirt. Diese Quelle des Einkommens, welche im Jahre 1818 nur 3,597,931 Fr. gewährte, gab im Jahre 1825 . . 4,983,351 Franks: ein Resultat, das um so merkwürdiger scheinen wird, weil die Zahl der Städte, welche unter Oktroi stehen, im Jahre 1818 . . . 2,276 betrug, und weil man sie im Jahre 1825 auf 1,349 zurückgeführt hat *).

Auch der Verbrauch des Salzes ist ein Zeichen von der zunehmenden Betriebsamkeit und Wohlfahrt der Bürger. Dieser Verbrauch schreitet schneller vor, als die Bevölkerung, wie man abnehmen kann aus dem öffentlichen Einkommen, das sich, in diesem Artikel, 1818 nur

---

*) Wir gestehen, keinen ganz deutlichen Begriff von dieser Einrichtung zu haben. Im alten Frankreich waren deniers d'octroi, Gelder, welche der König gewissen Städten zum gemeinen Nutzen von den Bürgern zu erheben gestattete.

Anm. des Herausgeb.

auf 5,785,113 Fr. belief, und sich im Jahre 1825 auf 6,956,161 Fr. hob.

Der Pulververbrauch hat weit beträchtlicher zugenommen. Im Jahre 1818 stieg er nur auf 377,650 Kilom.; im Jahre 1825 hingegen hob er sich auf 960,752 Kilometer. Dabei ist zu merken, daß das Luxus-Pulver — so nenn' ich alles Pulver, das in Friedenszeiten auf der Jagd oder zu Musterungen verbraucht wird — beinahe gar nicht stärker verbraucht worden ist, und daß dagegen das zum Bergwerksbetrieb nöthige Pulver — folglich dasjenige, das man als produktiv zu betrachten hat — im Jahre 1818 . . . 90,286 Kilom., im Jahre 1825 . . . 455,642 Kilom. wog.

In Frankreich hat sich also der Verbrauch des Pulvers, das man als eine lebendige Kraft bei den Arbeiten der Künste betrachten kann, verfünffacht.

Das dem auswärtigen Handel zugewendete Pulver hat, gleichfalls eine beträchtliche Zunahme gewonnen. Sein Gewicht betrug im Jahre 1818 . . . 33,052 Kilom.
im Jahre 1825 . . . . 110,825 —

Wenn wir nunmehr das Einkommen von den Zöllen — ein Einkommen, das mit den Fortschritten des Handels in noch engerem Verhältniß steht, als die indirekten Steuern — in Betrachtung ziehen: so werden wir eine Zunahme bemerken, welche der Aufmerksamkeit werth ist.

Für das Jahr 1818 betrug das Produkt der französischen Zölle nur 114,000,000 Fr.; für das Jahr 1825 hingegen 148,231,766.

Das Einkommen von den Posten war i. J. 1820 23,790,710
Im Jahre 1825 27,552,641

Be-

Bemerken wir dagegen mit Vergnügen eine merkliche Abnahme in dem Produkt einer hassenswerthen Steuer, welche das Sittlichkeitsgefühl der Kammern für immer verwerfen sollte, ich meine die Lotto-Steuer.

Im Jahre 1820 überstieg die Brutto-
Einnahme der Lotterie . . . . . 21,800,000 Fr.
Im Jahre 1825 betrug sie nur . . . 15,587,449 —
Im Jahre 1826 . . . . 11,901,806 —

Während die Einnahme-Quellen, welche in der Betriebsamkeit und dem Handel enthalten sind, die Zunahme, deren Hauptgrundlagen wir so eben angezeigt haben, gewährten, sind die Grundsteuern beträchtlich vermindert, und dadurch die Lage der Grundbesitzer sehr verbessert worden, hauptsächlich in solchen Departements, wo die allzu ungleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten übermäßig drückte.

Im Jahre 1820 belief sich die Grund-
steuer in der Hauptanlage auf . . 168,207,255 Fr.
zu welcher Summe noch . . . . . 69,983,462 —
hinzugefügt werden mußten, denen man die bescheidene Benennung von Zusatz-Centimen gegeben hatte.
Die sämmtliche Grundsteuer betrug demnach 238,190,727 Fr.
Durch Entlastung ist diese Summe im
Jahre 1827 auf . . . . 202,732,462 —
herabgesetzt worden.
Im Jahre 1818 betrug die Personen- und
Möbel-Steuer . . . . 40,741,530 —
Im Jahre 1827 wird sie betragen . . 35,580,936 —
Im Jahre 1821 betrug die Abgabe von
Thüren und Fenstern . . . . . 20,499,946 —
Im Jahre 1827 nur . . . . 14,734,336 —

Ein Unterschied, der um so merkwürdiger ist, weil die Zahl der Wohnungen, die auf französischen Boden neu errichtet sind, sehr ansehnlich ist.

Vereinigt man die abgesondert dargestellten Summen, so sieht man, daß die direkten Steuern, nicht gerechnet die Patentsteuern, welche sich i. J. 1821 auf 300,241,476 Franks beliefen, sich im Jahre 1827 nur auf 253,047,736 Franks erheben.

Und dies gewährt eine Entlastung von ungefähr 47 Millionen.

Betrachten wir das Ganze des öffentlichen Einkommens für das Jahr 1820 und für das Jahr 1826: so finden wir, daß im Jahre 1820 die Einkünfte betrugen: 977,695,489 Fr.

und die Ausgaben	963,083,794 —
Im Jahre 1826 betrug das Total der muthmaßlichen Einnahmen . . .	986,135,905 —
und das der Ausgaben	984,191,603 —
was in den Einkommen eine Vermehrung von	8,440,416 —
und in den Ausgaben eine Vermehrung von	21,107,809 —

darbietet.

Diese Finanz-Einzelheiten weisen eine bewunderns-würdige Zunahme in dem Reichthum und der Wohlfahrt Frankreichs nach. Hoffen wir, daß diese Wohlfahrt uns innerhalb weniger Jahre dahin führen wird, daß wir, weil das Einkommen größer ist, als die Ausgabe, unsere Schuld vermindern können, statt dieselbe zu vermehren. Während die Einnahmen des Schatzes in der zunehmenden Progression gestiegen sind, die wir angedeutet haben,

haben die Kosten der Einnahme in entgegengesetzter Progression abgenommen. Ein solches Ergebniß gereicht dem Finanz-Ministerium zur Ehre; und die den Verifikationen der Rechnungskammer gegebene neue Authentizität, ehrt dies Ministerium in einem noch weit höheren Grade.

Das Ministerium des Krieges, gegenwärtig in den Hülfsquellen seines Budjets großmüthiger bedacht, will dieselben benutzen, um 39,000 Soldaten und 9000 Pferde mehr zu halten, als im Jahre 1821. Es bewilligt dem Militär-Genie vier Millionen mehr, um denjenigen Theil unserer Gränzen, welcher seit dem Jahre 1815 ohne hinreichende Vertheidigung geblieben ist, respektabler zu machen. Dies Ministerium genießt den großen Vortheil, zu sehen, daß ein Theil des Heeres auf einem Gebiete lagert, wo es die größte, die fürchterlichste und die heilsamste aller Lehren empfängt: die eines Volks, das, der Anarchie preisgegeben und seiner Vernunft beraubt, sich so weit verirrt hat, daß es, im ståten Ungehorsam gegen seinen Suverän, den es höhnisch die schmeichelnde Benennung des Absoluten giebt, unablässig ruft: Es sterbe die Nation! eines Volkes, das die Zurückhaltung und Mäßigung eines französischen Scipio nicht hat zur Weisheit zurückführen können. . . . Möge man doch die Zahl der Truppen, die nach Spanien gesendet worden, verdoppeln! Lazedämon's junge Soldaten bedurften des Anblicks berauschter Heloten. Die unsrigen muß man unter Iberiens Berauschte versetzen, und sie fleißig ablösen, damit die vortreffliche Lehre so vielen, als immer möglich, zu Statten komme. Als Freunde der Grundgesetze, unter welchen wir zu leben das Glück haben, werden wir Krieger

zurückkehren sehen, von welchen einige, als sie den vaterländischen Boden verließen, vielleicht noch verblendet waren über Gesetze, deren Weisheit und Vortrefflichkeit sie verkannten.

Im Jahre 1820 konnte die königliche Marine mit funfzig Millionen, bei der strengsten Sparsamkeit, zur Beschützung unseres Handels nur hundert und drei Kriegs- und Transport-Fahrzeuge zur See halten. Im Jahre 1826 hielt die Marine mit 60 Millionen hundert und fünf und vierzig Fahrzeuge zur See. Im Jahre 1826 hatte die königliche Marine keine Dampfschiffe. Gegenwärtig hat sie deren sechs, und sammelt Kapital, um neue zu bauen, welche wegen ihrer Strucktur eben so bemerkenswerth seyn werden, als wegen ihrer Größe. Seit 1815 hatten wir kein Volk zur Bemannung von Kriegsschiffen. Gegenwärtig haben wir zwölf Bemannungen (équipages) zu Lande, und zwanzig, welche eingeschifft sind. Im Jahre 1820 hatte die Marine 7,400 Eingeschiffte, jetzt hat sie deren 13,673, und 6,079, welche zu den Bemannungen gehören, welche, Behufs des Hafendienstes, zu Lande gehalten werden.

Die Kriegsfahrzeuge sind gegenwärtig größer, solider gebaut, besser bewaffnet, vollständiger betackelt, als vor zehn Jahren; Marinen, welche mit den unsrigen wetteifern, geben ihr dies Zeugniß. Nicht bloß die Zahlen in dem Personal der Flotte sind vermehrt; auch die Nahrung der Matrosen, und alles was zur Erhaltung ihrer Gesundheit beitragen kann, ist verbessert. Die Budgets liefern davon den sichersten Beweis.

Im Jahr 1820 belief sich die Ausgabe für die kleine

Marine, deren Stärke zu Wasser ich aufgezählt habe, hinsichtlich der Hospitäler und der Gesundheitsanstalten, auf 1,154,790 Fr.

Gegenwärtig betragen die Medical-Ausgaben für unsere vergrößerte Marine 1,084,746 Fr.

Im Jahre 1820 betrug die Ausgabe der Hospitäler und der Gesundheitsanstalten der Marine den 38sten Theil der allgemeinen Ausgaben; und jetzt beträgt er nur den 52sten Theil. Fügen wir noch hinzu, daß, ungeachtet dieser beträchtlichen Verminderung in den Ausgaben des Medikal-Dienstes, die Kranken weit besser behandelt werden, als im Jahre 1820.

Auch die Verwaltung des Inneren bietet uns merkwürdige Verbesserungen dar. Zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Gestüte und des Handels, bewilligte man im

Jahre 1820	3,675,000 Fr.
Man bewilligte im Jahre 1827 . . .	5,627,000 —
Für Brücken und Kunststraßen bewilligte man im Jahre 1821	30,000,000 —
Im Jahre 1827	37,142,000 —
Außerdem bezahlen Finanz-Kompagnieen auf den Kredit von 200 Millionen, welcher für die Kanäle eröffnet ist . .	15,433,534 —
Der Werth der öffentlichen Arbeiten, welche durch den Brücken- und Kunststraßen-Dienst zum Vortheil unserer Handels-Kommunikation vollzogen werden, wird sich also im Jahre 1827 erheben auf	52,565,534 —

Wenn es demnach wahr ist, daß unsere öffentlichen Ausgaben sich seit 8 Jahren sehr vermehrt haben: so ist

es billig und gerecht, dabei zu sagen, daß gleichzeitig die nützlichen Dienste ihre Mittel und Arbeiten vermehrt haben, dadurch, daß die National-Macht Frankreichs, dargestellt durch das Mittel der öffentlichen Dienste und ihrer effektiven Kraft, merklich vermehrt und verbessert worden ist, seitdem unsere Unfälle ihre Endschaft erreicht haben.

Ueberlassen wir es den, mit dem Vertrauen des Suveräns bekleideten Staatsmännern, überlassen wir es den Mandatarien der Bürger, die Frage zu erörtern, ob die Regierung alles gethan hat, was sie menschlicher Weise ausrichten konnte mit den zunehmenden Hülfsquellen, die ihr in den Steuern nachgewiesen sind. Ich habe nur eine einzige Wahrheit beweisen wollen — die, daß Frankreichs öffentliche Macht, mitten unter dem Anwuchs aller individuellen Hülfsquellen, weder rückgängig noch stationär geworden ist.

Indem wir die unermeßlichen Fortschritte betrachten, welche Frankreich im Landbau, im Handel, in der Betriebsamkeit, in der Land- und See-Macht, in den Arbeiten für das Innere gemacht hat, dringt sich uns das Anerkenntniß auf, daß das Königreich sich nie schneller und mit gleicher Thatkraft und Wirksamkeit erholt hat. Es bedurfte der Arbeiten einer ganzen Generation, damit die Monarchie das Unglück der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten wieder gut machte, und 29 Jahre nach dem Tode dieses Königs ihrer selbst würdig zu Fontenoy auftrat. Unter Ludwig dem Sechzehnten bedurfte Frankreich, vierzehn Jahre nach dem unseligen Frieden von 1763, des ganzen Genies des allergeschicktesten Finanzmannes von Europa, um durch Anleihen die künstlichen Hülfsquellen

zu kombiniren, die es in den Stand setzen, einige Geschwader zu bewaffnen. Noch sind nicht neun Jahre verflossen, seitdem fremde Bataillone aufgehört haben, in unserem Gebiet auf unsere Kosten zu leben, und siehe! schon seit vier Jahren haben wir ein Königreich erobert, wo furchtbare Adler zuerst zu der Erkenntniß gelangten, daß sie nicht unbesieglich wären. Unsere Flaggen wallen auf dem atlantischen Ozean, von Terre-Neuwe im Norden von Kanada bis zu den Ufern des la Plata-Stroms diesseits des Aequators und der Wendezirkel. Ein zweites Geschwader befindet sich im stillen Ozean. Endlich, jenes Geschwader, das im mittelländischen Meere kreuzt, eilt individuellem Unglück zuvor, rettet Weiber, sammelt Kinder, verpflegt Helden, bis zum Eintritt des glücklichen Augenblicks, wo seine beschützende Macht dem Elende eines Heldenvolks wird ein Ziel setzen können.

Erkennt ihr, meine theuren Mitbürger, bei diesem wahrhaften Gemälde nicht die Lebenskraft des neuen Frankreich, nicht das, was ich seine hervorbringenden und kommerziellen Kräfte genannt habe? . . . Euer Erstaunen wird sich verdoppeln, wenn ihr erfahren werdet, in welchem Umfange diese Kräfte noch gelähmt sind; wenn ihr mit mir mehr als die Hälfte unserer Departements durchlaufen werdet, die an diesen Fortschritten, an diesen Beglückungen noch gar keinen Antheil hat; wenn ihr sehen werdet, was geschehen kann, um diese Departements auf gleiche Höhe mit dem übrigen Frankreich zu bringen, und wenn ihr erfahren werdet, was selbst in den Departements, die gegenwärtig die blühendsten sind, geleistet werden kann, um sie reicher, aufgeklärter und glücklicher zu machen.

Ich würde nur den allerunwichtigsten Theil der Fortschritte Frankreichs ins Licht gestellt haben, wenn ich mich auf die Prüfung seines Reichthums, seiner Betriebsamkeit, auf die vergleichende Entwickelung der Einnahmen und Ausgaben des Staats beschränkte. Ich muß auch die Einsichten des reifen Alters und die Unterweisung der Jugend in ihrem fortschrittlichen Gange zeigen.

Ein Gesetzesentwurf, der seit einigen Monaten ganz Frankreich in Bewegung setzt, hat tiefe Untersuchungen zu Wege gebracht; sie rühren von einem berühmten Pair her, den die Geschichte zu den unpartheiischen und weisen Schriftstellern in ihrem Fache zählt.

Der Graf Daru hat uns statistische Uebersichten von den Produkten der französischen Druckerei gegeben, welche die Periode vom Schlusse des Jahres 1811 bis zum Schlusse des Jahres 1825 umfassen. Vor dem Jahre 1814 umfassen diese Uebersichten, ohne Unterschied, die schriftstellerischen Produkte Frankreichs mit allen Anhängseln des Kaiserreichs, als da sind: Belgien, Holland, die Hansestädte, Piemont, Toskana, die römischen Staaten u. s. w. Von 1814 an war Frankreich auf seine alten Gränzen zurückgebracht, die es seitdem nicht überschritten hat, und nur zwölf Jahre vertragen sich mit einer Vergleichung der Uebersichten, welche wir anführen. Der Fortschritt der Bekanntmachungen ist bewundernswürdig. Aus der französichen Druckerei sind mit Ausschluß der Tageblätter hervorgegangen an gedruckten Bogen: i. J. 1814 . . . 46,675,039; i. J. 1815 . . . 55,549,149; i. J. 1820 . . . 80,921,302; i. J. 1825 . . . 128,010,483; i. J. 1826 . . . 144,581,094.

Von 1814 bis 1820 haben sich die Produkte der nicht periodischen Presse um 774 auf 1000 vermehrt. Von 1820 bis 1826 sind eben diese Produkte um 787 auf 1000 gewachsen. Dieser Fortschritt ist reißender, als der in der Produktion des Eisens und der Gewebe, reißender, als der Anwuchs der Patente, reißender, als die Zunahme der Staatseinkünfte von dem auswärtigen Handel und dem Verzehr im Innern. Hierüber läßt sich nach folgender Uebersicht urtheilen:

Jährliche Zunahmen.

	Prozent
Der Bevölkerung	$\frac{3}{4}$
Der Zahl der Pferde	1
Der Zahl der Schafe	$1\frac{1}{2}$
Des Verzehrs, angezeigt durch indirekte Steuern .	3
— — — — — — die Oktrois . . .	$3\frac{1}{2}$
Der Abkommnisse, angezeigt durch die Stempelsteuer	$3\frac{1}{2}$
Der Betriebsamkeits-Operationen, angezeigt durch das Einkommen von Patenten	$3\frac{2}{3}$
Der Zirkulation, angezeigt durch das Einkommen von der Post	$3\frac{3}{4}$
Des Handels, angezeigt durch die Zollgefälle . .	4
Der Betriebsamkeits-Operationen, angezeigt durch vermehrten Steinkohlenbedarf	$4\frac{1}{2}$
Desgleichen, durch Fabrikation des Eisens . . .	$4\frac{1}{2}$
Der Bekanntmachungen der periodischen und nicht-periodischen Presse	$9\frac{1}{2}$

Vermöge eines sehr merkwürdigen Kontrastes ist demnach der numerische Anwuchs der Bevölkerung geringer,

als der Anwuchs aller materiellen Kräfte, als der aller Produkte der Arbeit; und der Anwuchs der Schriftwerke, welcher die fortschrittliche Thätigkeit der Geister darstellt, ist der größte von allen.

Prägen wir unserem Gedächtniß die köstliche Wahrheit ein: wie ausgebreitet, wie reißend auch die Entwickelung unserer physischen Thätigkeit, die Vermehrung unseres materiellen Reichthums sei, die Entwickelung unserer intellecktuellen Thätigkeit, die Vermehrung unserer literarischen Schätze ist noch ausgedehnter, noch reißender. Müssen wir nicht bezaubert seyn von einem so edlen Ergebniß?

Folgendes ist die Zahl der Bogen, welche in den Hauptabtheilungen, die das System menschlicher Erkenntnisse darbietet, erschienen sind:

Ueber	Im Jahr 1814.	Im Jahr 1820.	Im Jahr 1826.	Im Jahr 1812 *).
die Theologie	4,974,788	7,867,609	23,268,420	13,815,861
die Geschichte	1,371,568	6,326,652	18,605,495	7,833,205
die Wissenschaften .	2,546,270	5,327,174	12,160,381	8,175,114
die Philosophie . . .	753,185	1,185,429	3,032,191	1,263,729
Staatswirthschaft u. Verwaltung . . .	1,634,485	1,744,246	2,097,390	1,340,993
Militär-Schriften .	441,510	1,026,027	1,445,982	662,830
Schöne Künste . . .	773,099	1,202,599	1,999,560	1,218,496
Schöne Wissenschaft	13,352,920	20,436,803	27,704,971	15,755,904
Geschichte, Reisen rc.	16,226,566	33,149,157	46,545,727	12,934,881
Versch. Gegenstände	3,600,648	2,121,251	7,699,977	9,079,629
Zusammen	45,675,039	80,921,302	144,561,094	72,080,642

Die bloße Zusammenstellung der Zahl der Bogen, welche in den Jahren 1812, 1820, 1826 erschienen sind, offenbaret uns die glücklichen Fortschritte Frankreichs, und die Modifikation der Geistesrichtungen bei dem Uebergange

*) Das ganze Reich.

des Kaiserreichs in eine konstitutionelle Monarchie. In seine alte Gränzen zurückgeführt, macht Frankreich gegenwärtig zweimal so viel Werke bekannt, als das französische Reich zu einer Zeit, wo es seinen stärksten Umfang erreicht hatte. Werke der Literatur, die vorzüglich den Freuden der Einbildungskraft geweiht sind und während des Kaiserreichs den ersten Rang einnahmen, stehen jetzt nur im zweiten; wogegen Geographie, Reisen, alte Geschichte, und vorzüglich die Geschichte der laufenden Zeit ein Total bilden, das, während des Reiches, nur den dritten Rang einnahm, jetzt sich aber im ersten befindet. Die Totalität der Schriften, die sich auf das Studium und auf die Ausübung der Gesetze beziehen, stand, während des Kaiserreichs, im fünften Range, und befindet sich, während der konstitutionellen Monarchie, im vierten.

Vermöge der glücklichen Wirkung unserer neuen Institutionen haben demnach die Geistesliebhabereien Frankreichs an ihrer Frivolität verloren. Die ernsten Studien dagegen haben gewonnen. Die philosophische Literatur, das Studium der Rechtswissenschaft und der Gesetze, die Beschäftigung mit dem Inhalt der Geschichte, die Beobachtung, die Vergleichung der Sitten und Gewohnheiten, die Erzeugnisse der Kunst und der Natur, welche die Nationen der gegenwärtigen Zeit charakterisiren: dies sind die Gegenstände, auf welche der Geist des französischen Volks hingerichtet ist.

Versagen wir dieser glücklichen Veränderung unseren Beifall nicht! Sie kündigt uns die Reife an, welche die Generation, welche von 1814 bis auf den heutigen Tag in der Bahn der Mannheit vorgeschritten ist, bereits er-

reicht hat. Sie kündigt uns Männer an, deren positive Kenntnisse reißend zunehmen, deren gesellschaftliche Begriffe sich reinigen, deren Vernunft sich erhebt und befestigt. Man schreibt die Geschichte der Völker, um die Lücken auszufüllen, welche die Geschichte der Szepter zurückgelassen hat; man hört auf, die Gauklerkünste des Sieges zu ehren; man stellt das Andenken und die Rechte der bereits vertilgten Nationen wieder her, gerade wie man die Sache der Völker vertheidigt, die man, noch heute, unter dem Jubelgeschrei angeblicher Christen, welche mit den hochherzigen Gesinnungen der neuern Generation nichts gemein haben, vernichten sieht. Geschickte Hände stellen die Chroniken dunkler Jahrhunderte wieder her, wie Gemälde eines köstlichen Alterthums; und die bloße Zusammenstellung der Fetzen des Mittelalters mahlt uns, nach der Natur, den schrecklichen Zustand barbarischer Zeiten, und das Elend des menschlichen Geschlechts allenthalben, wo Leibeigenschaft und Unwissenheit die Völker zum Thiergeschlecht herabwürdigen.

Wer möcht' es glauben! Mitten unter diesen unermeßlichen Fortschritten haben einige beschränkte Köpfe, geblendet von ihren Leidenschaften, fortgerissen von ihren Vorurtheilen, die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eine große Nation zurückschreiten zu sehen, also, daß ihre Einsichten sich verlieren und ihre Thatkraft dahinsterben soll. Sie schleichen sich an den Hof, um den Thron mit Irrthum zu umstellen; sie verklagen die jungen Freunde der Aufklärung bei den Inhabern der Gewalt; sie ermüden die Staatsgewalt durch ihre ohnmächtigen Wünsche, durch ihr unsinniges Geschrei. Leute, bethört von ihrer ange-

bornen Unwissenheit, weil sie niemals irgend etwas gelernt haben, was der Rede werth wäre, glauben uns lehren zu können, wie wir leicht verlernen sollen; sie lieben den Traum, daß ihr ungeübter Geist nach Belieben Intelligenzen aufheben könne, welche stark sind durch die Gewohnheit, ihre Gedanken zu verbinden, zu entwickeln. Blinde, die ich bemitleide, vernehmt die Wahrheit, die ich euch kund thun werde!

Seit der Erfindung der Buchdruckerei bis zum Jahre 1814, in einem Zeitraum von 375 Jahren, war das alte Frankreich nur dahin gelangt, jährlich 45,675,039 gedruckte Bogen hervorzubringen. Von 1814 bis 1826 ist der Zuwachs für zwölf Jahre 98,886,055 Bogen, d. h. er hat sich in zwölf Jahren mehr als verdoppelt, in Vergleich mit dem Zuwachs, welcher für die vergangenen 375 Jahre gewonnen wurde.

Um diesen Gedanken noch handgreiflicher zu machen, muß man sagen: in zwölf Jahren des 19ten Jahrhunderts hat die Buchdruckerei, mitten unter allen Bemühungen und Versuchen, die Vergangenheit zurück zu führen, ihre Arbeiten um eben so viel vervielfältigt, als sie es gekonnt hätte in acht Jahrhunderten, von welchen jedes, hinsichtlich der Thätigkeit des menschlichen Geistes, der drei letzten Jahrhunderte, die man mit Recht die drei literärischen Jahrhunderte Frankreichs nennt, zu vergleichen wäre.

Wenn wir den Durchschnitts-Zuwachs der jährlichen Bekanntmachungen während dieser drei berühmten Jahrhunderte durch 1 repräsentiren: so wird eine strenge Proportion den Durchschnitts-Zuwachs der Bekanntmachungen

Frankreichs während der zwölf Jahre konstitutioneller Freiheiten durch 67 repräsentiren.

Wenn, dem zufolge, die Eiferer für das Vergangene, um uns in die Finsterniß zurück zu stürzen, auch die volle Kraft besäßen, welche jedes der drei großen literärischen Jahrhunderte angewendet hat, um uns dem Lichte näher zu bringen: so würden sie sich doch gegen unsere Progressiv-Kraft nur in dem mathematischen Verhältniß von 1 zu 67 befinden ... Ist nun der Kampf in einem so hohen Grade ungleich, wie könnte es dann noch klug seyn, sich darauf einzulassen? Und läßt es sich wohl denken, daß der menschliche Geist Ursache habe, vor seiner Zukunft zu zittern?

Man wird jedoch vielleicht sagen: wenn der menschliche Geist in so kurzer Zeit, so reißende Fortschritte gemacht hat, so sind sie übertrieben und unnatürlich; wie alles Erzwungene, werden sie eine Reaktion hervorbringen, welche um so mächtiger ist, oder zum wenigsten eine lange Erschöpfung, so daß uns eine Erschlaffung der Geister bevorsteht, als natürliche Folge der übertriebenen Anstrengung einiger Jahre. Ich bitte Euch, euren Irrthum fahren zu lassen! Die Geister werden noch schneller vorschreiten: sie werden sorgfältiger erforschen, ihre Anschauungen zugleich vermehren und verbessern, kurz, noch mehr leisten, als seit zwölf Jahren. Bedenkt nur, wie thunlich dies ist, wie nothwendig es wird, wie unvermeidlich nothwendig sogar!

Im Jahre 1825 hatten wir es nur dahin gebracht, jährlich 13,769,723 Bände von zehn und einem halben Bogen Durchschnittswerth bekannt zu machen; dies ist

beinahe ein kleiner Band auf jedes Individuum das lesen kann: denn wir zählen in Frankreich zwölf Millionen, welche lesen können.

Jetzt beträgt der jährliche Zuwachs nicht-periodischer Bekanntmachungen 12½ Prozent, und dies Verhältniß wird sich jedes Jahr vergrößern. Selbst wenn man annehmen wollte, daß es stationär werden könne, so würde daraus nicht minder hervorgehen, daß im Jahre 1840, d. h. in einem Zeitverlauf gleich dem, der seit der Restauration erfolgt ist, die Zahl der jährlichen Publikationen 668,791,518 Bogen betragen müßte, während er im Jahre 1814 nicht 46,000,000 Bogen gleich kam.

Wenn, wie es sich wohl hoffen läßt, die Fertigkeit im Lesen sich durch das ganze Königreich hin verallgemeinert: so wird man schon hierdurch die Zahl der jährlichen Bekanntmachungen beinahe verdoppeln; man wird also in 26 Jahren die Zahl der jährlichen Bekanntmachungen von 46,000,000 auf 1337,000,000 gebracht haben. Das ist Etwas; aber es ist zu wenig für meine Erwartungen.

Wenn der Eifer, wenn die Bemühungen der Freunde der Betriebsamkeit und der Belehrung den Erfolg erhalten, den man vernünftigerweise erwarten kann, und dessen Möglichkeit, dessen Leichtigkeit sogar, ich beweisen werde: so werden wir, indem unsere hervorbringenden und kommerziellen Kräfte unseren intellektuellen Kräften zu Hülfe kommen, die Arbeit unserer Druckereien, anstatt dieselbe zu verzehnfachen, verhundertfachen. In der That, selbst bei 668 Millionen Bogen jährlich, kommen nur 20 Bogen auf den Kopf in Einem Jahre, und das reicht aus für

drei Stunden Lektüre im Monat, und für sechs Minuten jeden Tag. Ich möchte aber eine halbe Stunde täglich auf Lektüre verwendet wissen; uud wie wenig dies immer seyn möge: so ist es doch fünfmal mehr, als jetzt.

Wenn also im Jahre 1840 der mitlere Werth der von Franzosen auf das Lesen verwendeten Zeit dreißig Minuten täglich beträgt: so ist, selbst in der Voraussetzung, daß sie täglich nur einen Viertelbogen lesen, das Total der jährlich gelesenen Bogen drei Milliarden.

Angenommen, es bedürfe für jeden Leser im Durchschnitt zwei Stunden für den Bogen: so wird der jährliche Anwuchs, dessen Größe und Schnelligkeit uns überrascht hat, erfordern, daß jeder Einzelne, der lesen kann, monatlich vier, und wöchentlich eine Minute mehr auf die Lektüre verwende.

Wenn der allgemeine Fortschritt der Geister es mit sich bringt, jedes Jahr eine Minute täglich mehr auf die Lektüre neuer Bücher zu verwenden: so wird der Zuwachs der Bekanntmachungen 1322 mal schneller werden, als er es seit dem Ursprunge der Buchdruckerei bis auf unsere Tage gewesen ist.

Ich wage zu hoffen, daß unsere Bemühungen unsere Mitbürger dahin bringen werden, daß sie der Zeit, welche sie auf die Lektüre verwenden, jedes Jahr täglich eine Minute zulegen . . . Mögen sie meiner Zusicherung glauben; ich wage, ihnen die großen Folgen eines so leichten Opfers zu gewährleisten.

Nachdem wir die Freunde der Rückkehr in die Vergangenheit aufgeklärt haben über die thörigte Hoffnung, womit sie sich schmeicheln, wenn sie sich einbilden, daß es

uns

uns an einer Bahn zur Fortsetzung unseres beschleunigten Ganges fehle, müssen wir uns mit einer Gattung von Bekanntmachungen beschäftigen, die wir noch nicht geprüft haben.

Vergleichen wir die Ergebnisse der periodischen Presse im Jahre 1820 und 1826! Wir können es mit großer Genauigkeit nach den Produkten des Stempels, welche, in Kraft des Gesetzes vom 15. Mai 1818, vorweg genommen werden. Produkt von 1820 . . . . . 387,421 Fr.
— — — 1826 . . . . . . 351,154 —

Die Zahl der Tagblätter-Bogen, welche ich nach den Stempel-Produkten für Paris und die Departements berechnet habe, beträgt für 1820 . . . 28,509,533, für 1826 26,420,500. Folglich hat die Publikation der Tagblätter sich, bloß in sechs Jahren, um mehr als 2,200,000 Bogen vermindert.

Vergleicht man diese Zahlen mit denen, welche wir bereits für andere Werke, als Journale, gegeben haben, so gelangt man zu folgenden merkwürdigen Resultaten: Im Jahre 1820 gab es auf eine Million Bogen, welche über Religion, strenge und schöne Wissenschaften und Künste zum Vorschein kamen, 352,313 Bogen Journale; von 1826 an gab es auf eine Million Bogen über Theologie, strenge und schöne Wissenschaften und Künste nicht mehr als 182,764 Bogen Journale. Im Jahre 1820 zählten die Journale einen Abonnirten auf 338 Personen; seit 1826 zählen die Journale nur auf 427 Personen einen Abonnirten.

Diese Thatsachen sind, wie ich glaube, von der größten Wichtigkeit. Sie beweisen, daß das Journal-Wesen,

weit entfernt die Literatur zu verschlingen, auf der numerischen Skala der literarischen Erscheinungen einen Raum einnehme, der sich je mehr und mehr ins Enge zieht. Das Journal-Wesen wirkt, vermöge der Masse seiner Bekanntmachungen, immer weniger auf die Masse der Bevölkerung, während die entgegengesetzte Wirkung Statt findet für alle Arten von Werken, die sich auf die Religion, die Wissenschaften und die Künste beziehen.

Ich erörtere hier nicht, ob man eine so merkliche Veränderung als ein glückliches Ergebniß betrachten muß, oder nicht; mir genügt die Thatsache. Wenn das Journal-Wesen Unbequemlichkeiten mit sich führt, die ihm besonders eigen sind, so sind diese Unbequemlichkeiten minder furchtbar geworden, als jemals. Weit entfernt die übrige Literatur zu verschlingen, wird das Journal-Wesen vielmehr von der nicht-periodischen Literatur verschlungen. Es scheint daher weniger als jemals nothwendig, das Eigenthum der Tagblätter durch Ausnahmegesetze heimzusuchen.

Allein, weßhalb ist die Zahl der Tagblätter nicht dem Fortschritte der anderweitigen Publikationen gefolgt? Nur weil diese Art von Geisteserzeugnissen die kostbarste von allen ist; sie ist ja mit einer beträchtlichen Steuer belastet.

Trotz der Verminderung von 2,089,013 periodischer Bogen von 1820 bis 1826, hat man gesehen, welchen merklichen Anwuchs die Zahl der Bogen erhalten hat, welche jährlich aus französischen Pressen hervorgehn. Dieser Anwuchs steht mit zwei Ursachen in Verbindung: einmal damit, daß die Leute, welche lesen, mehr Zeit, als sonst, darauf verwenden, sich diese Fertigkeit zu Nutze zu

machen; zweitens damit, daß die Zahl der Leute, welche lesen können, beträchtlich zugenommen hat.

Vom Jahre 1815 an führte man eine Unterrichts-Methode ein, deren bewundernswürdige Fortschritte das Mittel gewährten, hunderttausend Zöglinge zugleich mit weniger Kosten, in kürzerer Zeit, und über weit nützlichere Gegenstände zu unterweisen, als auf dem hergebrachten Wege. Die Methode, welche so große Vortheile gewährte, war alt, und die Unverständigen, die sie wieder zu Ehren brachten, anstatt sie alt zu nennen, gaben ihr einen neuen Namen; sie wird lange verfolgt werden.

In diesem Kampfe müssen wir die Dienste auszeichnen, welche der Unterweisung der arbeitenden Klasse durch die Betriebsamkeit geleistet werden. Verwegene Manufakturisten haben sich erlaubt, ihren Lehrlingen die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets in dem Umkreise ihrer Werkstätten zu zeigen; sie haben viel Angriffe von außen zurückgeschlagen, und ihre wohlthätigen Schulen nicht geschlossen, wie gegenseitig sie auch sind.

Minder glücklich, als die Manufakturen, haben die Zeuchhäuser der Marine ihre gegenseitigen Schulen durch die schlimme Einwirkung örtlicher Einflüsse verloren. Der Krieg hat zwar die Wissenschaften im Zustande des Schmachtens erhalten; doch nur in einigen Korps. Sie haben geblüht im Schoße der Regimenter, deren Obersten und Oberst-Lieutenant den Werth der Unterweisung für die Wirksamkeit der Militär-Kraft empfanden; deßhalb sind diese Schulen vollkommen bei allen Waffenarten, welche Kunst und Wissenschaft voraussetzen.

Diese militärische Unterweisung ist ein Zivilisations-

Element von dem höchsten Werth für die unwissendsten Provinzen, wo die verabschiedeten Soldaten Kenntnisse zurückbringen, die sie nie erworben haben würden, wenn sie immer in der Bauernhütte geblieben wären.

Die Unteroffiziere von der Infanterie, vorzüglich die der Kerntruppen, der Garde, des Genie-Wesens und der Artillerie, verlassen meistens den Dienst, wenn die vom Gesetz festgestellte Zeit abgelaufen ist. Durch die Mannszucht zur Thätigkeit und zur Regelmäßigkeit gewöhnt, im Schreiben, im Rechnen, bisweilen in der Leitung von Arbeiten geübt, tragen sie die unter den Fahnen gewonnene Erziehung auf eine große Anzahl von bürgerlichen Verrichtungen über. Verheirathen sie sich, so wollen sie, daß ihre Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen sollen, wäre es auch nur, um Sergeanten aus ihnen zu machen, wenn jemals der Staat ihre Dienste fordert. Haben sie sich nun in einer von den 40,000 Gemeinen niedergelassen, denen es noch an Schulmeistern fehlt, so bringen sie ihren Kindern alles bei, was sie selbst wissen. Und auf diese Weise kann, nach und nach, das Heer die Zivilisation in vierzigtausend französische Gemeinen einführen *).

---

*) Man erschrickt unwillkürlich, wenn man dies liefet. Vierzigtausend Gemeinen, die noch nicht dahin gelangt sind einen Schulmeister zu haben!!! Wie viel ist dabei möglich! Bei einer solchen Unterlage von Unwissenheit ist es den Jesuiten und ihren Anhängern kaum zu verdenken, wenn sie ihre Regressiv-Entwürfe nicht aufgeben wollen, und noch immer den Gedanken festhalten, daß sie berufen sind, eine ewige Herrschaft über die Geister auszuüben. Ueberhaupt sieht man, sobald diese Angaben gehörig aufgefaßt werden, worauf das ganze Gebäude ruht, dessen erste Stützen die Jesuiten sind.

Anm. des Herausg.

Frankreich hat die größten Anstrengungen zu machen, um sich durch den Elementar-Unterricht auf gleiche Höhe mit Völkern zu bringen, die wir als unwissend betrachten. Ich sag' es ganz unumwunden: in dieser Hinsicht stehen wir hinter den Irländern und den Oesterreichern zurück. Diese Inferiorität offenbart sich besonders im Süden, welcher weit weniger vorgeschritten ist, als der Norden des Königreichs. Ich habe Thatsachen dargelegt, welche die Folgen einer solchen Ungleichheit in der Unterweisung darthun. Es hat geschienen, als wären sie aufgefallen. Dieser Eindruck wird gute Früchte bringen.

Der Elementar-Unterricht hat in der Zeit, wo er begünstigt wurde, einen bewundernswürdigen Zuwachs erhalten. Im Jahre 1817 zählte Frankreich in seinen Primär-Schulen nur 856,712 Zöglinge; von 1820 an zählte es deren 1,116,777. In dem kurzen Zwischenraum von 3 Jahren hatte man also Schulen für 260,000 Zöglinge errichtet! Eine unermeßliche Wohlthat, deren Andenken Frankreich für immer bewahren muß. Seit 1820 hat, auf der einen Seite, der lebhafte und mächtige Antrieb aller hervorbringenden und kommerziellen Kräfte, auf der andern der Abstoß der Gegner jedes Primär-Unterrichts auf den verschiedenen Punkten des französischen Gebiets mit wechselnden Erfolgen gekämpft. Nichts desto weniger hat, im Großen, die Gesammtzahl der Zöglinge sich vermehrt, nicht vermindert:

Ich glaube die Zahl der Zöglinge, welche seit dem Jahre 1816 in den Primär-Schulen gebildet sind, auf fünf und eine halbe Million abschätzen zu können.

Vor vierzig Jahren konnten 7 Millionen Franzosen

lesen. Gegenwärtig können es 12 Millionen. Allein 26 Millionen sollten es können. Arbeiten wir also dahin, 14 Millionen unserer Mitbürger die erste und nothwendigste aller Kenntnisse beizubringen! Wir müssen in zehn Jahren mehr thun, als unsere Väter in vierzig gethan haben.

Die Sekondär-Schulen, welche den Mittel-Klassen Unterricht ertheilen, haben seit 1814 viel Zöglinge erworben. Aber der in diesen Anstalten ertheilte Unterricht ist noch immer unzureichend; denn er steht nicht in Einklang mit den Bedürfnissen des größten Theils der Gewerbe. Diesem Mangel abzuhelfen, hat man in den Konservatorien von Paris und Lyon den Betriebsamkeitsunterricht *) zu geben angefangen. Privatpersonen haben einige Handels- und Betriebsamkeitsschulen gestiftet. Se. Maj. hat auf die Zivil-Liste eine große Musterwirthschaft dotirt, welche zugleich eine Zentral-Schule des Ackerbaus seyn soll. In einer anderen Musterwirthschaft zu Noville hat Se. Königl. Hoheit der Dauphin Preise fundirt. Stadtobrigkeiten legen auf ihre Kosten Schulen der Geometrie, der Mechanik, der Chemie mit Hinsicht auf die Gewerbe, und eben so auch Zeichnenschulen an. Das Seewesen hat die Steuermannsschule **), das Kriegswesen die Schule militärischer Pyrotechnie, das Finanzwesen die Forstschule, das Innere die Gesangsschule zu Toulouse und die Schule naturforschender Reisenden zu Paris gestiftet. Man hat die Land-

*) l'enseignement industriel.

**) l'école de maistrance. Ich setze den französischen Ausdruck um so nothwendiger her, weil ich als Uebersetzer meiner Sache nicht gewiß bin.

chartenschule gestiftet, sie aber wieder eingehen lassen. Man hat die Normal-Schule zerstört, welche junge Professoren bildete, die in allen französischen Colleges Aufklärung zu verbreiten bestimmt waren. Man sucht sie unter einer anderen Benennung wieder herzustellen.

Der Leser sieht hieraus, daß, um den Unterricht in den Primär- und Sekondär-Schulen des Königreichs erträglich zu machen, noch viel zu thun übrig bleibt. Doch dürfen wir nicht ungerecht seyn gegen andere Theile des Unterrichts, am wenigsten gegen die großen und gelehrten Schulen, welche der Ruhm des Vaterlandes sind.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort
über
die Furcht vor Ueberbevölkerung.

Des Herrn Staatsrath Hoffmann höchst interessante, belehrende Schrift über die Zunahme der Bevölkerung hat die Aufmerksamkeit auf die Thatsache erhöht, daß in Europa's Hauptstaaten die Menschenzahl sich etwa um 1½ Prozent jährlich mehre.

Daß die amerikanische Bevölkerung noch weit mehr als die europäische wächst, ist bekannt, und wenn solchergestalt erwiesen ist, daß in den kultivirtesten Theilen der Erde das menschliche Geschlecht bedeutend zahlreicher wird, so ist sehr natürlich die Frage entstanden: wird nicht bald genug die Bevölkerung der Erde einen Umfang erreichen, der die Fähigkeit des Bodens, seine Einwohner zu nähren, übersteigt? Und wird dann nicht die Bevölkerung unter Qualen wieder abnehmen, welche viel schrecklicher sind, als je der Vortheil zunehmender Volksmenge erfreulich ist? Werden nicht Hunger, Siechthum und Armuth, zugleich mit dieser letzten moralische Entwürdigung, ihre Folge, den Ueberfluß zerstören, den wir jetzt als wachsende Kraft ansehen?

Diese trüben Betrachtungen haben auf das Gemüth eines bekannten Schriftstellers so störend gewirkt, daß er sich zu einem lächerlichen Vorschlag hat hinreissen lassen, dessen

ich nur darum hier erwähne, weil ich fürchte, auch andere mit größerer Behutsamkeit sich äußernde Männer mögen nicht ohne Unruhe über diesen Gegenstand seyn.

Es ist der Zweck dieser Zeilen, die Gemüther, wenn es nöthig seyn sollte, hierüber völlig zu beruhigen, und zu beweisen, daß mindestens in den nächsten Jahrtausenden die Erde von Ueberbevölkerung nichts zu befürchten hat, wohl weit eher vom Gegentheil.

Die Natur hat ihre Lebendigen alle mit einem Grade von Produktionskraft ausgestattet, der den Abgang dersel- ben durch den Tod vor Alter weit übersteigt; doch hat sie darin bei beiden Hauptklassen, Pflanzen und Thieren, den Unterschied geordnet, daß sie das Gedeihen mancher Gat- tungen und Arten an engbestimmte klimatische Bedingun- gen und Umstände gebunden hat, ohne welche sie nicht fortleben, während sie wenigen andern die Fähigkeit ein- gepflanzt hat, auf der ganzen Erde zu leben. Dies gilt jedoch nicht ohne alle Einschränkung; denn es giebt weder eine Pflanzen- noch eine Thierart, die auf dem ganzen Erdboden leben kann. Die Regionen der Pole kann der Mensch nicht nur nicht bewohnen, er kann sich ihnen nicht einmal nahen. Hohe Gebirgsregionen, weite Sandwüsten, große Sümpfe, zumal in tropischen Breiten, sind für ihn ebenfalls unbewohnbar, und über das Meer schifft er nur als Fremdling und Wanderer.

Gleichwohl ist der Mensch unter allen Erdgeschöpfen am weitesten auf dem Planeten verbreitet. Aber er ver- dankt dies nicht der natürlichen Ausdauer und Festigkeit seines Körpers; dieser allein überlassen, kann er sich fast nirgends auf Erden gegen die Hitze des Sonnenbrands,

gegen die Kälte der Winternächte, gegen Sturm und Regen, gegen überlegene Muskelkräfte der Thiere behaupten. Versucht er es, so verkümmert er, selbst unter den günstigsten klimatischen Verhältnissen, und bei größter Fruchtbarkeit des Bodens, zu einem elenden Neuholländer, an dem nichts menschlich ist, als die Figur, und selbst diese kaum.

Des Menschen Natur ist die Kunst: nur durch diese besiegt er die Hindernisse seiner physischen Erhaltung, und behauptet die Herrschaft über den größten Theil des Festlandes. Selbst vermehrt hat er sich nur durch diese, und mit ihr zugleich nimmt seine Vermehrung zu: alles, was jene beschränkt, das beschränkt auch diese.

Gelingt es mir, dies zu beweisen, so ist zugleich bewiesen, daß alle Staaten an Volksmenge zunehmen, so lange die Künste, die National-Industrie, der Umtausch der Bedürfnisse, Wohlstand und Fleiß zunehmen, daß folglich der Zustand einer Uebervölkerung, nämlich eines Verhältnisses, wo die Masse der Erhaltungsmittel zu gering ist für die Masse der Nahrungsbedürftigen, höchstens nur temporär und auf einzelnen Punkten, nie aber als öffentliche, allgemeine Kalamität eintreten kann.

Denn genaueres Nachdenken überzeugt uns zugleich, daß die Industrie gewisse Schranken nie überschreiten kann, daß, der Unendlichkeit der Hülfsmittel des menschlichen Geistes ungeachtet, ganze große Korporationen in ihrer Kunstfleißentwickelung sinken müssen, wenn sie zu einem gewissen Grade derselben gelangt sind, daß also mit dieser auch die Bevölkerung abnehmen muß: denn jeder Besitz erregt Uebermuth, Sucht nach Genuß und Trägheit in

Besitzenden, Neid und Begierde der Nacheiferung in andern. Er schwächt also den Starken und stärkt den Schwachen. Dem Einzelnen allerdings kann kein Maximum der Einsicht, kein non plus ultra des Erfindungsgeistes vorgeschrieben werden, aber er kann seine Einsicht, seinen Erfindungsgeist, nur auf einzelne Punkte richten. Bei Völkern bestimmt das Verhältniß des Produzirens und Kultivirens, noch mehr aber die Konkurrenz der anderen, ein solches Maximum allerdings. Wie der Mensch nur dann gesund und stark ist, wenn der Umtausch und die Verwandlung der Stoffe in seinen kleinsten Gefäßen raschen und ungehemmten Fortgang hat, so lebt auch der Staat nur gesund und kräftig durch den Umtausch und die Erzeugung der Bedürfnisse seiner Bewohner; wie aber jeder lebendige Körper endlich abnimmt und stirbt, so kann auch kein Staat diesem Loose entgehn. Es ist ihm keiner entgangen, und wo eine solche Thatsache durch Jahrtausende fest steht, da sei man sicher, daß sie einem Gesetze folgt, das keine Zeit je überschreiten wird.

Wie sehr das Menschengeschlecht seine Vermehrung der Kunst verdanke, beweiset gleich Eingangs die Thatsache, daß kaum eine Gattung lebendiger Wesen wird genannt werden können, die weniger Prolifikationskraft hat, als der Mensch, und daß er dennoch sich über das ganze Festland verbreitet hat. Das Weib kann 70 bis 80 Jahre leben, ist aber nicht länger als 30 Jahre zeugungsfähig, also höchstens durch drei Siebentel seiner Lebensdauer. Ferner: statt in dieser Zeit alle Jahre zu gebären, pflegt es selten mehr als zehn Kinder zu zeugen; im Durchschnitt viel weniger. Ich glaube nicht, daß man mehr

als vier Geburten auf ein Weib rechnen könne. Wird nun die Durchschnittszahl der Lebensjahre des Weibes auf 34 Jahre gesetzt, so gebiert es nur durch ein Achtel seiner Lebensdauer. So schlecht vermehrt sich kein einziges Thier. Die Prolifikationskraft, die in den Pflanzen, welche sich zugleich durch Samen und durch Schößlinge vermehren, am stärksten ist, durch die Reihen der wirbellosen Thiere ebenfalls sich sehr thätig zeigt, und in den Fischen ihren Kulminationspunkt (in der thierischen Schöpfung) erreicht, nimmt in den Thieren höherer Ordnung stets ab; folglich ist es dieser Naturordnung gemäß, daß sie im Menschen die niedrigste Stufe habe. Selten bleibt beim Thiere der Begattungsakt unfruchtbar, beim Weibe sehr häufig. Weibliche Thiere, die zur Zeugung unfähig sind, gehören unter die sehr seltenen Ausnahmen; der Frauen, die nicht gebären, sind eine große Menge. Dazu kommt, daß kein Thier eine so lange und hülflose Kindheit durchlebt, als der Mensch, folglich die Erzeugten keines Thieres so großen Lebensgefahren ausgesetzt sind, als die seinigen, daß kein weibliches Thier so leicht bei der Geburt stirbt, als das Weib, da das Junge keines Thieres einen so großen Kopf hat, als das Kind des Menschen. Der Mann ist freilich im Stande mehr Kinder zu zeugen, als Ein Weib gebären kann; indeß steht doch auch sein Prolifikationsvermögen dem der meisten Thiere nach. Zwar ist es nicht an eine Zeit gebunden, wie bei sehr vielen Thieren; allein ich kenne kein Thier, das eine engere Saamenschlagader, im Verhältniß zu seiner Größe, kleinere Hoden und sparsamere Saamenabsonderung hat, als der Mensch. Ich glaube nicht, daß ein Mann öfter als einmal in 24 Stunden

fruchtbar sich begatten könne. Zugleich reizt ihn seine Phantasie, seine von Natur schwache Kraft zu Grunde zu richten, indem er sie weit über Bedürfniß hinaus spannt und anstrengt, wodurch eine Menge Männer für die Zeugungsfähigkeit untergehn.

Sind nun schon die physischen Hindernisse der Prolifikationskraft des Menschen beträchtlicher, als bei irgend einem Thiere: so beschränkt Konvenienz und Sitte der kultivirten Nationen, Religion, Schwierigkeit eine Familie zu erhalten, das Ehegesetz, welches offenbar dem sinnlichen Menschen widernatürlich ist, ihre Aeußerungen noch weit mehr. Ich nenne das Ehegesetz widernatürlich, weil es Gleichheit der Rechte beider Geschlechter gegen einander festsetzt, da doch die Natur sie höchst ungleich bildet. Denn der Mann ist volle zwanzig Jahre länger zeugungsfähig, als das Weib; ferner bedarf wohl er einer Gewähr und Bürgschaft dafür, daß das Kind der Schwangern sein ist, aber die Frau weiß, daß ihr Kind ihr ist, und läßt sich keins unterschieben. Rechnet man nun den natürlichen Hang des Menschen, mit seinen Genüssen abzuwechseln, hinzu, so bedarf ich wohl für die Behauptung der Widernatürlichkeit der Ehe in blos physischer Rücksicht keiner Rechtfertigung weiter.

Zum Beweise, daß der Mensch seine Vervielfältigung auch physisch der Kunst verdankt, dient, daß eben diese Ehe, dieser widernatürliche Zustand, dieser seinem natürlichen Triebe angethane Zwang es ist, was die Erhaltung der Gebornen bewirkt, mithin die Population mehr als Alles physisch möglich macht. Die Wirkung der Ehe für die Gebornen ist, daß sie die Erhaltung derselben, die die Natur der Mutter allein zuschiebt, beiden Aeltern auflegt,

ja daß sie deren Eigenthumsrechte auf die Kinder vererbt, wodurch sie offenbar zu den physischen Erhaltungsmitteln der Kinder, die allein für den Unehelichgebornen hinreichen müssen, alle die fügt, welche aus dem geselligen und gesetzlichen Zustande entspringen. Die Wirkung fällt in die Augen: von den Unehelichgebornen stirbt mehr als die Hälfte in den ersten Monaten, und wenn im preußischen Staate jährlich etwa 35,000 geboren werden, erreichen höchstens 4,500 das mannbare Alter, während der ganze mächtige Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen allein auf die Ehelichgebornen fällt.

Erwägt man aber die Hemmung des menschlichen Produktionsvermögens, die Schwäche der Prolifikationskraft und Gesellschaft bewirken: so sieht man ein, daß große und schnelle Vermehrung der Menschen von der Natur verhütet ist. Noch mehr beschränkt sich die Bevölkerungszunahme durch außerordentliche Vermehrung der Mortalität.

Eine Menge von Menschen geht alljährlich unter, ohne auf Mortalitätslisten zu kommen, z. B. alle, welche die See verschlingt. Im Kriege sind die Verluste an Menschen in der Regel viel beträchtlicher, als die ohnehin sehr selten wahrhaften Verzeichnisse sie angeben; jeder Armee folgt z. B. eine Menge von Menschen, die nicht in der Linie fechten, und von deren Tod nimmt kein Verzeichniß des Verlustes der Regimenter Notiz. Sehr viele, besonders Europäer, wandern aus, und bringen so einen Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen hervor, bei dem dennoch die Volksmenge nicht wächst. England, Frankreich, Niederland, sendet viele nach Kolonieen, die

nie zurückkehren; eben so die Schweiz, Wirtemberg, Baden verlieren viel Menschen durch Auswanderung. Aus Italien gehen jährlich viele in die Länder am östlichen Theil des mittelländischen Meeres, die niemals ihr Geburtsland wiedersehn.

Wenn auch Epidemieen, wie die von 1348, welche die Bevölkerung von Europa auf die Hälfte ihres Bestandes vor ihrem Ausbruch brachte, seitdem nicht wieder erschienen sind, und bei der thätigen Medizinalpolizei der kultivirten Staaten auch hoffentlich nie mehr vorkommen werden: so hat es doch nie in einzelnen Ländern Perioden von 25 Jahren gegeben, in welchen nicht wenigstens einmal durch Seuchen Ueberschuß der Mortalität über die Geburten hervorgebracht worden wäre. Für Mittel-Europa war 1814 ein solches Jahr; für das westliche Rußland 1813. Auch 1826 sind viele Länder, namentlich Hannover und Holland, heimgesucht worden. Spanien, dessen Bevölkerung durch Religion und Verfassung schon auf höchstens ein Drittel dessen reduzirt ist, was es vor dem 15ten Jahrhundert besaß, hat auch zum öftern verheerende Seuchen erfahren. Hat irgendwo der Satanas sein Reich auf Erden, so ist es ganz gewiß in Spanien.

Das alles hindert jedoch nicht, daß in vielen Staaten die Bevölkerung in stetem Wachsen ist. Großbritannien, Nordamerika, Frankreich und unser Vaterland geben davon Beispiele. In 10 Jahren hat das letztere ein Elftel mehr Volksmasse erhalten; geht dies so fort, so verdoppelt sich dieselbe ehe hundert Jahr vergehen, und nach zweihundert Jahren müssen Preußens Sandflächen mindestens das Vierfache ihrer jetzigen Einwohner nähren, was ihnen

schwer genug werden soll. In tausend Jahren ist die Volksmasse auf eine ganz ungeheure Zahl angewachsen, ärger als die Heuschreckenschwärme des vergangenen Sommers.

Man sieht sich in der Geschichte um, ein Beispiel eines andern Volks zu finden, das eben so, wie dann gewiß unser Vaterland, an seiner Bevölkerung erstickt ist, und man findet keines. Entweder muß also das menschliche Geschlecht erst jetzt anfangen, sich in einem ganz andern Verhältniß zu mehren, als sonst, oder die Ursachen, warum in Preußen, Großbritannien, Frankreich und Nordamerika die Bevölkerung wächst, haben anderwärts noch früher gewirkt und zu wirken aufgehört; wie alles Menschliche, sind sie auf eine Zeit beschränkt, und heben endlich sich selbst auf.

Es ist widersprechend in sich selbst, daß das Menschengeschlecht erst jetzt einen beständigen Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen bekomme. Alle Geschlechter der Erde vermehren sich, manche sogar auf eine ungeheure Art; ja wenn sie fortdauern sollen, muß in ihnen die Kraft liegen, mehr zu produziren, als gewöhnlich untergeht, weil sonst zufällige Vermehrung der Bedingungen zum Untergehn, gleichzeitig mit zufälliger Verminderung der Propagation, sie vertilgen würde.

Der Mensch hat sich über den allergrößten Theil des Festlandes durch alle Klimate verbreitet. Sei er nun aus Einem einzigen Paar oder aus mehreren entsprungen: so ist gewiß, daß er sich im Laufe der Zeiten vermehrt hat. Bei der Schwäche seiner Prolifikationskraft verdankt er diese Vermehrung vorzüglich den Schutzmitteln zu seiner Erhaltung, also der Kunst.

Werfen

Werfen wir einen Blick auf die allmählige Entwickelung der Gesellschaft und ihre Folge, auf die Vermehrung des Menschengeschlechts: so springt recht in die Augen, daß diese Folge des Kulturzustandes und der Vermehrung der Erhaltungsmittel sei.

Ueberall, wo der Mensch sich durch Jagd und Fischerei ernährt, vermehrt er sich äußerst schlecht; in weiten Wüsten leben nur ein paar Wilde, feindlich unter sich, wenn sie Söhne verschiedener Stämme sind: reißende Thiere, die durch List ersetzen, was andere Thiere an Kraft und Schnelligkeit ihnen voraus haben. Das Hirtenleben, die diesem rohen Zustande zunächst stehende Entwickelungsstufe der Gesellschaft, vermehrt die Menschenzahl schon besser: der Mensch lernt Thiere seinem Willen unterwerfen und erleichtert sich so die Mittel zu seiner Subsistenz. Doch bedarf er noch großer Weidplätze für seine Heerden und anderer, wo er Futter für den Winter gewinnt: die Steppe nährt mehr Hirten, als die Wildbahn Jäger nährt, allein noch müssen sie weiten Raum um sich haben.

Zwingen sie endlich den Boden, ihrem Willen zu dienen, wie sie zuerst die Thiere zwangen: so zieht mit dem Eigenthum, zu welchem der Besitz von nun an geadelt wird, das Gesetz in die Hütten ein, und baut Städte, endlich Paläste und Tempel; die Kultur beginnt, und auf einmal mehrt sich das Volk ganz in anderm Verhältniß, als bisher.

Und wie die Gesellschaft fortschreitet, fährt die Bevölkerung zu wachsen fort. Zuerst ist der Eigenthümer nicht nur Herr des Bodens, den er baut, sondern auch aller, die er braucht, seinem Zweck zu dienen. Der Haus-

herr behandelt Frau und Kinder als Eigenthum, noch mehr seine Dienstleute; und zuerst sind nur wenig Herren, denen viele dienen. Die Dienenden vermehren sich schlecht: die Schwangere kann nicht so arbeiten, wie die Nicht-schwangere; schon darum sieht sie und ihr Herr die Schwangerschaft ungern. Das Säugen und Warten des Kindes muß über der Arbeit versäumt werden, und nur wenig Kinder, die der Herr und die Mutter als Last betrachten, kommen mit dem Leben davon. Je mehr aber die Sklavin zur Gattin wird, desto mehr Sorgfalt wird auf die Gebornen gewendet; die Freien mehren sich besser, als die Sklaven. Im Laufe der Jahrhunderte kommt es so weit, daß die Zahl der Freien der Sklavenzahl gleich wird, ja sie übersteigt. Dies war der Fall in den ersten Jahrhunderten unserer Aera, wo schon eine Menge Geschäfte, die sonst nur den Sklaven oblagen, von den Händen freier Menschen gefertigt wurden.

So lange jedoch die dienende Klasse und der Ackerbauer Sklaven sind, bleibt die Bevölkerung immer noch schwach; denn nirgend vermehrt sich der Sklave, wie der Freie. Endlich wird aus dem Haussklaven ein gegen Lohn dienender Freier, und somit thut die Bevölkerung einen merklichen Vorschritt. Die Familien mehren sich; die Gewerbe vervielfältigen sich; die Städte wachsen; noch nicht das Landvolk.

Auch dies reift aber im Laufe der Zeiten, zuerst zu persönlicher Freiheit, ohne Eigenthum. Es muß nachgewiesen werden können, daß schon diese Verbesserung des Zustandes Einfluß auf die Vermehrung des Landvolkes äußere.

Wird aber der Landmann freier Eigenthümer, so thut die Bevölkerungszunahme den Hauptschritt. Die Freiheit verwandelt die Hütte in ein Haus voll Freude und Leben. Wenn aber der Fortschritt der gesellschaftlichen Entwickelung so augenscheinlich die Vermehrung der Population bestimmt, so ist ja klar, daß nicht die physische Zeugungskraft, sondern deren Begünstigung durch die Kultur sie befördert. Dem Jäger, dem Hirten, fehlt die Zeugungskraft wahrhaftig nicht, noch ist er zur Enthaltsamkeit geneigt. Jäger- und Hirtenvölker werden freilich am Ende ganz von der Erde verschwinden, aber nie wird die Zeit kommen, wo alle Völker auf gleicher Stufe geselliger Entwickelung stehn.

Zu allen Zeiten haben sich aber die Menschen, bei gleich großer physischer Zeugungsfähigkeit, in einigen Gegenden vermehrt, in anderen vermindert, und in andern ist die Population auf derselben Stufe stehn geblieben. Dies ist historisch erweislich; und gerade dies ist auch jetzt der Fall. Ganze Staaten und Länder sowohl, als einzelne Städte und Gegenden, erfahren diese Veränderungen, und es ist kein Land, dessen Geschichte etwas höher hinaufreicht, von dem man nicht einzelne Orte nachweisen kann, deren Bevölkerung im Laufe der Zeit bedeutend zu- oder abgenommen habe. Forschen wir nach der Ursache dieser Veränderung, so stoßen wir überall, troß aller scheinbaren Verschiedenheit, auf dieselbe, und diese ist es demnach, welche das Maß der Bevölkerung bestimmt.

Der Mensch vermehrt und vermindert sich überall im Verhältniß der Mittel seiner Erhaltung, die ihm sein Wohnort darbeut.

In warmen, fruchtbaren Gegenden, besonders in der Nähe des Meeres, vermehrt er sich also am leichtesten; allein auch hier nur nach jenem Prinzip.

Neuholland hat das schönste Klima, den fruchtbarsten Boden, und ist doch nur von einer Handvoll Menschthieren bewohnt. Ungesellige Wilde, deren Kunsttrieb noch unentwickelt schlummert, außer in so fern er auf den Kampf mit den Thieren gerichtet ist, denen sie den Boden noch abgewinnen müssen, haben höchst unsichre, beschränkte Erhaltungsmittel, auch im herrlichsten Klima.

Je undankbarer der Boden, je rauher das Klima, desto weniger Erhaltungsmittel bietet die Natur dem Menschen dar; desto weniger also vermehrt er sich an solchen Orten. Es ist Bestimmung der Natur, daß die den Polen näher liegenden Länder, die Gebirge, Sandwüsten u. s. w. schwach bevölkert seyen.

Allein gerade die Schwierigkeit, die die Natur dem Menschen entgegensetzt, fordert ihn hie und da, im Laufe der Zeiten, zum Kampf auf, und er besteht ihn siegreich; er beweiset, daß die Kraft der Intelligenz höher ist, denn alle physische Hindernisse, wofern sie nicht plötzlich zerstören.

Daher sehen wir im Mittelalter in der Polar-Region eine reiche Hansestadt blühn, die bevölkert genug ist, um es mit den Czaren und den wilden Völkern aus Kasans Ebenen aufzunehmen. Der Handel von Nisnei-Nowgorod wurde geweckt, und vermehrte die Mittel zur Subsistenz. Da zog sich die Menschenmasse hin, wo sie bequem und leicht zu leben fand, bis endlich die erzwungene nordische Blüthe unter der bleiernen Hand des Despotismus wieder verschrumpfte.

Daher sehen wir in demselben Mittelalter, wo alles sinkt, was einst herrlich war, und rohe Barbarei, gegängelt von der List, alle Blüthen der Kultur in den Staub tritt, das gesellige Band auflöst und den Straßenraub zum vornehmsten Gewerbe erhebt, mitten im Meere, aus dem Schooß der Wellen, eine Stadt auftauchen, die mächtig und volkreich genug wird, um Konstantinopel zu erobern, und in der Reihe der Jahrhunderte fortblühend dem ganzen bewaffneten Europa siegreich die Spitze zu bieten.

Daher sehen wir in späterer Zeit aus Sümpfen, durch welche die Römer den Weg nicht fanden, wo einst Civilis menschenleere Bahnen durchschnitt, um die Sieger zu schrecken, einen Staat erblühn, der volkreich und mächtig genug ist, über ein halbes Jahrhundert lang der spanischen Macht furchtbar gegenüber zu treten, Englands Flotten zu schlagen und den Siegeslauf Ludwigs in seiner höchsten Herrlichkeit aufzuhalten, während es in Indien, in Afrika und in Amerika's verschiedenen Regionen große Reiche gründet.

Daher sehen wir noch heute in öde Gebirge, durch die des Menschen Fuß mit Mühe dringt, die nur dem Rind reiche Nahrung geben, aber des Ackerbauers Fleiß ohne Lohn lassen, den Gewerbfleiß dringen, und mit ihm die einst dünne Bevölkerung so wachsen, daß sie die der fruchtbaren Ebenen weit übertrifft, zwar auf Kosten der Kraft, Kühnheit und Körpergröße, die sonst den Bewohner des Gebirges auszeichnet, aber reich an Kunstfleiß und unermüdlich. Verweilen wir ein wenig bei diesem Beispiel der Gebirge, das mehr als alles zeigt, nicht die physische

Kraft, nicht die Ueberlegenheit der Prolifikation über die Mortalität befördern die Bevölkerung, sondern allein die Kultur.

Es ist nichts bekannter, als die ausgezeichnete Kraft und Stärke der Gebirgsbewohner, so lange sie noch ihr Hirtenleben fortsetzen. Dabei sind ihre einfachen Sitten, ihre Rechtlichkeit und Unschuld berühmt; überall da, wo der Mensch fern von Straßen wohnt und mit Fremden wenig verkehrt, ist er gut, einfach, tapfer, gesund und kräftig. Gleichwohl wurden die Alpen, wurden so viele andere Gebirge, Jahrtausende lang von solchen kräftigen Menschen bewohnt, und doch blieb die Bevölkerung schwach. Es fehlte diesen Menschen wahrhaftig nicht an Zeugungskraft, und sie lebten lange bei voller Gesundheit, aber dennoch blieben ihrer wenige, und der reife Jüngling suchte sein Brot im Auslande, in der Ebene, weil seine Berge ihm keines versprachen.

Da fand endlich, erst seit kurzer Zeit, die kaufmännische Spekulation willige Werkzeuge unter diesen guten, einfachen, fleißigen Menschen. Mädchen, die kaum ein Hemd hatten ihre Blöße zu decken, machten Blonden und Kanten zum Schmuck der Damen; Webereien entstanden, Bänder wurden für die halbe Welt gefertigt; Metallwaaren, Glaswaaren, musikalische Instrumente wurden gefertigt, alles wurde bereitet und in Ueberfluß hervorgebracht von den Händen des Gebirgsbewohners, der vor wenigen Jahren nicht den Namen, viel weniger den Gebrauch aller dieser Dinge kannte, und auf einmal wimmelt das Gebirge von Menschen; vier-, fünftausend Menschen, und noch mehr, wohnen hier auf einer Quadrat-

Meile beisammen, deren Boden nicht im Stande ist, den zehnten Theil dieser Zahl, bei aller Mühe seiner Bewohner zu ernähren. Was hat hier die Bevölkerung vermehrt? die physische Kraft der Bewohner? O nein! sie war nur groß, so lange ihrer wenig waren; jetzt sehen wir einen Haufen kleiner, kümmerlicher Figuren, deren Kinder rhachitisch sind, die an tausend Krankheiten leiden, die frühzeitig hinwelken, dies Gebirg beleben, und Kraft, Gesundheit, Einfalt der Sitten, Unschuld sind gewichen. Die Natur rächt sich dafür, daß ihr mehr Menschen aufgedrungen sind, als sie hier nähren wollte. Was hat sie ihr aufgedrungen? Die Leichtigkeit des Erwerbs und die Vermehrung der Mittel zu demselben.

Es liegt zwar in dem Menschen die Kraft, sich über das Verhältniß der Sterblichkeit hinaus zu vermehren; aber sie äußert sich nur wirksam, wo die Mittel zur Erhaltung der Gebornen, wo die Mittel zum Erwerb sich vermehren. Geschieht dies nicht, so wächst auch die Bevölkerung nicht, und vermindern sich die Erwerbsmittel, so sinkt auch die Volkszahl.

Die ganze Weltgeschichte zeugt für diese Behauptung. Es kommt dabei sehr wenig auf die Fruchtbarkeit des Bodens an; die herrlichsten Länder sind menschenleer geworden, und Sümpfe und Berge bevölkert. Sank die Kultur in diesen, so sank die Bevölkerung hier freilich noch schneller, als in fruchtbaren Ländern, denen der Gewerbfleiß den Rücken kehrte, aber auch diese verödeten endlich, wenn der Handel gehemmt, der Besitz unsicher und der Fleiß nicht belohnt wurde.

Im Römerreich waren Italien, Griechenland und

Kleinasien die Hauptprovinzen; Syrien und Aegypten wetteiferten mit ihnen. Nach Rom waren Antiochien und Alexandrien die größten Städte — nach den mäßigsten Berechnungen enthielt Antiochien zu Julians Zeit über eine Million Einwohner, und Alexandrien nicht viel weniger. Wir haben zwar keine genaue Bevölkerungslisten aus jenen Zeiten, allein im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, war Italien, nach höchster Wahrscheinlichkeit, so volkreich, als jetzt, Rom aber wenigstens zehnmal volkreicher. Im sechsten Jahrhundert, als Belisar und Totila um die leeren Ruinen der gefallenen Hauptstadt kämpften, krochen nur noch ein Paar hundert Bewohner aus den Winkeln ihrer Paläste hervor. Als die Lombarden sich festsetzten, als die Exarchen der Kaiser sich in einigen Städten behaupteten, war Italien ohne Zweifel sehr leer an Menschen. Wo waren sie hingekommen?

Wohin waren die Bewohner Griechenlands geschwunden, als sie es nicht länger gegen die türkischen Heere vertheidigen konnten? Dies herrliche Land, einst so mächtig — was ist es noch jetzt?

Kleinasien bestand einst aus sechs blühenden Königreichen, deren eins mächtig genug war, um funfzig Jahr mit Rom in seiner größten Herrlichkeit zu kämpfen. Noch im Mittelalter war es der Hauptsitz des mächtigen Reichs der Seldschucken. Wohin ist dies einst so mächtige Land gesunken? Was hat die Bevölkerung hier vertilgt?

Syrien und Aegypten, was sind sie gegen ehedem? Wo sind ihre Städte: ihr Palmyra, ihr Nisibis, ihr Alexandrien, ihr Antiochien und so viele andere berühmte Namen? In dürren Wüsten sucht die Karavane mit

Mühe die Steine auf, die von ihrer gesunkenen Herrlichkeit zeugen.

Was hat alle diese Millionen glücklicher Bewohner hinweggetilgt? — Unsicherheit des Besitzes und Mangel an Erwerb. Pest, Krieg sind fürchterliche Geisseln, aber sie gehn vorüber. Aber wo der Besitz nicht sicher ist, da hängt der Mensch an nichts, und wo er nichts erwerben kann, da geht er weg.

Wo was zu verdienen ist, da finden sich Menschen viel schneller, als das Uebergewicht der Gebornen über die Gestorbenen sie vermehren kann. Man denke an Sachsen! Im Jahre 1813 standen auf dem Boden dieses Landes, das zwei Millionen Einwohner nährte, eine Million Krieger; fünf große Schlachten wurden hier geschlagen, und drei dicht an den Gränzen. Pest begleitete den Krieg und Hunger, sein gewöhnlicher Gefährte. Größere Noth hat nie ein Volk erlitten, und dennoch — ist es entvölkert worden? Nein, es hat an Einwohnerzahl gegen frühere Zeit zugenommen.

Polen hat bei großer Fruchtbarkeit des Bodens, besonders in seinen südlichen Provinzen, seit 1000 Jahren an Volkszahl nachweislich nicht zu- nicht abgenommen. Warum? Weil der Sklave kein Eigenthum hat, weil der Erwerb mehr durch List, als durch Recht errungen und gesichert wird, weil nur wenig Abnehmer sind, die den Fleiß des Produzenten lohnen können, und weil dies immer so geblieben ist.

Wenn also in Frankreich, in England und in unserem Vaterlande die Bevölkerung zunimmt, so ist dies ein Zeichen, daß die Erwerbsquellen der Einwohner im Zunehmen sind.

Seit 38 Jahren ist die Bevölkerung des französischen Bodens um sechs bis sieben Millionen gewachsen. Wäre diese Zunahme bloße Folge der menschlichen Prolifikationskraft: so müßte wenigstens bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, als in welcher Zeit Frankreich mindestens keine größere innere Unruhe erlitten hat, als eben in diesen letzten 38 Jahren, die Bevölkerung stetig sich vermehrt haben. Wenn also jetzt ein Viertel der Bevölkerung von 1789 mehr lebt, so muß 1750 ein Viertel von der Bevölkerung von 1789 weniger gelebt haben. Damals gab es also nur 18 Millionen Franzosen. 1710 könnten also nur 13,500,000 Menschen; 1670 höchstens nur etwas über 9,000,000; 1630 nur 6,500,000 und zu Anfange der Regierung Heinrichs des Vierten nur höchstens 5 Millionen in Frankreich gelebt haben. Daraus würde folgen, daß zu Karls des Großen Zeit kaum so viel Menschen in Frankreich gelebt hätten, als jetzt in Neuseeland.

Wenn die Einwohner der preußischen Monarchie seit 12 Jahren um ein Zwölftel gewachsen sind, so waren die zu ihr gehörenden Länder vor 24 Jahren, also 1803, um ein Zwölftel schwächer bevölkert als 1815, und folglich enthielten sie 1801 höchstens 10 Millionen; dies würde auf 1786 etwa neun, und auf die Zeit des Regierungsantritts Friedrichs des Großen höchstens 7 Millionen geben. Rechnet man nun, was gar nicht der Fall ist, daß damals die Monarchie schon die Hälfte ihres dermaligen Areals besessen habe, mit 3½ Millionen Menschen, so hätten alle diese Länder zur Zeit der Reformation höchstens 500,000 Menschen ernährt.

Man sieht, daß der Kalkul rückwärts zum Absurden führt. Darum kann er auch nicht vorwärts fortgesetzt werden.

In Frankreich sind seit der Revolution, und troß derselben, mehr Menschen geworden, weil das Eigenthum eine der Bevölkerung günstigere Vertheilung erhielt, und für wenige Reiche, die größtentheils untergingen, viel bemittelte Abnehmer der Industrie entstanden. Wenn sich das Verhältniß der Produktion zum Absatz wird völlig ins Gleichgewicht gesetzt haben, wird die Bevölkerung nicht mehr so zunehmen.

In Preußen begann die Vermehrung der Volkszahl erst mit Friedrich dem Großen, der sich alle Mühe gab sie zu begünstigen, und daher eine Masse von Erwerbsquellen öffnete, die vor ihm niemand geahnet hatte. Er hinterließ sein Volk mehr als sechsmal reicher an Geld, als er es gefunden hatte: ob der Mann Staatswirthschaft verstand? — der jüngste unserer Auskultatoren wird ihm das Gegentheil beweisen.

Unter der jetzigen Regierung, und besonders seit 1815 ist sie gewachsen, weil die milde und gerechte Regierung das Volk überall freundlich und billig behandelt, besonders aber weil die Güterabtheilung die Menschen freier gemacht, jeden sein Eigenthum gesichert und eine Masse von kleinen Eigenthümern ins Daseyn gerufen hat. Der Ackerbau hat zwar an Ergiebigkeit sehr verloren, und Felder, deren Fruchtbarkeit gering ist, decken kaum noch die Bebauungskosten; doch kann jeder genießen, was er erbaut, und der Arbeitende verbringt nicht mehr seine Zeit im Herrendienst, wo sein Prinzip war, so wenig zu leisten, als möglich —

jede Kraft wird angestrengt, um zu gewinnen. Darum wächst die Produktion und mit ihr die Bevölkerung.

Industrie, die die Erhaltungsmittel des Menschen vervielfältigt und erleichtert, ist also die wahre Quelle der Vermehrung des Menschengeschlechts. Aus dieser unumstößlichen, von der ganzen Weltgeschichte eben so erwiesenen, als von der Vernunft erkannten Wahrheit folgt aber, daß bei großen Völkern schwerlich Uebervölkerung möglich sei, und nur einzelne Distrikte, besonders aber Städte, durch dieselbe leiden können.

Industrie kann entweder die Genußmittel des eigenen Volkes vervielfältigen, verschönern, erleichtern, oder sie kann vom Auslande gewinnen. Im erstern Fall gleicht sich die Zahl der Gewerbtreibenden nothwendig mit der Zahl derer aus, die durch Kultur des Bodens die Mittel gewinnen, zu zahlen. Die Industrie befördert auch den Ackerbau, doch nur zu gewisser Höhe: denn sobald die Kulturkosten den Ertrag des Bodens übersteigen, ist dieser nicht würdig, kultivirt zu werden. Man kann durch Auffindung andern Feuermaterials als Brennholz, große Waldflächen für den Ackerbau gewinnen; man kann Werkzeuge erfinden, diesen zu erleichtern; man kann Pflanzen kultiviren, die mehr eintragen, als Getreide; man kann auf diese Art, wenn man Kräfte hat, die Kultur des Bodens sehr erhöhen: allein man kann ihn nicht größer machen, wie er ist, und man kann nicht verhindern, daß schlechter Boden theurer zu bebauen ist, als guter. Folglich muß die Bodenkultur ein Maximum erreichen, über das vielleicht ein einzelner guter Kopf, der richtig spekulirt und seine arbeitenden Kräfte recht zweckmäßig zu be-

wegen weiß, hie und da hinausgehn kann, aber nie eine ganze Nation.

Folglich erreicht auch die Industrie eines Volkes, in so fern sie den Umtausch der Bedürfnisse im Innern begünstigt, ihr Maximum, und mit ihr auch die Bevölkerung. Die zeugenden Kräfte der Menschen bleiben dieselben; allein die Ehen werden erschwert durch die Schwierigkeit, eine Familie zu ernähren, und somit werden weniger Menschen geboren, da die außereheliche Zeugung überall nur eine sehr unbedeutende Quelle der Volkszunahme ist.

Gewinnt die Industrie vom Auslande, so hat sie auf die Bevölkerung verschiedenen Einfluß, je nachdem ihr Gewinn mehr oder weniger sicher ist. Vorzüglich sind folgende Fälle zu unterscheiden.

1) Ein Volk produzirt Waare, die nirgends anders produzirt werden kann, und die dennoch dem Auslande unentbehrlich ist, wie z. B. die französischen Weine, der chinesische Thee, der westindische Kaffee. Solcher unverlierbarer Schatz sichert die Wohlfahrt einer Nation mehr, denn Alles. Kommt noch hinzu, daß ein solches Land bequeme Häfen zum Weltverkehr, daß es innere Schifffahrt und gute Straßen hat, daß es gute natürliche Gränzen hat, und zahlreich genug ist, um nicht vom Auslande leicht unterjocht werden zu können: so ist sein Flor, die Zunahme seiner Kraft und Bevölkerung, beinahe unendlich und sicher. Darum möchte ich Frankreich, wo sich alle diese Bedingungen vereinigen, das erste Land der Erde nennen, und es gehören grobe Fehler seiner Regierung dazu, sein Glück auf eine Weile zu verdunkeln.

2) Ein Volk produzirt Waare, die das Ausland auch produziren könnte, aber entweder aus Mangel an Industrie, oder aus Mangel an Betriebskapital, nicht produzirt. Hierher gehören alle Fabrikate, die danach zu unterscheiden sind, ob das rohe Material zu denselben im Lande gewonnen, oder vom Auslande zugeführt wird. Ist das rohe Material inländisch, und anderswo entweder gar nicht, oder doch nicht in gleicher Güte zu erzeugen: so steht ein solches Fabrikat dem nahe, wenn der Boden Schätze produzirt, die allen unentbehrlich sind, und der National-Reichthum, mithin auch die Zunahme der Bevölkerung eines solchen Staates, ist kaum zu berechnen; sie beruht auf der Quantität des Bedürfens des Auslandes.

Kann das rohe Material auch anderwärts gewonnen werden, so steht schon die Fabrikation weniger sicher; am unsichersten steht sie, wenn das Material vom Auslande bezogen wird, wie z. B. für die englischen Kattunfabriken die Baumwolle.

Hier ist nun Gefahr der Ueberbevölkerung möglich. Es kann nämlich die Fabrikation in einem Lande lange Zeit blühen und sich erhalten, und dadurch eine große Bevölkerung entstehn, bis endlich auf einmal oder allmählig das Ausland der produzirten Waaren nicht länger bedarf, wovon die Ursachen sehr mannichfaltig seyn können. Dann ist auf einmal eine Masse unbeschäftigter Menschen da, die dem Staate lästig, ja gefährlich werden kann. Die Weisheit der Regierung eines solchen Volks muß seyn, so gut als möglich zu verhüten, daß die Nachfrage nach den Fabrikaten desselben aufhöre, und wenn es geschieht, die müssige Masse sogleich anders zu beschäftigen.

3) Ein Volk gewinnt bloß an Produkten des Auslandes, wie einst Holland, früher Venedig und Genua, die Hansestädte, noch früher Konstantinopel, in den ältesten Zeiten Tyrus, und andere Städte. Solcher Gewinn häuft sich mehrentheils sehr schnell, vermehrt daher die Erwerbsquellen an dem Orte, wo er sich häuft, unendlich, und bringt auf einzelne Punkte eine Volksmasse zusammen, die mit der Fähigkeit des Bodens, sie zu nähren, außer allem Verhältniß steht. Er täuscht daher mit dem Anschein blendenden Reichthums, ist aber der prekairste von allen, und kann durch eine Menge von Umständen schnell verloren gehn. Hier kann die Gefahr der Ueberbevölkerung drohend werden. Städte, die von ihrer Höhe plötzlich gesunken sind, waren meist solche Handelsplätze, die eine Zeit lang, durch Umstände begünstigt, große Geschäfte machten, aber sich auf ihrer Höhe nicht erhalten konnten; außer diesen hat dies Schicksal nur Hauptstädte großer Reiche getroffen, die der Krieg oder das Unglück von ihrer Höhe herabstieß. In beiden verrinnt die Bevölkerung mehr oder weniger schnell, je nachdem der Handel oder die Macht mehr oder weniger schnell ihnen entfällt. Das Elend der Brotlosen wird aber hier nicht so groß, als in Fabrikorten, wo der Arbeiter nichts weiter zu machen weiß, als was er gelernt und eingeübt hat: der Handel beschäftigt nicht so einseitig, als das Fabrikwesen, und die Volksmasse sucht und findet irgendwo andere Beschäftigung; einen Theil nehmen die großen Kapitalisten mit sich fort, die dann solche Orte verlassen, und gar leicht andere finden, wo sie ihre Kapitale wieder thätig machen können.

Alle Fortschritte der Kultur befördern die Population, obgleich nicht immer sichtbar und ins Unendliche. So lange der Mensch durch Menschenkräfte allein produzirt, gewinnt er weniger, als wenn er die Kräfte der Thiere benutzt; und noch weit mehr gewinnt er, wenn er Maschinen benutzen lernt. Gleichwohl ist die erste Wirkung des Benutzens der thierischen, und noch weit mehr der Maschinen-Kräfte, daß eine Menge Menschen ihre gewohnte Beschäftigung verliert, und dadurch ihren Erwerb. Allein indem das Geschäft selbst gewinnt, finden die brotlos gewordenen Menschen bald wieder andere Arbeit, und es werden nicht mehr edle Kräfte für niedere, rein mechanische Zwecke verwendet, wodurch die Kraftentwickelung selbst befördert wird.

Als die Mühlen noch nicht erfunden waren, mußte das Getreide mit der Menschenhand zerrieben werden. Nach und nach entstanden Roß-, Wasser-, Wind- und endlich Dampfmühlen, deren Eine die Arbeit von tausend Menschen in derselben Zeit verrichtet. Ist es kein Vortheil, daß diese tausend Menschen jetzt was besseres thun können, als Körner zwischen Steinen reiben?

Die Kultur, der Kunstfleiß eines Volks, mithin die Zunahme desselben kann sich entweder im Wachsen oder im Stillstand, oder in Verminderung befinden; letztere kann durch plötzliche Hemmung bewirkt werden, oder allmählig einreißen. So lange sie wächst, ist das Volk jugendlich stark, aber es kann nicht immer so bleiben. Denn es kann entweder nur in seiner inneren Ausbildung, oder nach Außen wachsen: seine innere Ausbildung aber muß ihren Kulminationspunkt erreichen, wenn Ackerbau und

Ge-

Gewerbe sich wechselseitig ins Gleichgewicht gesetzt haben. Wachsthum nach außen muß, noch viel gewisser, endlich auch Widerstand von außen finden; und da jede Kraft durch zu große Ausdehnung ihrer Wirkungssphäre schwächer wird, so überwindet sie endlich irgend ein Widerstand, auf den sie trifft. Solchergestalt folgt aus der Kraftentwickelung selbst, daß sie ihre Gränze haben muß, eben so wie aus dem Wachsthum des Körpers folgt, daß er endlich nicht mehr wächst. Und wie jeder Körper verfällt, so auch jeder Staat. Er kann plötzlich sterben durch Krieg, Empörung und dergleichen; aber auch der stärkste muß endlich vor Alter sterben. Dies tritt ein, wenn die Besitzenden und Erwerbenden zu reich werden, um noch zur Arbeit Lust zu behalten. Sie lassen Andere für sich arbeiten, und je tiefer diese unter den trägen Genießenden stehn, desto feindseliger werden sie auch gegen sie wirken. Wo aber die Bürger kraftlos und die Unterdrückten feindlich sind, da bedarf es nur eines Stoßes, um den Staat aufzulösen.

Doch solche Betrachtungen würden uns beim weiterm Verfolge vom Ziele abführen.

Hier kam es nur darauf an, zu beweisen, daß die Menschenmasse nicht in stetiger Progression fortwachse, so lange, bis sie sich selbst erstickt, wie zu dicht gesäete Waldbäume die schwächeren Wuchses ausdorren. Es liegt zwar im menschlichen Geschlechte die Fähigkeit, sich über sein Mortalitäts-Verhältniß hinaus zu vermehren; und diese mußte es haben, wenn es allewege auf Erden bestehen sollte. Indessen hat es sie weniger, als alle andre lebendige Geschlechter der Erde, und so wenig, als sich

irgend eins, und wären es die Häringe, wovon Ein Paar in Einem Jahre 300,000 erzeugt, bisher auf lange Zeit zum Uebermaße angehäuft hat: so wenig kann das auch beim menschlichen Geschlechte der Fall seyn. Die Geschichte kennt davon kein Beispiel; sie lehrt uns, daß Handel und Industrie die Bevölkerung gemehrt, daß sie sie zuweilen auf einzelne Punkte gehäuft, und dadurch Ueberbevölkerung hervorgebracht haben, aber nicht, daß ganze Völker durch sie hypertrophisch untergegangen sind.

Neumann.

Andeutungen
über
Staatsbuchhaltung.

Jede Buch- und Rechnungsführung des gemeinen Lebens hat es ohne Ausnahme mit dem Gegeneinanderhalten und Vergleichen — dem sogenannten Balanziren — entgegengesetzter Größen zu thun, die in dem Austausch gesellschaftlicher Arbeiten ihren Grund haben.

Der Mensch wird nämlich eben so mit unendlichen Anlagen oder Talenten geboren, als die Natur in Grund und Boden, und den in, auf und über demselben befindlichen Kräften und Erzeugnissen, ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit von Stoffen dargeboten hat. Die Beschränktheit des Einzelnen erlaubt ihm aber eben so wenig, alle jene Anlagen und Talente bei sich auszubilden, als alle jene Stoffe zur Weiterverarbeitung zu benutzen. Vielmehr vermag der Einzelne nur eine und die andere Anlage bei sich zur Ausbildung zu bringen, nur auf einzelne Stoffe sein Talent und seine individuelle Menschenkraft einwirken zu lassen. Indem aber auf solche Weise die schaffende Kraft des einzelnen Menschen und seine Produktions- und Erwerbungs-Fähigkeit äußerst beschränkt und einseitig sind, auf der andern Seite dagegen seine Bedürfnisse theils zum Lebensunterhalt, theils zum erhöheten Lebensgenuß sich sehr weit erstrecken, ent-

steht eben jener gegenseitige Austausch gesellschaftlicher Arbeiten, der, wie gesagt, den Grund aller Buch- und Rechnungsführung des bürgerlichen Lebens ausmacht.

Ein Jeder muß nämlich zuvörderst durch eigene Kraft erwerben, oder durch Geschenk, Erbschaft oder auf irgend eine andere Weise zum Besitz von Resultaten gesellschaftlicher Arbeit gelangen, die er demnächst wieder zum Eintausch anderer ihm nothwendigen oder angenehmen Gegenstände des Lebens hinzugeben im Stande ist.

Die Darstellung des Verhältnisses dieses gegenseitigen Austausches durch das symbolische Zeichen der Zahl, macht aber das Wesen der bürgerlichen Buch- und Rechnungsführung aus. Ohne Ausnahme kommt es dabei, wie gesagt, auf das Gegeneinanderhalten (Balanziren) zweier Größen, der Empfangnahme und Gegenleistung gesellschaftlicher Arbeiten an, theils um bloß zur Uebersicht dieses Austausches zu gelangen, theils aber auch sehr häufig mit dem Nebenzwecke, um in dieser Darstellung, und durch dies Gegeneinanderhalten zugleich die Mittel zu entdecken, mit so wenig eigener Arbeit wie möglich, so viel der Arbeit anderer, als möglich, einzutauschen (Gewinn zu machen), oder wenigstens zu verhüten, daß für geleistete Arbeit von unserer Seite nicht ein geringeres Werths-Quantum von andern erlangt werde, und mithin Verlust entstehe.

Von selbst ist bei diesem Austausch klar, daß überall, und in allen den Fällen, wo nicht ein bloßes Verschenken Statt findet, d. h. gesellschaftliche Arbeit oder deren Resultat in irgend einer Art geleistet oder an Andere ausgeliefert wird, ohne die Absicht zu haben, Gegendienste

oder Gegenarbeiten dafür geleistet zu erhalten, sondern, wo eine wirkliche Auslieferung (Ausgabe) oder vielmehr Austausch von gesellschaftlicher Arbeit vor sich geht — auch jedesmal eine Einnahme erlangt werden muß. Wiewohl durch eine seltsame und nur zu allgemeine Begriffsverwirrung, da das Fabrikat oder die Waare des Geldes bekanntlich das Hauptausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit ausmacht, und mithin für Geldwaare sofort jedes beliebige Arbeits-Resultat eingetauscht, jeder Arbeitsdienst von andern erlangt werden kann, auch der Werth aller gesellschaftlichen Arbeit gewöhnlich auf Geld reduzirt wird, von Vielen und fast überall im gemeinen Leben die Sache so angesehen wird, daß zwar jedesmal, so oft Jemand Geld ausgiebt, eine wirkliche Ausgabe Statt finde, aber nicht unter allen Umständen — den Fall des Verschenkens ausgenommen — auch gegenseitig eine Einnahme oder vielmehr eine Empfangsnahme von Gegendiensten oder Gegenarbeit vorhanden sei.

Denn, wie viele haben zur vollen Anschauung bei sich gebracht, daß z. B. für die Arbeit, welche die Erwerbung des Thalers ihnen verursacht hat, den sie auf den Ankauf eines Billets zur großen Oper verwenden, und dessen Entäußerung fast Jedermann als eine reine Ausgabe betrachtet, ihnen in der That eine große Masse gesellschaftlicher Gegenarbeit zu Theil wird, und also eine reichliche Gegeneinnahme dafür Statt findet, die, streng genommen, ebenfalls zu Buche gebracht, und für den hingegebenen Thaler in Gegenrechnung gestellt werden sollte?

Es ist kaum glaublich, zu wie vielen unrichtigen

Ansichten, namentlich auch in der Staats-Verwaltung, und dem über dieselbe geführten Rechnungswesen, dieser Irrwahn, daß nämlich, wo Geld ausgegeben werde, zwar allezeit eine vorzugsweise sogenannte Ausgabe, aber nicht gegentheils dafür auch jedesmal eine Gegeneinnahme, oder vielmehr Gegenempfangnahme Statt finde, die Veranlassung gegeben hat!

Doch untersuchen wir zunächst, ob es sich im Allgemeinen mit der sogenannten Staatsbuchhaltung auf gleiche Weise verhalte, wie mit der Buchführung des gemeinen Lebens. Erstlich bedarf es keines tiefen Nachdenkens, um zu finden, daß der Gegenstand der Staats-Buchhaltung ebenfalls das Gegeneinanderhalten gesellschaftlicher Arbeiten ausmacht. Denn, was sind zuletzt die sogenannten Staats-Einnahmen und Ausgaben, in ihre Elemente aufgelöst, anders, als gesellschaftliche Arbeit, indem nämlich ein jeder, der in einem Staate selbstständig lebt, und vorzugsweise ein jeder Staatsbürger, verpflichtet ist, einen Theil, des durch seine individuelle Kraft Erworbenen herzugeben, um durch die Regierung diejenigen allgemeinen Arbeiten ausführbar zu machen, welche das Bestehen des ganzen Staats-Vereins erfordern?

Die Regierung erscheint hierbei bloß als Depositair und Verwalter dieser von den einzelnen Staats-Bürgern hergegebenen Arbeiten, oder vielmehr Arbeits-Resultate. Sie nimmt solche in Empfang, auf welche Weise sie auch geleistet werden mögen, ob unter der Benennung von Steuern und Abgaben in der Gestalt von baarem Gelde und Naturalien, die bloß als die Resultate vorhergegangener Arbeit erscheinen; oder ob selbst

durch wirklich verrichtete Dienste (in welchem Falle freilich die Empfangnahme auf eine von den vorigen beiden Arten ganz verschiedene Weise gedacht werden muß) und hat die Verpflichtung auf sich, diese sämmtlichen Arbeiten der Einzelnen, oder das dafür in Naturalien oder Geld bei ihr deponirte Resultat derselben, also sämmtliche Regierungs-Einnahmen wieder zur Ausführung und Remunerirung derjenigen Arbeiten und Dienstleistungen anzuwenden, oder zu verausgaben, welche das Bestehen und das Wohl des ganzen Staats erfordern.

Empfangnahme und Gegenleistung, oder wie man es gewöhnlich, wiewohl mit viel weniger bestimmten Begriffsbezeichnungen, nennt, Einnahme und Ausgabe, findet also allerdings bei der Staatsbuchhaltung auf gleiche Weise Statt, wie bei der des bürgerlichen Geschäftslebens. Beide haben auch zum Zweck, durch die Zahl zunächst zur Uebersicht und Balanze dieser beiden Größen zu gelangen.

Aber bei Fortsetzung der Vergleichung findet sich bald eine auffallende Verschiedenheit.

Bei dem Privatmann muß nämlich, sobald er nicht in wenigen einzelnen Fällen, ebenfalls bloß als Depositär oder Verwalter von fremdem Vermögen erscheint, ehe ein Austausch und mit demselben eine Ausgabe Statt finden soll, zuvor die eigene Kraftanstrengung und mit ihr der Erwerb vorangegangen seyn. Es muß erst in irgend einer Art etwas erworben, etwas erarbeitet seyn, oder mindestens die Ausbildung eines Talents oder einer Anlage (geistiger Erwerb) Statt gefunden haben, ehe ein Austausch überhaupt, oder gar ein Austausch mit Gewinn

vor sich gehen kann, und Buch- und Rechnungsführung hat, wie gesagt, in den meisten Fällen, wo sie im bürgerlichen Leben angewendet wird, nicht bloß zum Zweck, Uebersicht und Ordnung in diesen gegenseitigen Austausch zu bringen, sondern zugleich die Mittel an die Hand zu geben, wie dieser Austausch mit dem größtmöglichen Vortheil, wenigstens ohne allen Nachtheil, bewirkt werden kann.

Ganz anders aber mit der Staatsbuchhaltung und Rechnungslegung!

Die Regierung ist, wie gesagt, bloßer Depositär der bei ihr von sämmtlichen Staats-Mitgliedern, dem Regierungs-Oberhaupte sowohl, wie dem Bettler — denn auch letzterer entrichtet von jedem Dreier-Brod, das er sich von dem ihm gewordenen Allmosen erkauft, seine Steuern — eingehenden, und ihr anvertrauten Gaben.

Nicht ihr eigener Erwerb geht hier voran, so wenig wie die Absicht seyn kann, die eingehenden Gelder, Naturalien und geleisteten Dienste, zur Erlangung eigentlichen Gewinns, nach Art des Kaufmanns, oder jeden andern Privatmannes zu benutzen; sondern es sollen diese bloß die Mittel an die Hand geben, diejenigen Arbeiten auszuführen, und diejenigen Dienste zu renumeriren, welche das Bestehen und die Wohlfahrt des ganzen Gesellschafts-Vereins erfordern.

Bei Verwaltung des Staats kann also nie, wie bei Verwaltung des Hauswesens, die erste Frage seyn:

was besitze ich Erworbenes, um damit einzutauschen, und, wo möglich, mit Vortheil einzutauschen?

sondern:

was brauche ich als Staatshaushalter, oder vielmehr, welche Arbeiten müssen ausgeführt, welche Dienste geleistet werden, um die Existenz des ganzen gesellschaftlichen Vereins, Staat genannt, zu sichern und zu kräftigen?

hiernächst:

welche Mittel oder Kräfte stehn der Regierung zur Erlangung dieses Zwecks zu Gebote?

Drittens:

wie sind diese Mittel und Kräfte wirklich benutzt, so weit die Regierung, als leitendes und ordnendes Prinzip des Ganzen, sich solche angeeignet hat; was ist damit geschehen, dadurch geleistet?

In Beantwortung dieser drei Fragen, und zwar in bestimmter, anschaulicher Darlegung durch die Zahl, soweit solches durch selbige möglich ist, löset sich zuletzt das ganze Wesen der Staatsbuchhaltung und Rechnungsführung, in ihren drei Zweigen, als:

1) Aufstellung des großen allgemeinen Ausgabe-Etats,
2) Feststellung des Etats der Einnahmen,
3) vorzugsweise sogenannter Buchhaltung und Rechnungsführung, auf.

Von einem ganz andern Anfangspunkte ausgehend, als die Buchführung des bürgerlichen Lebens, hat sie zwar mit dieser den Zweck gemein, Ordnung und Uebersicht in das zu verwaltende Geschäft zu bringen; aber großartiger in ihrem ganzen Wesen, giebt sie durchaus nicht zum Mittel kleinlicher oder großer Plusmacherei (Profitmachens) sich her, sondern hält, und namentlich in ihrem dritten Zweige, unverrückt ihr letztes großes Ziel im Auge:

Rechenschaft zu geben von Benutzung der Volkskraft — der geistigen Intelligenz wie des physischen Besitzthums — zum allgemeinen Staatswohl.

Es wäre vielleicht zu wünschen, daß man bei der Staats-Verwaltung überall diese hier angedeuteten Ideen recht klar zur Anschauung gebracht, und vor allen Dingen sich allezeit den Satz recht lebhaft vor Augen gestellt hätte, daß die Regierung nur Depositär der bei ihr eingehenden Gaben, und also in dieser Hinsicht, als Verwalter derselben, himmelweit von dem einzelnen Privatmanne unterschieden sei. Für diesen zieht allerdings jede wahre Ausgabe, d. h. sofern dadurch nicht ein anderes Arbeits-Resultat von gleichem oder gar höherm Werthe, bleibend eingetauscht wird, eine Verminderung dessen, was man gemeinhin Vermögen oder Besitzthum nennt, nach sich. Nicht so aber mit den sogenannten Staatsausgaben, deren Bestimmung keine andere ist, als zu allgemeinen Staatszwecken, oder zu dem, was das äußere wie das innere Wohl des ganzen Gesellschafts-Vereins erfordert, verwendet zu werden, die also auf der einen Seite zwar dem Vermögen der Staatsbürger entzogen werden, auf der andern Seite aber durch das Medium der Regierung dahin wieder zurückströmen, wo also, den Fall der Vergeudung und fremdartiger Verwendung ausgenommen, für das Vermögen im Allgemeinen niemals eine Vermehrung oder Verminderung denkbar ist.

Hätte man sich diesen Satz allezeit recht klar gedacht, niemals würde man wohl auf die Idee gerathen seyn, der Noth eines Staats durch sogenannte Ersparun-

gen oder durch Verminderung der Staatsausgaben abzuhelfen.

Der Verfasser wünscht hierin um alles nicht mißverstanden zu werden.

Fern sei es von ihm, hiermit behaupten zu wollen, als sei es gleichgültig, auf welche Weise die von den Staatsbürgern aufgebrachten Abgaben durch die Regierung zu den Staatsbürgern zurückkehren, oder ob sie überhaupt dahin wieder zurückkehren, oder auch nur zum allgemeinen Besten verwendet werden.

Wie könnte es ihm in den Sinn kommen, eine dergleichen Vergeudung der Staatseinnahmen, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möchte — und Statt finden würde sie immer da, wo jene, von sämmtlichen einzelnen Staatsbürgern geleisteten Regierungs-Einnahmen nicht zu den zum Bestehen und zum Wohl des ganzen Staats erforderlichen allgemeinen Arbeiten verwendet, sondern zu fremdartigen Zwecken benutzt, oder wohl gar einseitig zur Bereicherung und zum Wohlleben einzelner begünstigter Personen, Städte oder Provinzen angewendet würden — gut zu heißen!

Aber klar ist auf der andern Seite doch auch so viel, daß durch sogenannte Ersparungen, in so fern darunter bloß Beschränkungen der Staats- oder Regierungs-Ausgaben verstanden werden, nie der Zweck von Abhelfung irgend einer wahren oder vermeintlichen Staatsnoth, oder gar Förderung des Staatswohls erreicht werden kann.

Zwar ist bekannt, wie jetzt die Klagen über schlechte Zeiten ziemlich allgemein sind.

Löset man indessen diese allgemeinen Klagen in ihre

Elemente auf, so dürfte sich der letzte Grund derselben bald in dem Umstande entdecken, daß die schaffende Kraft der Bewohner aller der Staaten, in denen jene Klagen ertönen, größer ist, als die verzehrende, mit andern Worten, daß man mehr zu erarbeiten, mehr zu produziren und zu fabriziren im Stande ist, als der Bedarf erfordert, und als Käufer und Abnehmer, mit einem Wort: Verwender und Verbraucher der vorhandenen Kräfte und Stoffe vorhanden sind.

Wie widersprechend erscheint es nun, wenn bei dem schon vorhandenen Mangel an Gelegenheit zur Anwendung und zum Verbrauch der vorhandenen Kräfte und materiellen Stoffe, also bei einem Ueberfluß von geistiger wie physischer Volks- oder Staatskraft, auch noch die Regierung ihren Bedarf an Kräften und Arbeit beschränken will, statt daß sie mit allem Eifer bemüht seyn sollte, von der überflüssigen Kraft so viel als möglich an sich zu ziehen, um ihr für das allgemeine Wohl Spielraum und Anwendung zu geben!

Will man aber hierbei bloß auf das Geld sehen, was würde es verschlagen, oder welches Unglück würde daraus entstehen (da das Geld, seiner Natur nach, namentlich für die Regierung, nie etwas anders, als Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit seyn kann), wenn — so fern solches möglich wäre — eine Regierung Mittel und Wege ausfindig zu machen wüßte, alles Geld im Staate Jahr aus Jahr ein in ihre Kassen, und nicht Einmal, sondern selbst mehrmals zu ziehen, und eben so oft rasch wieder in alle Theile des Reichs, für die dem allgemeinen Staatswohl geleisteten Arbeiten aus-

strömen zu lassen, und auf diese Weise Leben und Thätigkeit überall zu verbreiten, und neue Kräfte zu wecken?

Aber darin eben besteht die große Aufgabe: in alle Theile des Reichs gleichmäßig ausströmen zu lassen, oder mit andern Worten: die für das allgemeine Wohl Seitens der Regierung in Anspruch genommenen Kraft- und Vermögensantheile der Einzelnen, auch wirklich für das Gedeihen aller Staatsantheile und ihrer Bewohner ebenmäßig zu verwenden: eine Aufgabe, die z. B. ein Friedrich der Große herrlich zu lösen verstand, während Schach Gebal, dieser aus Wielands goldenem Spiegel bekannte Sultan (um hier nicht ein Beispiel aus der Wirklichkeit herzunehmen) sich in dieser Beziehung als den wahren Antipoden bewieß, und wo es vielleicht nichts weiter, als der Anführung dieser Namen bedarf, um zu erläutern, was der Verfasser unter dem gleichmäßigen Ausströmen in alle Theile des Reichs versteht.

Während nämlich ein Friedrich von den ihm jährlich ausgesetzten 1,200,000 Thalern nie über 220,000 Thaler zu seinem eigenen Erforderniß verwendete, und mithin in seiner nächsten Umgebung nur einen geringen Theil der von den Unterthanen aufgebrachten Steuern und Abgaben zurückbehielt, flossen dagegen nicht nur alle diejenigen Summen, welche theils als Remunerirung der für die Zivilverwaltung in den verschiedenen Provinzen angesetzten Kollegien und Beamten, theils dazu erforderlich waren, um das zum Schutz des Staats nothwendige und durch alle Provinzen wohlvertheilte Heer für seine Dienstleistungen zu besolden, zu bekleiden, zu verproviantiren und mit Waffen zu versehen, in die Zirkulation des Reichs zurück;

sondern es wurden außerdem alljährlich Millionen verwendet, um in den verschiedenen Provinzen große Distrikte Landes urbar zu machen und ganze Strecken Moorgrundes in ergiebiges Ackerland, oder in Heerden nährende Wiesen umzuschaffen, um Fabrikunternehmer und Manufakturisten zu unterstützen und zu ermuntern, zerstörte Dörfer und Städte wieder herzustellen oder neue anzulegen, mit einem Worte, Industrie und Thätigkeit überall zu wecken und Wohlstand und Zufriedenheit unter sämmtliche Unterthanen zu verbreiten, und möglichst genau allen Ländertheilen Ersatz zu geben für die Anstrengungen, welche die einzelnen Bewohner derselben von ihrem Privatvermögen, in der Gestalt von Abgaben und andern Verrichtungen, der Regierung zur Verwendung für das allgemeine Beste zu leisten verpflichtet waren, und ihnen auf solche Weise gerecht zu werden.

Wie verfuhr dagegen Schach Gebal?

Allerdings ließ auch er es nicht daran fehlen, die von seinen Unterthanen beigetriebenen Steuern und Abgaben aus seinen Kassen wieder ausströmen zu lassen, da Freigebigkeit eben so, als Sinn für das Große, zu seinen Tugenden gehörten. Aber in welchem engen Kreise und nach welcher einseitigen Richtung, bewegten sich diese Geldausflüsse!

Da er nämlich die Mühe sich nicht nehmen wollte, zu untersuchen, wer von seinen Unterthanen an seinen Wohlthaten das meiste Recht haben möchte, und ihm nie klar geworden war, daß Gerechtigkeit von seiner Seite strenge Gegenleistungen fordere; so wurden nicht die Darbringer der Gaben und Dienstleistungen durch allgemein

wohlthätige und für den ganzen Staat nützliche Ausführungen für ihre, angeblich zum Besten des Landes gemachten Kraftanstrengungen entschädigt; sondern es wurden durch sogenannte Gnadenbezeugungen zunächst einzelne Günstlinge und überhaupt diejenigen bereichert, die um seine Person sich befanden, und in der Kunst zu schmeicheln die geübtesten waren.

Eben so verhielt es sich mit seinen übrigen Ausgaben. Unstreitig war sein Hof der prächtigste in Asien. Er hatte die besten Tänzerinnen, die besten Gaukler, die besten Jagdpferde, die besten Köche, die witzigsten Hofnarren, die schönsten Pagen und Sklavinnen, die größten Trabanten und die kleinsten Zwerge. Um seinem Sinn für das Schöne und Große Genüge zu thun, wurde eine seiner schönsten Provinzen zur Einöde gemacht, indem Tausende von Menschen ihre Zeit und Kräfte anstrengen mußten, um dagegen eine Wildniß, die allen Anstrengungen der Kunst Trotz zu bieten schien, in eine bezaubernde Gegend zu verwandeln. Berge wurden versetzt, Flüsse abgeleitet und unzählige Hände von nützlichern Arbeiten weggenommen, um diesen Plan auszuführen. Allerdings kamen Fremde aus allen Gegenden der Erde, dies Wunder der Welt anzustaunen; aber ihr Weg ging durch übel angebaute und entvölkerte Provinzen, durch Städte, deren Mauern einzufallen drohten, auf deren Gassen Gerippe von Pferden graseten, und worin die Wohnungen den Ruinen einer ehemaligen Stadt, die Einwohner Gespenstern glichen, die in diesen verödeten Mauern spukten; aus keinem andern Grunde, als weil aller nährende und belebende Stoff ihnen entzogen, zwar dem Mittelpunkte der Regie-

rung zuströmte, aber von diesem, durch keine neuen Ideen bereichert, und in allgemein wohlthätigen Nahrungs- und Kräftigungsstoff umgewandelt, ebenmäßig bis zu den entferntesten Theilen des Reichs wieder zurückgeführt wurde.

Es werden diese Beispiele vielleicht hinreichen, um zu erläutern, was der Verfasser unter dem gleichmäßigen Ausströmen in alle Theile des Reichs verstanden wissen will, ohne daß es einer weitern Erläuterung hierüber bedürfen möchte.

Sollte man nun aber den oben aufgestellten anderweitigen Satz antasten wollen, daß nämlich bei einem Staatshaushalt allezeit die Ausmittelung des Bedürfnisses die erste Sorge seyn müsse, und vielleicht selbst aus der Erfahrung zu beweisen suchen, daß auch in einer Staatsverwaltung die Einnahme, oder die von sämmtlichen Staatsbürgern für das allgemeine Staatswohl zu leistenden Dienste und Arbeiten nicht nach dem Bedürfniß, sondern letzteres sich nach jenem richten müsse: so glaubt der Verfasser dreist die Behauptung aufstellen zu können, daß wenn in Wahrheit ein Gesellschaftsverein die Obenanstellung der Frage: was erfordert die Erhaltung und Beförderung des Staatswohls? nicht vertragen sollte, man ohne weiteres berechtigt ist, einem solchen die Würde und den Rang eines Staats abzusprechen. Denn, wie will ein Gesellschaftsverein auf den Namen eines freien und selbstständigen Staats Anspruch machen, wenn die geistigen Kräfte seiner Bewohner, und die ihm von der Natur verliehenen physischen Stoffe nicht ausreichen, vor allen Dingen das zu leisten, was die Sicherstellung und das Gedeihen des Ganzen erfordern? Einem solchen Vereine

wäre

wäre anzurathen, sich je eher je lieber einem größern Verbande anzuschließen, oder sich wenigstens in dessen Schutz zu begeben, ehe über kurz oder lang Gewalt ihn zur Unterwerfung zwingt.

Ein anderes ist es freilich da, wo, bei aller Geisteskraft der Staatsbürger und bei den reichsten Naturschätzen, dennoch fehlerhafte Regierungs-Einrichtungen nicht gestatten, das zu leisten und aufzubringen, was der Staatsbedarf erfordert, wie z. B. Frankreich, dies

„Land des Ruhms,

„das Paradies der Länder,"

vor der Revolution das Beispiel dazu liefert; oder wo Vergeudung an einzelne Personen, Stände, Gegenden und Städte, im oben angegebenen Sinn, einen Bedürfnißschlund öffnet, den kein National-Kraftaufwand zu füllen vermag.

Eben dies Frankreich giebt aber auch in seinen Finanzministern Turgot, Necker, Calonne den Beweis, daß, wenn einmal ein auf solche Weise jährlich regelmäßig wiederkehrendes, sogenanntes Defizit vorhanden ist, weder vorgeschlagene Ersparungen, und gingen sie am Ende noch weiter, als die Ersparungen des Ministers Laverdi, des vorletzten General-Kontrolleurs unter Ludwig dem Funfzehnten, der selbst den Schneider- und Lichter-Etat des Königs beschränkte (die von Friedrich dem Großen scherzweise sogenannte économie de bouts de chandelles), noch sonst irgend eine Finanz-Maßregel im Stande ist, die Regierung aus ihrer Verlegenheit zu reißen, sondern daß es dazu einer gänzlichen Neugestaltung des Regierungs-Organismus selbst bedarf.

Doch es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, so wie es selbst die enger gesteckten Gränzen desselben nicht gestatten, den in der Ueberschrift angegebenen Gegenstand vollständig aus-einander zu setzen, und namentlich die Ideen des Verfas-sers über die zweckmäßige Einrichtung einer vorzugs-weise sogenannten Zentralbuchhalterei im Mittel-punkt der ganzen Staatsverwaltung, wenn diese nach seiner Ueberzeugung diesen Namen wahrhaft verdienen soll, in ihrem ganzen Umfange darzulegen.

Daß indessen ein zweckmäßig organisirtes Rechnungs-wesen überhaupt, und besonders eine Zentral-Buchhalterei dringendes Bedürfniß sei, und namentlich letztere nicht bloß in sogenannten konstitutionellen Staaten, wo die öf-fentlichen Verhandlungen über finanzielle Gegenstände, und die den Volks-Repräsentanten abzulegende Rechenschaft der Verwaltung, vielleicht unausweichlich ihre Einrichtung for-dern, davon zeigen selbst die in rein monarchischen Staa-ten getroffenen Anordnungen.

Denn allerdings, wie unklar, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, muß die ganze Staatsverwaltung da seyn, wo es im Mittelpunkte derselben an einer Ein-richtung fehlt, die den Zustand des jedesmaligen Haus-halts, und zwar nicht, wie er sich nach Etats- und pro-jektirten Berechnungen — denn deren Unzuverlässigkeit ist nur zu bekannt — sondern in der Wirklichkeit stellt,

einfach und klar, ohne kleinliche Zahlenklaubereien, und ohne die irre führenden Begriffe von Brutto- und Netto-Einnahmen, die der große Mittelpunkt der Staatsbuchhaltung nicht kennt, und ohne den

Kram weitläuftiger, detaillirter Balanzen gegen projektirte Berechnungen und frühere Jahre, vielleicht gar angenommene Normal-Jahre, welche letztere Vergleichungen, weil es an einem sich stets gleich bleibenden Maßstabe fehlt, da das Geld einen solchen nicht gewährt, nie innere Wahrheit haben können, und größtentheils nur dazu dienen, viele Beamte zwecklos zu beschäftigen, und Zeit und Papier zu verschwenden, darlegt!

Ist im bürgerlichen Leben schon Buchhaltung und Rechnungsführung das einzige Mittel, um ein aus verschiedenen Theilen zusammengesetztes großes Gewerbe vor jeder Verwirrung zu schützen, um nicht nur das Ganze zu übersehen, sondern von dem fortwährenden harmonischen Zusammenhange desselben, in seinen einzelnen Theilen sich allezeit gehörig zu unterrichten, um alle Verhältnisse stets vor Augen zu haben, und manche oft sehr versteckte Mißverhältnisse, die sonst der Bemerkung so lange entgehen würden, bis sie, durch ihre verderblichen Folgen — aber dann zu spät — sich selbst offenbaren, immer bei Zeiten auszuspähen, damit ihnen bei Zeiten abgeholfen werden könne, ist, mit einem Worte, Buchhaltung und Rechnungsführung als die Seele solcher Geschäfte anzusehen: so muß dies noch viel mehr von dem bei weitem größeren Ganzen einer Staatsverwaltung gelten.

Doch es mag erlaubt seyn, diese Betrachtungen einstweilen hier zu schließen, und gegenwärtig nur noch einige Bemerkungen über die manchem Leser vielleicht auffallenden Worte, wonach die Ausdrücke Brutto- und Netto-Einnahme im Mittelpunkte der Staatsbuchhal-

tung angewendet, für unstatthaft erklärt wurden, hinzuzusetzen.

Man kann allerdings bei der Konsumtions-Steuer-Erhebung z. B., und andern ähnlichen, einzelnen Verwaltungszweigen von Brutto- und Netto-Einnahme sprechen, indem man unter der erstern diejenigen Summen versteht, die von den Staatsbürgern unmittelbar in die Kasse der Empfänger oder Erheber gezahlt werden; unter letzterer den Ueberschuß, der nach Abzug der sogenannten Erhebungskosten (Besoldung der Erheber, Kosten für Holz, Licht, Schreibmaterialien u. dergl.) übrig bleibt. Diesen Ausdruck aber auf die gesammten Staatseinnahmen, und namentlich im Mittelpunkt aller Buch- und Rechnungsführung, der vorzugsweise sogenannten Zentralbuchhalterei angewendet, giebt zu den irrigsten Ansichten und Schlüssen die Veranlassung.

Vom Mittelpunkte des Ganzen aus gesehen, giebt es nämlich weder Brutto noch Netto, sondern nur

auf der einen Seite:

von den Staatsbürgern geleistete Dienste und verrichtete Arbeiten (Staatsbürgerarbeit), an deren Statt größtentheils, wenn gleich nicht ausschließlich, unter dem Namen der Steuern und Abgaben, deren Stellvertreter, Geld, gezahlt wird;

auf der andern hinwiederum:

durch das Medium der Regierung, dafür geleistete Gegendienste (Regierungsarbeit).

Der Steuer-Empfänger ist nicht weniger Staatsbürger, wie der Fuhrmann, der z. B. eine Last Salz in die Magazine der Regierung fährt, und wie der Bauer, der den Acker bestellt.

Jener leistet dem Staate oder der Staatsgesellschaft so gut Dienste, indem er sich der Mühe unterzieht, die Steuern, welche z. B. der Landmann entrichtet, in Empfang zu nehmen, bei sich aufzubewahren, zu berechnen, und dann weiter abzuliefern, für welche Mühe er also remunerirt (besoldet) werden muß, wie der Fuhrmann seine Remuneration (Fuhrlohn) für jede Salzfuhre empfängt, und als der Landmann, in jedem wohleingerichteten Staate, nicht minder wichtige Dienste für seine Steuern geleistet erhält, also ebenfalls dafür remunerirt oder entschädigt wird, indem durch das Militär, das zum Theil von seinen Steuern besoldet wird, durch Justiz und Polizei, Armenanstalten, die davon unterhalten werden, und durch alle übrigen Staats-Einrichtungen es ihm möglich gemacht wird, in Ruh und Frieden sein Feld zu bestellen, und die Früchte seines Schweißes ungestört zu genießen. So leistet der Soldat seine Abgaben, indem er für jeden Trunk Bier oder Branntwein, den er genießt, so wie für jedes Nahrungsmittel, das er verzehrt, seinen Theil an indirekten Steuern entrichtet: so das Staatsoberhaupt selbst, so der Beamte, kurz, Jeder, der im Staate lebt. Und Jeder ohne Ausnahme empfängt in einem wohleingerichteten Staate gegentheils wieder für die Dienste oder Arbeiten, die er dem Gemeinwesen leistet, seine Entschädigung oder seine wohlverdiente Remuneration durch das Medium der Regierung: der Beamte durch Gehalt, der Soldat durch seinen Sold, der Landmann, der eine Fuhre in öffentlichen Angelegenheiten verrichtet, durch das bedungene Fuhrlohn, der Schneider, der Monturen für die Armee fertigt, durch die geforderte Bezahlung ꝛc. ꝛc.

Mit einem Worte: aus dem Mittelpunkte des großen Ganzen, gesehen giebt es kein Brutto und kein Netto, sondern die ewige Aufgabe der Staats-buchhaltung kann hier nur seyn; nachzuweisen und durch Zahl und Worte darzulegen; einmal:

Wieviel Ueberschuß von dem Gesammt-Resultat aller gesellschaftlichen Arbeit der Staatsbürger (größtentheils in deren Symbol, dem Gelde) in einem gegebenen Zeitraum die Regierung sich angeeignet hat; und zweitens:

Was im Gegentheil, mit diesem Ueberschuß hinwiederum für die Stärkung und das Wachsthum der National-Kraft und für die Sicherstellung der National-Existenz, Ersprießliches geleistet sei.

Jedes Wort scheint überflüssig, um das Unstatthafte der Anwendung jener Begriffe von Brutto- und Netto-Einnahme auf das große Ganze der Staats-Buchhaltung zu zeigen.

Möchte es aber bloß bei dieser falschen Anwendung von Benennungen sein Bewenden behalten, und möchten hieraus nicht zugleich häufig die irrigsten Resultate zum Vorschein treten, wie man dies zu schließen berechtigt ist, wenn man in das Wesen der in öffentlichen Blättern zuweilen erscheinenden Verhandlungen über das Budget dieses und jenes Staates tiefer eindringt!

Denn indem nun, wie es scheint, obendrein der Fehler begangen wird, daß man die verschiedenartige Natur der in die Staatskassen fließenden Gelder nicht hinlänglich berücksichtigt, sondern, unbekümmert um diesen Unterschied, oder denselben unbeachtend, von Hause aus alles, was den Namen Geldeinnahme führt, als von einer und derselben Natur ansieht, scheint es zu geschehen, daß man jene bei der Steuerparthie, dieselbe isolirt betrachtet, zulässigen Begriffe auch auf die Einnahmen der Forst-, Bergwerks-, Post- und ähnlichen Verwaltungen anwendet, und ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß bei der Forst- und Post-Verwaltung, z. B. ein großer Theil der Einnahmen in bloß restituirten Auslagen besteht (denn was anders schließt in der Hauptsache jede Einnahme für ein verkauftes Klafter Holz in sich, als die vom Käufer wiedererstatteten, früher ausge-

legten Anpflanzungs- und Hütungs-Kosten, desgleichen Schläger-, Setzer-, Anrücker-Löhne?) hier ebenfalls von einem Brutto spricht, alle Einnahmen der Forst-Kassen, als ein solches Brutto betrachtet, und nach Abzug der Besoldung des Forst-Personals und der übrigen Administrations- und anderweitigen Ausgaben, hier in dem baaren Ueberschuß ein Netto auf gleiche Weise berechnet, wie bei der Steuer-Verwaltung; und zuletzt wohl gar die Administrations-Kosten der Forst-Verwaltung, wie solches bei den Erhebungskosten der Steuern zu geschehen pflegt, nach Prozenten zu ermitteln sucht, oder von der Last, nach Prozenten berechnet, spricht, die das Publikum in Besoldung der Forst-Beamten aufbringen müsse.

Aus jedem Fehler folgt dann, wie nur zu häufig im Leben, ein neuer.

Brutto-Einnahmen der Steuerparthie, desgleichen die Einnahmen der Post-, Forst-, Bergwerks-Verwaltung, der Salzfabrikation u. s. w., kurz Einnahmen der verschiedenartigsten Natur scheinen zuletzt in jenen Budjets in Eine Form zusammengeworfen, und den ersten Regeln der Addition entgegen, die da lehrt, daß nur Gleichartiges zu Gleichartigem gezählt werden könne, zu Einer großen Staats-Brutto-Einnahme zusammengerechnet zu werden, um dann von Irrthum zu Irrthum fortgehend, in herkömmlicher Weise weiter zu berechnen, wie z. B. zehn Millionen Staatsbürger 100 Millionen Gulden an Abgaben aufbringen müssen, wie mithin 10 Gulden auf den Kopf fallen, wie ferner die Administrations-Kosten, namentlich die zu zahlenden Besoldungen, die Ausgaben für das Militär u. s. w., so und so viel Prozent betragen, mithin die Beamtenwelt (ohne zu bedenken, daß diese, gleich wie das gesammte Militär, doch auch ihr reichliches Scherflein zu jenen 100 Millionen beigetragen) so und so viel Millionen aufzehre, wie, da überhaupt das National-Einkommen nur auf so und so viel Gulden sich belaufe, und mithin auf jede Familie durchschnittlich nur so und so viel Gulden reines Einkommen sich ergebe — denn zu welchen ungereimten Berechnungen hat man sich nicht in diesen Beziehungen verstiegen? — zehn Gulden auf den Kopf ein viel zu hoher Satz seien, wie folglich die Nation durch Lasten erdrückt werde und ihrem Untergange schnurstracks entgegen laufe.

Der Verfasser glaubt des weiteren Beweises für das Unrichtige und Gehaltlose einer solchen Art von Staatsbuchhaltung und der Anwendung ihrer Resultate, wenn sie in dieser Gestalt je zum Vorschein treten sollte, überhoben zu seyn.

Dennoch wird man vor Fehlern dieser und ähnlicher Art nicht genug warnen können, um so mehr, da, wenn irgend etwas dazu dient, Unzufriedenheit und Mißvergnügen im Volke zu erregen, es dergleichen irrige Rechnungs-Resultate sind, wo dem Volke ewig vorgeredet wird: So und so viel müsse es zahlen, solche unerschwingliche Lasten tragen, solche enorme Ausgabe-Summen erfordere das Militär, solche ungeheure Summen fresse die Beamtenwelt auf, so und so viel kosten die Justiz-Einrichtungen, so und so viel werde mit zu großer Freigebigkeit auf gelehrte und Bildungsanstalten überhaupt verwendet, so und so viele Millionen kosten die öffentlichen Bauten; ohne demselben begreiflich zu machen, welche Wohlthaten ihm gegentheils in jeder wohleingerichteten Staats-Verwaltung durch diese sogenannten Ausgaben (mit welchem Worte sich leider, aus Mangel hinlänglicher Belehrung, sofort immer der Begriff einer Vermögensverminderung, wo nicht gar Verschwendung, verbindet) zu Theil werden.

Letzteres kann, sobald es nicht bei allgemeinen Worten und Redensarten bewenden soll, nur durch eine wohlangelegte Buchhalterei zur bestimmten Anschauung durch die Zahl gebracht werden. Und in so fern muß solche als ein Hauptmittel angesehen werden, um nächst Erhaltung der Ordnung im Finanzwesen und der Staats-Verwaltung überhaupt, durch öffentliche Darlegung ihrer Resultate, so weit solches gestattet ist, zugleich Dankbarkeit und Vertrauen zur Regierung bei allen Klassen der Staatsbürger zu erwecken, und Zufriedenheit, Frohsinn und Beruhigung überall zu verbreiten.

A. W.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Frankreichs Theilnahmen an dem amerikanischen Freiheitskriege nach ihren Ursachen und Wirkungen.

Frankreichs Theilnahme an dem amerikanischen Freiheitskriege beruhete auf gesellschaftlichen Nothwendigkeiten, gegen welche man sich nicht länger verblenden sollte.

Die Entwickelung, welche das Königreich seit einem Jahrhundert gewonnen hatte, war durch den Frieden von 1763 in die größte Gefahr gebracht worden. Wie man auch in anderer Hinsicht über den Werth der Kolonieen urtheilen möge: sofern sie, bei einem sehr unvollkommnen Handels-Systeme, dazu beitragen, daß die Thätigkeit des Mutterlandes in den verschiedenen Zweigen der Betriebsamkeit wächset, sind sie ein Entwickelungs-Prinzip, das nicht entbehrt werden kann. Wird man nun gewaltsam (z. B. durch erzwungene Friedensverträge) von diesem Entwickelungs-Prinzip getrennt: so kann daraus nur eine

politische Schwäche hervorgehen, die, je nach den Umständen, mehr oder weniger bedenklich wird. Arbeit ist nun einmal die Quelle aller Wohlhabenheit und aller Staatsmacht: von ihr, auch nur zum Theil, gesondert zu werden, kann die unglücklichsten Folgen haben, wenn man seit längerer Zeit gewohnt ist, nach einem Zuschnitt zu leben, der nicht sogleich abgeändert werden darf. Frankreich nun empfand dies nach dem Frieden von Paris im Jahre 1763. Was es durch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens und durch die Eroberung von Korsika gewann, war kein Ersatz für das, was es in dem Laufe von sieben verhängnißvollen Jahren an England verloren hatte. Erweiterung seines Kolonial-Systems mußte bei der Lage der Dinge, wie sie nun einmal in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war, eine von seinen Hauptbestrebungen seyn; und eben deßwegen konnte und durfte es kein Bedenken tragen, die Umstände, worin sich England durch die Empörung der Nordamerikaner befand, zu seinem Vortheil zu benutzen.

Unter den französischen Ministern dieser Zeit war nur ein einziger, der diese Nothwendigkeit nicht anerkannte. Sein Name war Turgot. Nicht daß er etwas Anstößiges in dem Beistande gefunden hätte, den Frankreich den amerikanischen Republikanern zu leisten geneigt war: er war allzu aufgeklärt, als daß er hätte ein Verfahren mißbilligen können, das England in so vielen Fällen gegen Frankreich angewendet hatte. Turgot verabscheute den Krieg mit England nur, weil er darin das stärkste Hinderniß für die Durchführung jener reformatorischen Ideen sah, wodurch er Frankreich in die Bahn der bürgerlichen Freiheit

zu führen hoffte. Eingenommen von dem großen Entwurf einer Restauration Frankreichs, wollte er die Vereinigten Staaten Nordamerika's dem Despotismus des Mutterlandes preisgeben, damit dieses, beschäftigt durch seine eigene Angelegenheiten, sich weniger um die seiner Nachbarn bekümmern möchte. In diesem Sinne hielt er das Widerspiel, so lange er konnte. Das, womit er umging, war jedoch den bevorrechteten Klassen Frankreichs allzu verhaßt, als daß sie nicht alles hätten aufbieten sollen, um einen Minister zu stürzen, der einzig darauf ausging, die Umwälzung, welche er kommen sah, durch Erleichterung der arbeitenden Klasse abzuwenden. Turgot, obgleich von Ludwig dem Sechzehnten geachtet, schied im Jahre 1776 aus. An seine Stelle trat Necker. Der Krieg gegen England war von diesem Augenblick an entschieden. Was die Erklärung verzögerte, war nur der Wunsch, recht viele Angriffsmittel zu vereinigen. Darüber verstrich das Jahr 1777. Die Auftritte bei Saratoga gaben den Ausschlag. Günstig waren die europäischen Verhältnisse, sofern England auf dem festen Lande keinen Verbündeten hatte, der sich seiner anzunehmen bereit gewesen wäre. Alles beschränkte sich auf den Seekrieg; und indem Frankreich auf diesem Wege der Anstrengung entging, die ein gleichzeitiger Landkrieg, wenn er Statt gefunden hätte, verursachen mußte, gewann es die Aussicht, bei seinen schwachen Finanzmitteln alle die Vortheile wieder zu gewinnen, die es in dem Frieden von 1763 eingebüßt hatte; denn weiter erstreckten sich seine Ansprüche nicht.

Wir versetzen uns jetzt in den Mittelpunkt der Begebenheiten.

Während Joseph der Zweite und Friedrich der Zweite über die Besetzung Baierns zerfielen, zeigte Lord North am 16. März 1778 dem Hause der Gemeinen an, daß seinem Könige (Georg dem Dritten) durch den französischen Gesandten ein Papier vorgelegt wäre, das den Abschluß eines Bündnisses zwischen dem französischen Hofe und den Vereinigten Staaten Amerika's enthalte.

Die Präliminarien dieses Vertrages waren zu Ende des Jahres 1777 abgeschlossen, und dem Kongreß eine Abschrift davon zugesendet worden, um allen Vorschlägen, welche von dem brittischen Ministerium gemacht werden konnten, entgegen zu wirken; der 6. Febr. 1778 aber war der Tag gewesen, an welchem, zur größten Zufriedenheit des französischen Volks, die Artikel unterzeichnet waren.

Ihr wesentlicher Inhalt war, wie folgt:

1. Wenn Großbritannien, in Folge dieses Traktats, zu Feindseligkeiten gegen Frankreich schreiten sollte: so wollten beide Nationen sich gegenseitigen Beistand leisten.

2. Der Hauptzweck des Traktats war, die Unabhängigkeit Amerika's auf das Wirksamste aufrecht zu erhalten.

3. Sollten die annoch in den Händen Englands befindlichen Plätze Nord-Amerika's von den Kolonieen erobert werden, so wollte man sie ihnen entweder konföderiren, oder sie ihrer Jurisdiktion unterwerfen.

4. Sollten einige von den westindischen Inseln von Frankreich erobert werden, so sollten sie für Frankreichs Eigenthum gelten.

5. Es sollte weder von Frankreich noch von den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, ohne die Geneh-

migung von beiden, ein Friedensvertrag mit England geschlossen werden, wobei man sich gegenseitig verbindlich machte, die Waffen nicht eher nieder zu legen, als bis die Unabhängigkeit der Staaten förmlich anerkannt wäre.

6. Die kontrahirenden Theile kamen darin überein, alle Mächte, welche sich über England zu beklagen hätten, zum Beitritt aufzufordern.

7. Die Vereinigten Staaten gewährleisteten Frankreich alle Eroberungen, die es in Westindien machen würde; und Frankreich gewährleistete dagegen den Vereinigten Staaten die unbedingte Unabhängigkeit derselben, und die höchste Gewalt in jedem Lande, das sie besitzen, oder während des Krieges erwerben würden.

Die Mittheilung eines solchen Traktats konnte nur als eine Kriegserklärung betrachtet werden; auch war das Unterhaus hierin so einverstanden, daß es auf der Stelle dem Könige seinen Beistand in dieser Noth versprach. Für die Mitglieder der Opposition handelte es sich bloß darum, ob das Ministerium bleiben sollte, oder nicht; die vielen Mißgriffe, die es bisher gemacht hatte, ließen noch andere befürchten, die man abzuwenden wünschte. Wenige waren der Meinung, das einzige Mittel, die Nation aus aller Verlegenheit zu reißen, sei — freiwillige Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's; was nach vielem Blutvergießen und gewissenloser Verschwendung der Staatskräfte am Ende doch werde geschehen müssen, das könne, so urtheilten sie, jetzt noch auf eine ehrenvolle Weise zu Stande gebracht werden. Ganz andere Gedanken nährte die Ministerial-Parthei. Gestachelt von Ehrgeiz und Rache, war sie entschlossen, die Feindseligkeiten gegen Amerika mit

verstärktem Nachdruck fortzusetzen, wäre es auch nur, um Frankreich für die Keckheit zu bestrafen, womit es sich in Englands Angelegenheiten gemischt hatte.

Inzwischen waren Amerika's Agenten auf allen Punkten Europa's geschäftig, wo nicht Bündnisse, doch wenigstens eine Anerkennung der Vereinigten Staaten zu Stande zu bringen: Spanien, Oesterreich, Preußen, Toskana, kurz alle unabhängigen Mächte wurden zu diesem Endzweck in Anspruch genommen. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß England die russische Kaiserin um Beistand ersucht habe: so bemüheten sich diese Agenten vor allen Dingen, Deutschlands Fürsten für den neuen Staat zu gewinnen, wäre es auch nur, um von ihnen zu erhalten, daß sie russischen Hülfstruppen den Durchmarsch versagten. Dem französischen Hofe verhießen sie alle die westindischen Inseln, welche durch Amerika's und Frankreichs vereinigte Stärke würden erobert werden; und sollte es auf demselben Wege gelingen, England den Besitz von New-Foundland, Kap Breton und Neu-Schottland zu entreißen: so sollten diese Territorien zwischen beiden Nationen getheilt, und Großbritannien gänzlich von der Fischerei in diesen Gegenden ausgeschlossen werden. Spanien erhielt für den Fall, daß es dem Bündniß beitreten würde, das Versprechen, daß es mit Hülfe der Vereinigten Staaten in den Besitz von Pensakola kommen sollte, vorausgesetzt, daß es den Amerikanern die freie Beschiffung des Missisippi und den Gebrauch des Hafens von Pensakola gestatten wollte.

In Amerika selbst war man nicht unthätiger. Der Kongreß gestattete die Einschiffung der Truppen, die bei Saratoga kapitulirt hatten, nicht; denn er hatte erfahren,

daß von England der Befehl angelangt sei, diese Truppen sollten sich, es sei zu Philadelphia oder zu New-York, an die übrigen anschließen. So wie der Zeitpunkt für die Eröffnung des neuen Feldzugs näher rückte, verdoppelte derselbe Kongreß seine Bemühungen, alle Streitkräfte in das große Spiel zu ziehen, dessen letztes Ergebniß die Unabhängigkeit werden sollte. Mit allzu viel Zuversicht nannte er diesen Feldzug den letzten: eine Vorspiegelung, die keinen anderen Zweck hatte, als dem vornehmeren Theil der amerikanischen Jugend die Bereitwilligkeit zu bedeutenden Opfern zu geben. General Washington seinerseits dachte auf Mittel, sein Heer beweglicher zu machen, was ihm dadurch gelang, daß er Tornister einführte, und an die Stelle schwerfälliger Wagen Packpferde brachte. Auf der anderen Seite war das brittische Heer, indem es eine Verstärkung von 20,000 Mann erwartete, nur darauf bedacht, wie es den Krieg auf eine seinen Wünschen angemessene Weise vor dem Schluß des Feldzugs beendigen wollte. Mit tiefer Bekümmerniß, und mit einem unverstellten Unwillen vernahm es also die Nachricht von Lord North's Versöhnungs-Bill; es sah darin eine National-Schande, und wer heftigeren Gemüths war, riß die Schleife von seinem Hut und trat sie unter die Füße. Von den Provinzialen wurde dieselbe Nachricht mit der größten Gleichgültigkeit vernommen. Da die Kommissarien sie so weit als möglich zu verbreiten wünschten, so bot der Kongreß, wie früher, die Hand dazu, indem er die Versöhnungs-Bill in allen Tagblättern abdrucken ließ. General Washington, von dem Guvernör Tryon mit einer Abschrift dieser Bill beschenkt, sendete sie mit dem Tagblatt zurück,

worin die Beschlüsse des Kongresses über dieselbe enthalten waren. Diese liefen darauf hinaus, daß Jeder, der ein Separat-Abkommen mit England schließen würde, für einen öffentlichen Feind gehalten werden sollte, wobei zugleich erklärt wurde, daß die Vereinigten Staaten sich schicklicher Weise mit brittischen Kommissarien nicht eher einlassen könnten, als bis ihre Unabhängigkeit anerkannt wäre, und die brittischen Heere und Flotten Amerika verlassen hätten. Auch wurden die Kolonieen gewarnt, sich nicht durch Anerbietungen, von welcher Art diese auch seyn möchten, betrügen zu lassen, sondern vielmehr ihre Kontingente ins Feld zu stellen. Wohin die Kommissarien sich auch wenden mochten; überall erhielten sie zur Antwort: „die Zeit der Versöhnung sei vorüber und der brittische Hochmuth habe jedes Gefühl kindlicher Liebe in der Brust der Amerikaner erstickt.“ Ein besonderer Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß die Bemühungen der Kommissarien durchaus vergeblich waren. Herr Silas Deane kam aus Frankreich mit zwei Abschriften von einem Handels- und Allianz-Traktat zurück, welche von dem Kongreß unterzeichnet werden sollten, und durch ihn verbreitete sich die nur allzu erfreuliche Nachricht, daß sämmtliche Mächte Europa's die Unabhängigkeit und Freiheit der Amerikaner auf einer festen und bleibenden Grundlage wünschten. Von diesem Augenblick an zog man sich von den brittischen Kommissarien zurück, die man als bloße Späher betrachtete und behandelte.

Ehe eine entscheidende Antwort vom Kongreß erfolgte, faßte Sir Henry Clinton den Entschluß, Philadelphia zu räumen. Sobald also die nöthigen Vorkehrungen getroffen

waren, ging das Heer am 10. Juni gegen Mittag mit seinem ganzen Troß über den Delaware. General Washington, von diesem Vorhaben unterrichtet, sendete unverzüglich seine Eilboten in die Jerseys mit dem Befehl, alle Kraft zusammen zu raffen, um sich dem Marsch des Feindes zu widersetzen. Nach verschiedenen Bewegungen zu beiden Seiten, langte Sir Henry Clinton mit dem königlichen Heere am 27. Juni an einem Orte an, welcher Freehold genannt wird; und da er vorhersehen konnte, daß sein Gegner ihn angreifen würde, so schlug er sein Lager in einer sehr festen Stellung auf. General Washington beschloß, einen Angriff zu machen, sobald das Heer seinen Marsch angetreten haben würde. Die Nacht verstrich unter den nöthigen Vorbereitungen, und General Lee mit seiner Abtheilung erhielt den Befehl, mit Tagesanbruch in Bereitschaft zu seyn. Doch Sir Henry Clinton, sehr richtig ahnend, daß seine Bagage der Hauptgegenstand des Feindes seyn werde, vertraute diese dem General Knyphausen, den er sehr zeitig aufzubrechen befahl, während er selbst mit dem Heere folgen wollte. Der Angriff unterblieb auf keine Weise; allein mit wie viel Entschlossenheit er auch gemacht wurde, so hatte der brittische General doch seine Leute so geschickt geordnet, daß, nachdem der Kampf seinen Anfang genommen hatte, die Amerikaner nicht nur keinen Eindruck machten, sondern auch nur durch das Anrücken des Generals Washington mit dem ganzen Heere vor einer vollständigen Niederlage bewahrt wurden. Die Engländer brachten ihren Rückzug mit einem Verluste von etwa 300 Mann zu Stande. Nachdem sie zu Sandy-Hook angelangt waren, wurde

unter Lord Howe's Leitung eine Schiffbrücke von da bis über den Kanal geschlagen, welcher das Eiland von dem festen Lande trennt. Aufgenommen von der Flotte, segelten die Truppen nach Neu-York. General Washington, nachdem er einige leichte Truppen zur Beobachtung der Bewegungen des Feindes ausgesendet hatte, zog sich nach North-River, wo eine starke Macht seiner harrte, mit welcher er, wie man allgemein vermuthete, Großes unternehmen würde.

Inzwischen hatte auch Frankreich seine Zurüstungen beendet. Den 14. April war Graf d'Estaing mit einem starken Geschwader von Linienschiffen und Fregatten von Toulon abgegangen, und zu Anfange des Juni, zu eben der Zeit an der Küste von Virginien angelangt, wo die brittische Flotte damit beschäftigt war, die Truppen von Sandy-Hook nach Neu-York zu versetzen. Das französische Geschwader bestand aus Einem Schiff von 90 Kanonen, aus Einem von 80, aus sechs von 74 und aus vier von 64, die Fregatten gar nicht in Anschlag gebracht. Am Bord führte diese Flotte 6000 Seeleute und Soldaten. Ihr Trotz zu bieten hatten die Britten nur 6 Schiffe von 64 Kanonen, drei von 50 und zwei von 40, nebst einigen Fregatten und Sloops. Wie viel schwächer der englische Admiral aber auch seyn mochte: so stellte er sich doch so vortheilhaft, und zeigte so viel überlegene Geschicklichkeit, daß d'Estaing es nicht für angemessen hielt, einen Angriff auf ihn zu machen. Vier englische Meilen von Sandy-Hook blieb er bis zum 2. Juli vor Anker, ohne sich auf noch mehr einzulassen, als auf die Wegnahme

von Fahrzeugen, die in seine Hände fielen, weil seine Ankunft ihnen unbekannt geblieben war.

Der nächste Versuch des französischen Admirals war in Verbindung mit den Amerikanern gegen Rhode-Eiland gerichtet. Es war in Antrag gebracht worden, daß d'Estaing mit den 6000 Mann, die er an Bord hatte, auf dem südlichen Theile jener Insel eine Landung zu Stande bringen sollte, während ein Korps von den Amerikanern sämmtliche brittische Schiffe nehmen und zerstören sollte. Den 8. August lief der französische Admiral, der Verabredung gemäß, in den Hafen ein; aber er sah sich außer Stande, irgend einen wesentlichen Schaden zu thun. Inzwischen segelte Lord Howe augenblicklich nach Rhode-Eiland, und d'Estaing säumte nicht, den Hafen zu verlassen, um ihn anzugreifen. Ein heftiger Sturm trennte jedoch die beiden Flotten, und richtete so viel Schaden an, daß sie unfähig zum Kampfe wurden. Die französische hatte hierbei am meisten gelitten. Mit Mühe entgingen mehrere Schiffe derselben dem Schicksale, von den Engländern genommen zu werden. D'Estaing kehrte den 20. August nach New-Port zurück; und weil er sich daselbst nicht für sicher hielt, so segelte er zwei Tage darauf nach Boston. Inzwischen war General Sullivan mit 10,000 Mann auf dem nördlichen Theil von Rhode-Eiland gelandet. Den 17. August begannen die Amerikaner ihre Operationen damit, daß sie Batterieen errichteten, und sich den brittischen Linien näherten. Doch General Pigot, welcher zu New-Port befehligte, hatte sich auf der Landseite so gut gesichert, daß es beinah unmöglich war, ihn

mit irgend einer Wahrscheinlichkeit glücklichen Erfolges anzugreifen. D'Estaing's Betragen beleidigte das Volk von Neu-England, weil er ohne sichtbare Noth ihren Hafen verließ, in dessen Besitz er war. Noch mehr aber fühlte es sich gekränkt, als Sullivan Anstalt zum Rückzuge traf. Gleichwohl war dieser Rückzug nothwendig, wenn nicht zu viel aufs Spiel gesetzt werden sollte. Er kam zu rechter Zeit zu Stande; denn Sullivan hatte sich noch nicht weit entfernt, als Sir Henry Clinton mit 4000 Mann anlangte, die, wenn sie ein wenig früher eingetroffen wären, den brittischen Guvernör zu einem entscheidenden Siege würden befähigt haben. Jetzt wurden sie nur das Werkzeug zur Zerstörung der Stadt Providenze, die, wegen ihrer Nähe von Rhode-Eiland, und wegen der Unternehmungen, welche unablässig daselbst entworfen wurden, die Bewohner Rhode-Eilands in steter Angst erhielt.

Die erste brittische Unternehmung war nach Buzzard-Bay, auf der Küste von Neu-England, und in der Nachbarschaft von Rhode-Eiland. Die Engländern zerstörten daselbst eine Menge Kauffahrtei-Schiffe, Magazine u. s. w. und wendeten sich hierauf nach der fruchtbaren Insel St. Martha's Weinberg genannt, wo sie 10,000 Schafe und 300 Stück Rindvieh entführten. Eine zweite Expedition fand Statt nach North-River, unter Lord Cornwallis und General Knyphausen; und ihr Ergebniß war die Zerstörung eines amerikanischen Kavallerie-Regiments, bekannt unter der Benennung von Washingtons leichter Reiterei. Eine dritte Expedition wurde gegen Little Egg Harbour in New-Jersey gerichtet. Der Zweck der-

selben war die Zerstörung dieses Platzes, wo sich viele Kaper aufhielten. Dieser Zweck wurde erreicht durch die Kapitäne Ferguson und Collins; und gleichzeitig ein amerikanisches Korps zerstört, das die Benennung von Pulawsky's Legion führte.

Wie hätte diese Art von Kriegführung verfehlen können, den Unwillen der Amerikaner immer höher zu treiben! Nur der große Umfang der Kolonieen verhinderte jedes Zusammenwirken, und begünstigte auf diese Weise Unternehmungen, bei welchen es mehr auf kleine Erfolge, als auf die Erreichung eines Hauptzwecks ankam. Im Großen genommen thaten also die Engländer nur, was zur Unabhängigkeit der Amerikaner führen mußte.

Auf Seiten der letzteren war, gleich zu Anfang des Jahres, die Eroberung von West-Florida beschlossen worden; und Kapitän Willing hatte mit einer Handvoll entschlossener Männer einen erfolgreichen Einfall in dieses Land zur Ausführung gebracht. Dies nun weckte die Aufmerksamkeit der Britten auf die südliche Kolonieen; und dadurch war eine Unternehmung gegen dieselben beschlossen. Georgia ward der Ort ihrer Bestimmung. Den Erfolg zu sichern, schiffte sich Oberst Campbell mit einer hinreichenden Macht zu New-York ein, während General Prevost, welcher in Ost-Florida befehligte, die Weisung erhielt, mit aller Macht, die er würde erübrigen können, auszurücken. Unter der Bedeckung von einigen Kriegsschiffen, welche der Kommodore Hyde Parker befehligte, langte Campbell im Monat Dezember bei der Küste von Georgien an; und obgleich der Feind in einer starken Stellung am Ufer hartnäckigen Widerstand zu leisten drohete, so

setzten die Britten dennoch ihre Landung durch, und gingen auf Savannah, die Hauptstadt der Provinz, los. Was ihnen von Provinzialen entgegen trat, wurde geschlagen; und mit so großer Schnelligkeit bemächtigten sich die Sieger der Stadt, daß die Amerikaner ihren festen Entschluß, dieselbe anzuzünden, nicht ausführen konnten. In zehn Tagen war die ganze Provinz Georgia erobert, Sunbury allein ausgenommen; und auch dieser Ort gerieth in Prevost's Gewalt, als er von Ost-Florida vorrückte. Die Ruhe des Landes zu sichern, wurden alle Mitiel angewendet; hauptsächlich in Belohnung derer, welche die Feinde des brittischen Namens verriethen. Nach General Prevost's Ankunft ging, weil er der Aeltere im Dienste war, der Oberbefehl auf ihn über; und nun wurde sogleich die Eroberung von Karolina beschlossen.

Mehrere Umstände verhießen das Gelingen dieses Entwurfs. Das Land enthielt eine nicht geringe Zahl von Freunden der brittischen Regierung, welche jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, ihre wahre Gesinnung an den Tag zu legen. Viele von den Einwohnern Georgia's hatten sich zur königlichen Fahne geschlagen; und in der ganzen Provinz befand sich keine so beträchtliche Macht, daß sie den Unternehmungen regelmäßiger und disciplinirter Truppen zu widerstehen vermocht hätte. Auf die erste Nachricht von General Prevost's Anmarsch, versammelten sich die Loyalisten zu einem Korps, überzeugt, daß sie sich bis zur Ankunft ihrer Verbündeten würden behaupten können. Hierin sahen sie sich jedoch betrogen. Die Amerikaner griffen sie an, und schlugen sie mit dem Verlust der Hälfte ihrer Zahl. Was übrig blieb, zog sich nach

Georgia zurück, und schloß sich, nach Erduldung vieler Beschwerden, endlich an die brittischen Truppen an.

Inzwischen hatte sich General Lincoln, mit einem nicht unbeträchtlichen Korps amerikanischer Truppen ungefähr zwanzig englische Meilen von der Stadt Savannah gelagert; und eine zweite starke Parthei hatte sich aufgestellt an einem Ort, welcher Briars Creek genannt wird. Der Umfang der brittischen Regierung war auf diese Weise in sehr enge Gränzen eingeschlossen. Um seine Lage zu verbessern, beschloß General Prevost die Vertreibung der Amerikaner aus Briar's Creek; und diese, voll Vertrauens auf ihre starke Stellung, und eben deßhalb sehr wenig auf ihrer Huth, ließen sich den 30 März 1779 überfallen, wo sie denn mit einem Verluste von 400 Getödteten und Gefangenen in die Flucht getrieben wurden. Ihr Geschütz, ihr Gepäck, ihre Gewehre, alles ging verloren; und da, von jetzt an, kein weiterer Widerstand möglich war, so wurde die Provinz Georgia noch einmal von dem Feinde befreit, und eine Kommunikation mit den Plätzen in Karolina eröffnet, wo die Royalisten ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten.

In jeder Beziehung war der Sieg bei Briars Creek von großem Nutzen für die brittische Sache. Eine nicht geringe Zahl von Loyalisten stieß zum Heere und vermehrte die Stärke desselben. General Prevost sah sich also in den Stand gesetzt, seine Posten stromaufwärts auszudehnen, und die Hauptübergänge zu besetzen. Hierdurch zur Unthätigkeit gezwungen, brach General Lincoln endlich nach Augusta auf, um die Provinzial-Versammlung zu beschützen, welche hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte,

nachdem die Hauptstadt in die Hände der Britten gerathen war.

Lincoln aber hatte kaum seinen Posten verlassen, als der brittische General den großen Plan auszuführen beschloß, womit er schon seit längerer Zeit gegen Karolina umging. Mehrere Schwierigkeiten hatten sich ihm entgegengestellt. Der Savannah-Strom war durch die Regengüsse der Jahreszeit so angeschwellt, daß er nicht übergänglich schien; das entgegengesetzte Ufer war, eine weite Strecke lang, so voll Sumpf und Morast, daß kein Heer, ohne die größte Gefahr, darüber wegschreiten konnte, und um den Uebergang noch mehr zu erschweren, war General Moultrie mit einem beträchtlichen Truppen-Korps recht eigentlich in der Absicht zurückgelassen worden, sich den Versuchen des Feindes zu widersetzen. Doch, wie groß die Schwierigkeiten auch seyn mochten, die Standhaftigkeit und Ausdauer der brittischen Truppen gab den Ausschlag. General Moultrie wurde geschlagen und zum Rückzuge nach Charlestown genöthigt; und das siegreiche Heer, nachdem es eine Zeit lang in Sümpfen gewatet hatte, kam endlich in ein offenes Land, das es mit großer Geschwindigkeit bis zur Hauptstadt durchzog, während General Lincoln zu Augusta in großer Sicherheit verweilte, fest überzeugt, daß die Hindernisse, die er zurückgelassen hatte, unbesieglich wären.

Die unverwerfliche Nachricht von der Gefahr, welche Charlestown bevorstand, weckte endlich den amerikanischen General aus seinem Schlummer. Eine auserlesene Infanterie, die für größere Unternehmungen beritten gemacht war, zog ihm voran; er selbst folgte mit allen Truppen,

die

die er hatte zusammenbringen können. Auch General Moultrie hatte mit allen den Truppen, die ihm nach der letzten Niederlage am Savannah-Strom übrig geblieben waren, von allen Zugängen, welche nach Charlestown führten, Besitz genommen, und sich auf eine tapfere Vertheidigung gerüstet. Dies alles blieb jedoch ohne den beabsichtigten Erfolg. Die Amerikaner wurden in jedem Treffen geschlagen; und indem sie sich unaufhörlich zurückzogen, die Britten aber rastlos folgten, langten die letzteren den 12. Mai in Kanonenschußweite vor Charlestown an.

Die Stadt wurde zur Ergebung aufgefordert; und die Bewohner waren nicht abgeneigt von einer Neutralität während der Dauer des Krieges: eine Stimmung, womit sie die ganze Provinz angesteckt haben würden, wenn man ihr Raum gegeben hätte. Doch der brittische General wollte keine Neutralität zugestehen, und erzwang durch diesen seinen Eigensinn die Anstalten zu einem nachdrücklichen Widerstand, während er auf keine Weise auf einen starken Angriff eingerichtet war. Denn sein Geschütz hatte nicht das nöthige Gewicht; es fehlte an Schiffen zur Unterstützung des Angriffs zu Lande, und General Lincoln rückte mit einer so überlegenen Macht an, daß die Britten die Aussicht hatten, zwischen zwei Feuer gebracht zu werden. Ohne seinem Eigensinn in Hinsicht der verlangten Neutralität zu entsagen, beherzigte General Prevost seine Lage wenigstens in so fern, als er von jedem unzeitigen Angriff auf Charlestown für den Augenblick abstand, seine Truppen zurückzog und von zwei südwärts gelegenen Inseln, St. Jakob und St. Johann genannt,

Besitz nahm, um die nöthigen Verstärkungen abzuwarten. Die Ankunft zweier Fregatten setzte ihn in den Stand, sich zum Herrn von Port-Royal zu machen: einer anderen Insel, welche mit einem schönen Hafen noch andere natürliche Vorzüge vereinigt, und vermöge ihrer Lage die ganze Seeküste von Charlestown bis zum Savannah-Strom beherrscht. Der amerikanische General gestattete indeß nicht, daß dies ohne allen Widerstand vollendet wurde. Als er vernahm, daß sein Gegner vor seiner Unternehmung gegen Port Royal einen vortheilhaften Posten auf St. John eingenommen hatte, versuchte er, am 20. Juni, ihn aus demselben zu verdrängen. Allein dies mißlang. Die Provinzialen mußten mit beträchtlichem Verlust von ihrem Angriff abstehn; denn in ihre rechte Seite operirten bewaffnete Fahrzeuge, die ihnen keine andere Wahl ließen, als ihre Kraft gegen denjenigen Theil der brittischen Linien zu richten, der nicht zu überwinden war. So erfolgte denn die Besitznahme von Port-Royal, wo General Prevost seine Truppen in solche Stellung brachte, daß er die Ankunft der nöthigen Verstärkungen ruhig erwarten konnte.

Der Krieg, dessen Schauplatz bis zum Jahre 1778 Nord-Amerika gewesen war, hatte durch den Beitritt Frankreichs seine Natur aufs Wesentlichste verändert: er ging, von jetzt an, weniger von England gegen Amerika und umgekehrt, als von England gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen und umgekehrt, so daß er, selbst wenn das Meer seine Bühne blieb, ein europäischer genannt werden konnte.

Von Boston aus (bis wohin wir ihn oben begleitet

haben) hatte Graf d'Estaing einen Versuch gemacht, die Bewohner Kanada's zum Abfall von England zu bewegen. Da ihm dies nicht hatte gelingen wollen, so hatte er sich mit seiner ausgebesserten Flotte nach Westindien gewendet, um daselbst Eroberungen zu machen. Er verweilte noch in diesen Gewässern, als die Amerikaner sich in Frankreich laut darüber beklagten, daß sein Verfahren ohne allen Nutzen für sie sei, und es endlich dahin brachten, daß der französische Admiral den Befehl erhielt, ohne Verzug zum Beistande der Vereinigten Staaten nach Nord-Amerika zurück zu kehren.

Diesem Befehl gemäß, richtete der Graf d'Estaing seinen Lauf nach Georgia, mit der Absicht, diese Provinz den Händen der Engländer zu entreißen, und sie, so wie Karolina, in einen solchen Vertheidigungsstand zu setzen, daß von künftigen Angriffen nichts zu befürchten wäre. Hiermit hoffte er leicht zu Stande zu kommen, bei der geringen Macht, die ihm entgegen stand. Auch war dies nicht sein Hauptzweck. Dieser ging vielmehr auf eine gänzliche Vernichtung der brittischen Flotte bei Neu-York, und auf eine Vertreibung der Engländer aus dem amerikanischen Festlande. Voll von diesen Erwartungen, langte der französische Admiral mit einer Flotte von 22 Linienschiffen und 10 großen Fregatten bei der Küste von Georgia an; und zwar so unerwartet, daß mehrere mit Kriegs- oder mit Mundvorrath beladene englische Schiffe in seine Hände fielen. Selbst das Kriegsschiff Experiment von 50 Kanonen hatte, nach einem tapfern Widerstande, dies Schicksal. Auf dem festen Lande waren die brittischen Truppen getheilt. General Prevost stand mit einem unbe-

trächtlichen Theile bei Savannah; die Hauptmacht war bei Port-Royal unter dem Obersten Maitland. Sobald nun die französische Flotte entdeckt war, wurde ein Eilbote an Maitland gesendet. Doch dieser ward aufgefangen; und ehe jener aufbrechen konnte, um sich an den Oberbefehlshaber anzuschließen, hatten die Amerikaner alle Pässe zu Lande besetzt, während die Franzosen den Uebergang zur See auf das Wirksamste blockirt hielten. Nur durch Benutzung aller Schleichwege konnte Maitland seine Vereinigung mit Prevost zu Stande bringen.

Diese Vereinigung erfolgte in einem Zeitpunkte wo d'Estaing dem General Prevost 24 Stunden Zeit gelassen hatte, um zu überlegen, ob er kapituliren wollte, oder nicht. Nach Maitland's Ankunft wurde d'Estaing's Aufforderung verworfen; und da bei dieser Gelegenheit die Uebermacht des Feindes nicht außer allem Verhältniß schien, so konnten die brittischen Truppen auch auf glücklichen Erfolg rechnen. Die Besatzung von Savannah bestand jetzt aus 3000 Mann von erprobter Tapferkeit, während die vereinigte Macht der Franzosen und Amerikaner nicht volle 10,000 Mann betrug. Der Ausgang des Kampfes entsprach den Erwartungen des brittischen Generals. Auf die Schanzen der Engländer machte das Feuer der Verbündeten einen so geringen Eindruck, daß d'Estaing die Stadt zu bombardiren beschloß. Zu diesem Endzweck wurde eine Batterie von neun Mörsern errichtet. Sie war so eben fertig geworden, als Prevost verlangte, daß man den Weibern und Kindern einen freien Abzug nach einem Sicherheitsorte gewähren möchte. Dessen weigerten sich die Obergenerale der Verbündeten, und da das

Bombardement ohne Erfolg blieb, so beschlossen sie einen allgemeinen Sturm. Dieser wurde den 9. Oktober versucht, lief aber so unglücklich ab, daß die Stürmenden mit einem Verlust von 1200 an Getödteten und Verwundeten zurückgeschlagen wurden. Unter den ersteren befand sich Pulawsky, unter den letzteren d'Estaing selbst.

Dieser Unfall zerrüttete die überspannten Hoffnungen der Amerikaner und Franzosen. Auf beiden Seiten machte man sich Vorwürfe; auf beiden Seiten faßte man Groll gegen einander. Es zeigte sich, daß die Amerikaner noch nicht aufgehört hatten, Engländer zu seyn. Beide Parteien blieben noch acht Tage beisammen, und trennten sich darauf, die Franzosen, um auf ihre Schiffe, die Amerikaner, um nach Karolina zurück zu gehen.

In den südlichen Kolonieen vermochten demnach die Verbündeten nichts auszurichten. In den nördlichen war der Stand der Dinge noch unvortheilhafter. Hier wurde Sir George Collier mit einer Flotte, welche den General Matthews mit einem Korps Landtruppen an Bord hatte, nach Virginien gesendet. Ihr erster Versuch war gegen die Stadt Portsmouth gerichtet, wo die brittischen Truppen zeitig genug anlangten, um, nachdem der Feind bereits einige Schiffe von großem Werth zerstört hatte, noch eine nicht unbedeutende Zahl derselben zu retten. Zwanzig wurden fortgeschafft und mit denselben bedeutende Vorräthe, die für das Heer unter Washington bestimmt waren. Flotte und Heer kamen mit einem sehr geringen Verluste nach Neu-York zurück.

Je mehr dieser Versuch gelungen war, desto mehr munterte er zu einem andern auf. Die Amerikaner hatten

sich eine längere Zeit hindurch damit beschäftigt, zwei starke Forts zu errichten, das eine bei Verplanks Neck an der Ost-, das andere bei Stony-Point an der Westseite des Flusses. Wäre diese Arbeit beendigt worden, so würde sie für die Amerikaner von dem größten Nutzen gewesen seyn; denn sie würde den Hauptpaß, Kings-Ferry genannt, zwischen den nördlichen und den südlichen Kolonieen beherrscht haben. Da sie in ihrem gegenwärtigen Zustande keinen wirksamen Widerstand leisten konnten: so wurde beschlossen, sie vor Beendigung ihres Werks anzugreifen. Die zu diesem Endzweck zu verwendende Macht wurde in zwei Abtheilungen gesondert, von welchen die eine gegen Verplanks, die andere gegen Stony-Point gerichtet war. Jene wurde von dem General Vaughan, diese von dem General Pattison befehligt; die Flotte stand unter General Collier's Leitung. General Vaughan stieß auf keinen Widerstand; der Feind verließ seine Werke und verbrannte alles, was er nicht mit sich nehmen konnte. Zu Stony-Point hingegen vertheidigten sich die Amerikaner aufs Tapferste, wiewohl die Besatzung sich zuletzt genöthigt sah, auf ehrenvolle Bedingungen zu kapituliren. Den Besitz des letzteren Forts, das von beiden das wichtigste war, zu sichern, verließ General Clinton seine frühere Stellung, und lagerte sich so, daß der General Washington keinen Beistand gewähren konnte. Inzwischen rächten sich die Amerikaner dadurch, daß sie den Handel von Neu-York durch zahlreiche Kaper störten.

Hierdurch wurde die dritte Unternehmung wider Connecticut verursacht, wo die Kaper ihren Hauptwohnsitz hatten. Das Kommando ward dem Guvernör Tryon

und dem General Garth übertragen: einem Offizier, der wegen seiner Erfahrung und Tapferkeit allgemein geschätzt wurde. Beide landeten unter der Bedeckung zahlreicher Kriegsschiffe zu Newhaven, wo sie die Batterien zerstörten und außerdem noch viele Seevorräthe vernichteten. Die Stadt verschonten sie, weil die Einwohner nicht aus ihren Häusern auf die Truppen geschossen hatten. Sie eilten von Newhaven nach Fairfield, wo sie nicht anders zu Werke gingen, wie vorher, aber auch die Stadt in Brand steckten. Auch Norvolk, zunächst angegriffen, wurde, wie Greenfield, ein kleiner Seehafen in der Nachbarschaft, in einen Aschenhaufen verwandelt.

Erfolge dieser Art mußten zugleich schmerzhaft und beunruhigend für die Amerikaner seyn. General Washington beschloß demnach, den Feind, es koste was es wolle, von Stony-Point zu vertreiben. Zu diesem Endzweck sendete er den General Wyne mit einer auserlesenen Mannschaft ab, welche die Bestimmung hatte, eine Ueberrumpelung zu versuchen; und bei dieser Gelegenheit zeigten die Amerikaner einen Geist und eine Entschlossenheit, welche alles übertrafen, was sie in früheren Feldzügen von Beidem an den Tag gelegt hatten. Denn obgleich die Festungswerke von den Britten beendigt und sehr stark waren, so griffen sie doch, mitten unter Traubenschüssen und Kleingewehrfeuer, mit dem Bayonnet an, und zwangen den übrig bleibenden Theil der Besatzung, welcher aus 100 Mann bestand, zur Ergebung als Kriegsgefangen.

Zwar versuchten die Amerikaner nicht, in dem Besitz von Stony-Point zu bleiben; allein der glückliche Erfolg, womit sie diese Eroberung vollbracht hatten, machte sie so

kühn, einen ähnlichen Angriff auf Paulus Hook (einem befestigten Posten, New-York gegenüber) zu machen. Doch dies Unternehmen mißlang in einem so hohen Grade, daß sie sich eiligst zurückziehen mußten.

Ruhig zu bleiben war nun einmal gegen ihren Vortheil; denn sie durften dem Feinde nicht erlauben, sich je mehr und mehr fest zu setzen. Ein neues Unternehmen von größerer Wichtigkeit wurde gegen einen Posten an dem Penobscot-Fluß (an den Gränzen von Neu-Schottland) gerichtet, dessen sich die Britten seit einiger Zeit bemächtigt hatten, und wo sie eben mit der Errichtung eines Forts beschäftigt waren, das die Kolonisten mit großen Nachtheilen bedrohete. Die gegen dies Fort bestimmte Ausrüstung war zu Stande gebracht, als Oberst Maclane, welcher bei Panabscot befehligte, den Bau einstellte, und sich damit begnügte, die fertig gewordenen Werke in den besten Vertheidigungsstand zu setzen. Nur unter großen Hindernissen konnten die Amerikaner ihre Landung bewerkstelligen; es kostete unsägliche Arbeit, die Kanonen von ihren größten Schiffen ans Land zu bringen. Als dies vollbracht war, errichteten sie mehrere Batterieen, und unterhielten vierzehn Tage lang ein lebhaftes Feuer. Eben standen sie im Begriff, den Kampf durch einen Sturm auf die Werke der Britten zu entscheiden, als sie bemerkten, daß Sir George Collier mit einer Flotte den Strom hinauf segelte, um sie anzugreifen. Auf diesen Anblick schifften sie ohne Zeitverlust ihr Geschütz und ihre Kriegsvorräthe ein, und segelten, so weit sie immer konnten, stromaufwärts, um einen Angriff zu vermeiden. Sie wurden indeß so hart verfolgt, daß auch nicht ein einziges

Schiff entkam. Die ganze Flotte, bestehend aus neunzehn bewaffneten und aus vier und zwanzig Transport-Schiffen, wurde zerstört, doch so, daß die meisten von ihnen selbst, in die Luft gesprengt wurden. Soldaten und Matrosen waren genöthigt, durch unermeßliche Wüsten zu wandern, ehe sie zu den Ihrigen zurückkommen konnten, und darüber erkrankten und starben sehr viele. Zu noch größerem Unglück brach ein Zank zwischen den Soldaten und Matrosen aus, worin mehrere blieben.

Durch Frankreichs Beistand war bisher nichts geleistet worden, was der Rede werth gewesen wäre. Nichts desto weniger war Englands Verhältniß zu Amerika, sofern es in seiner bisherigen Gestalt fortdauern sollte, stark bedroht durch den Beitritt Spaniens zu dem Bündnisse, das die Befreiung Amerika's bezweckte. Dieser Beitritt beruhete auf dem Familien-Pakt, welcher zwischen den Höfen Frankreichs und Spaniens bestand: ein Vertrag, dessen ursprünglicher Zweck kein anderer war, als der brittischen Herrschaft zur See das Gegengewicht zu geben, wodurch allein die Entwickelung großer Völker gesichert werden kann. Außerdem befand sich auch Spanien, theils von dem spanischen Erbfolge-Krieg, theils von dem siebenjährigen Kriege her, in dem Fall, Verluste, die es an England gemacht hatte, wieder einbringen zu müssen. Nicht verschmerzt war der Verlust von Giberaltar; noch stärker aber brannte die Wunde, welche durch den Verlust der beiden Florida's in dem Pariser Frieden von 1763 geschlagen war. Zwar fühlte Spanien seine Schwäche; zwar lief es Gefahr, der ersten stärkern Anstrengung zu erliegen: allein eine so günstige Gelegenheit, wie sich in

dem amerikanischen Freiheitskriege dargeboten hatte, durfte nicht unbenutzt bleiben, wofern die spanische Regierung sich nicht zu einer bleibenden Unterordnung selbst verurtheilen wollte, und hierin lag es, daß sie vom Jahre 1779 an auf Frankreichs Seite den Kriegsschauplatz betrat.

Spaniens erstes Unternehmen war gegen West-Florida gerichtet. Da dies Land beinahe ohne alle Vertheidigung war, so mußte die im September begonnene Invasion erfolgreich seyn. Die Spanier machten sich also in kurzer Zeit zu Herrn dieses Landes. Sie richteten zunächst ihre Stärke gegen die Honduras-Bay, wo brittische Holzfäller sich niedergelassen hatten. Diese, viel zu schwach, um durch sich selbst einen Widerstand entwickeln zu können, wendeten sich an den Guvernör von Jamaika, um den nöthigen Beistand zu finden; und dieser Patriot säumte nicht, ihnen Mannschaft und Kriegsvorräthe unter Kapitän Dalrymple zu senden. Ehe diese Absendung anlangte, war die Hauptniederlassung in diesen Gegenden, St. George's Key genannt, von den Spaniern genommen und von den Britten wieder genommen worden. Auf seiner Fahrt stieß Kapitän Dalrymple auf das Geschwader des Admirals Parker, der auf einige reich beladene Registerschiffe Jagd machte. Diese Jagd blieb ohne Erfolg, weil die Registerschiffe sich in den Hafen Omoa zurückzogen, wo sie durch ein starkes Fort beschützt waren. Was konnte geschehen? Es wurde beschlossen, dies Fort in Verbindung mit den Einwohnern von Honduras zu erobern. Eigentlich galt eine Ueberrumpelung; da jedoch die Spanier hinter das Geheimniß gekommen waren, so war man genöthigt zu fechten. Der Sieg erklärte sich bald für die

Britten; doch die Festungswerke waren so stark, daß das Geschütz, welches sie mit sich führten, für unzureichend erklärt wurde. Es wurde hierauf eine Erstürmung beschlossen, und diese mit so viel Muth durchgeführt, daß die Spanier, verdutzt von so viel Entschlossenheit, gar keinen Widerstand leisteten, und, allen Bemühungen ihrer Offiziere zum Trotz, die Waffen von sich warfen und sich ergaben. Die Beute, welche die Britten bei dieser Gelegenheit machten, wurde auf 3 Millionen Dollars abgeschätzt. Vor allem bejammerten die Spanier den Verlust von 250 Zentner Quecksilber, das sie so nothwendig zu ihrem Bergbaubetrieb gebrauchten. Um jeden Preis wollten sie diesen Schatz wieder an sich bringen; allein ihr Anerbieten wurde eben so wenig angenommen, als die 300,000 Dollars, welche der Guvernör für die Zurückgabe des Forts bot. Zur Vertheidigung des Forts wurde eine schwache Besatzung zurückgelassen. Diese sah sich bald von einer überlegenen Macht angegriffen. Genöthigt, das Fort zu räumen, zerstörte sie vorher alles, was dem Feinde nützlich werden konnte, vernagelte sodann die Kanonen, verschloß die Thore des Forts, und nahm die Schlüssel mit sich. Dies geschah im Angesicht der Belagerer, worauf die Besatzung sich einschiffte, ohne irgend einen Mann eingebüßt zu haben.

Wir dürfen einen Gegenstand, der zu den aller wichtigsten dieses Krieges gehört, nicht mit Stillschweigen übergehen; dies ist das Verhältniß, worin die Urbewohner Nord-Amerika's, gemeinhin Indianer genannt, durch die Engländer mit den Kolonisten gesetzt wurden.

Es war den Engländern gelungen, mehrere Stämme

in ihr Interesse zu ziehen. Gewohnt nun, den Krieg mit der Grausamkeit zu führen, welche barbarischen Völkern eigen ist, entsagten die Indianer dieser Gewohnheit nicht, weil sie unter Englands Fahnen fochten. Wer von den Kolonisten in ihre Hände zu fallen das Unglück hatte, wurde skalpirt; und da die Indianer für ihre Tapferkeit und ihren Muth belohnt werden mußten, so waren Komtoire errichtet, wo brittische Beauftragte die eingelieferten Skalpe für den ausbedungenen Preis in Empfang nahmen. Jede Bemerkung, die sich hierüber machen läßt, ist überflüssig, weil man auf der Stelle fühlt, daß diese Einrichtung nur die Engländer schändet. Die Kolonisten hatten viel von der Wildheit der Indianer gelitten, als sie den ersten Versuch machten, sie von gleichen Grausamkeiten abzuschrecken.

Da in diesem Jahre (1779) in der Provinz New-York nichts Wichtiges mehr unternommen werden konnte: so benutzte der Kongreß diesen Umstand, den General Sullivan mit einer nicht unbedeutenden Macht gegen die Indianer auszusenden, nicht um sie zu unterjochen, sondern um sie, wo möglich zu vertilgen: so drücken sich wenigstens die brittischen Schriftsteller darüber aus. Die sogenannten Wilden, von diesem Vorhaben unterrichtet, vereinigten ihre ganze Stärke, weil sie die Dinge zur Entscheidung kommen lassen wollten. Sie nahmen zu diesem Endzweck in dem waldigsten und gebirgigsten Theile ihres Landes eine starke Stellung, errichteten eine lange Schanze in derjenigen Gegend, wo der Angriff erfolgen mußte, und deckten ihre rechte Seite durch einen Fluß, und die linke durch einen schwer zu ersteigenden Hügel. In dieser,

auf den Rath der Ueberläufer genommenen Stellung erwarteten sie die Ankunft der Amerikaner. Diese blieben nicht lange aus. Ihre Ueberlegenheit bestand in dem Geschütz, womit sie die Brustwehr der Indianer zerstörten. Zwar hielten diese sich noch; als aber eine Entsendung der Amerikaner den Gipfel des Hügels erstiegen hatte, da trieb die Furcht vor einer Einschließung sie in die wildeste Flucht, auf welcher sie viele Todte und Verwundete zurück ließen. Den Amerikanern stand nach dem beendigten Treffen nichts weiter entgegen. Sie drangen also in die Region der Wilden, welche sie bei weitem besser angebaut fanden, als sie es vorausgesetzt hatten. Wir mögen nicht annehmen, daß die Zerstörungen, welche von dem General Sullivan ausgingen, von so großem Umfange waren, als die brittischen Schriftsteller angeben; denn, wie ließe sich wohl voraussetzen, daß er auf angebaute Felder, Obstgärten, regelmäßige Häuser und sogar auf Städte gestoßen sei? Allein wie viel oder wie wenig es auch mit diesen Zerstörungen auf sich haben mochte, immer bleibt es beklagenswerth, daß ein Krieg, der von Seiten der Engländer eine bloße Barbarei war, weil sie ihn nur zu ihrem eigenen Verderben führen konnten, auch von Seiten der Amerikaner dazu gemacht wurde, so fern sie sich genöthigt sahen, die erste Grundlage einer werdenden Zivilisation zu vernichten.

Dies im Vorbeigehen! Wir kehren jetzt zu den südlichen Kolonieen zurück, wo der Krieg im nächsten Jahre, 1780, mit so großem Nachdruck geführt wurde, daß Entscheidung erfolgen mußte.

Wir haben der Hindernisse gedacht, auf welche General

Prevost auf seinem Zuge nach Süd-Karolina stieß. Gegen Ende des Jahres 1779 ging Sir Henry Clinton von New-York aus unter Segel, mit einem beträchtlichen Korps, das zum Angriff von Charlestown bestimmt war. Die Flotte, von dem Vice-Admiral Arbuthnot befehligt, hatte in der schlechten Jahreszeit mit sehr viel Widerwärtigkeiten zu kämpfen; und ehe sie ihre Bestimmung erreichte, waren mehrere Transportschiffe mit dem größten Theil der für die Reiterei und für andere Kriegszwecke bestimmten Pferde, so wie auch ein mit Kanonen befrachtetes Schiff, verloren gegangen. Von Savannah, wo eine Ausbesserung erfolgen mußte, ging die Flotte den 10. Fbr. 1780 nach North-Edisto, dem Ort, wo die Landung geschehen sollte. Diese erfolgte am nächsten Tage ohne Hinderniß, und das Heer nahm Besitz von St. John's Eiland. Es wurden Anstalten getroffen, das Geschwader über Charlestown-Bar zu bringen, wo das Wasser untief war; allein dies mußte bis zum 10. März verschoben werden, wo es ohne irgend einen Unfall zu Stande gebracht wurde, wiewohl die amerikanischen Galeeren, die englischen Böte am Sondiren des Kanals recht ernstlich zu verhindern suchten. Von St. John's hatten sich die brittischen Truppen bereits nach St. Jakobs-Eiland begeben, und den 29. desselben Monats bewirkten sie ihre Landung auf Charlestown's Neck. Sie drangen hierauf noch weiter vor, und den 8. April waren die Kanonen der Belagerer in Schußweite gebracht. Gleichzeitig passirte Admiral Arbuthnot Sullivan's Eiland, wo zur Beschützung des Hafens eine starke Batterie errichtet war. Er litt beträchtlichen Schaden; allein er kam an Ort und

Stelle, so daß er in Verbindung mit Sir Henry Clinton am 10. April die Stadt Charlestown zur Ergebung auffordern konnte.

Da der General-Major Lincoln, welcher in Charlestown den Oberbefehl führte, zur Antwort gab, daß er die Stadt vertheidigen werde: so hob das Feuer aus den brittischen Batterien an, und brachte sogleich die Wirkung hervor, daß das Feuer in den vorgeschobenen Werken der Amerikaner nachließ. Die Zahl der Truppen, welche Lincoln befehligte, war viel zu gering, als daß sie die ausgedehnten Werke von Charlestown hätten vertheidigen können; dazu kam aber noch, daß die meisten nicht für den Kriegsdienst erzogen, und schlecht mit allem, was sie gebrauchten, versehen waren. Die Verstärkungen, die er von Virginien erwartete, blieben aus; Graf Cornwallis und sein Oberst-Lieutenannt Carleton aber waren ungemein thätig, andere Verstärkungen und Zufuhren aufzufangen, die dem amerikanischen General gesendet wurden; denn sie hatten sich in den Besitz gewisser Posten gesetzt, durch welche das ganze Land, in einem hohen Grade, beherrscht wurde.

Bei diesem Stand der Dinge, und nachdem das Fort Sullivan von den königlichen Truppen genommen war, forderte General Clinton, den 18. Mai, die Stadt von neuem zur Ergebung auf, mit dem Versprechen, daß das Leben und Vermögen der Einwohner verschont bleiben sollte, wenn sie dem Widerstande entsagten. General Lincoln, der wohl einsah, daß er sich nicht länger behaupten konnte, setzte nun Kapitulations-Artikel auf. Diese wurden jedoch von General Clinton verworfen, der, indem er

die Stadt immer enger einschloß, und die Flotte zur Unterstützung des Sturmes herbeizog, es glücklich dahin brachte, daß General Lincoln seine Artikel annahm. Dies geschah einen Monat und zwei Tage nach der ersten Aufforderung.

Nach Sir Henry Clinton's Bericht belief sich die Zahl der Kriegsgefangenen auf 5680 Mann, nicht gerechnet 1000 Matrosen, die man unter die Waffen gebracht hatte. Anders lautete Lincoln's Bericht an den Kongreß; denn nach diesem belief sich die Zahl der Gefangenen noch nicht auf die Hälfte. Wie es sich auch mit diesen Angaben verhalten mochte: was an Geschütz, Gewehren und Kriegsvorräthen verloren ging, war allzu bedeutend, als daß der Fall von Charlestown nicht hätte eine Erschütterung durch alle Kolonieen hin bewirken sollen. Der Muth der Amerikaner wurde nur in so fern aufrecht erhalten, als ihre Schriftsteller, besonders aber Thomas Payne, in dem gemachten Verlust eine Aufforderung zu einem heftigeren Widerstande fanden.

Die Besatzung von New-York war während Clintons Abwesenheit nicht frei geblieben von allen Besorgnissen wegen ihrer Sicherheit. Gegen die Mitte des Dezembers war ein heftiger Frost mit starkem Schnee eingetreten; und dieser Frost hatte so zugenommen, daß gegen die Mitte des Januars alle Wasser-Kommunikationen New-Yorks abgeschnitten waren, daß folglich die Einwohner gänzlich aufgehört hatten, einen Insel-Staat zu bilden. Schwer beladene Wagen konnten über das Eis von einer Insel zur andern nach den Jerseys gehen; und selbst der Nord-Strom (North River) war den 19. Januar da,

wo

wo er die größte Breite hat (zwischen New-York und Paulus Hook) mit dem schwersten Geschütz zu befahren; eine seit Menschen Angedenken unerhörte Begebenheit. Auf Schlitten mußte der Mundvorrath herbeigeschafft werden, und eine Kavallerie-Entsendung marschirte auf dem Eise von New-York nach Staaten-Eiland, welche durch 11 englische Meilen von einander getrennt sind.

Unter diesen Umständen konnte New-York betrachtet werden als ausgesetzt allen den Angriffen, die von dem festen Lande aus auf diese Stadt gemacht werden konnten; auch war man daselbst der allgemeinen Meinung, daß General Washington einen großen Streich ausführen würde. Da nun viele von den Einwohnern New-Yorks sich früher zum Dienst angeboten hatten: so hielt der General-Major Pattison, welcher in dieser Stadt befehligte, es für angemessen, die Aufrichtigkeit der Gesinnungen auf die Probe zu bringen. Zu diesem Endzweck forderte er sämmtliche Einwohner vom 16ten bis zum 60sten Lebensjahre zur Ergreifung der Waffen auf. Der Erfolg war so glänzend, daß, nach wenigen Tagen, nicht weniger als vierzig Kompagnieen unter den Waffen standen.

Welchen Plan Washington auch gehabt haben mochte: der Angriff auf New-York unterblieb. Dagegen wurde von Seiten der Amerikaner ein Versuch gegen Staaten-Eiland gemacht, wo ungefähr 1800 Mann unter dem Brigade-General Sterling verschanzt standen. General Washington, dessen Heer bei Morris-Town in Baracken lagerte, entsendete 2700 Mann mit sechs Kanonen, zwei Mörsern und einiger Reiterei. Dies zusammen langte den 15ten Januar Vormittags in Staaten-Eiland an. Die vorge-

choбenen Poſten der Britten zogen ſich nach der Ankunft der Amerikaner zurück. Dieſe bildeten eine Linie und machten den Tag über einige Bewegungen. Doch, nachdem ſie ein Haus abgebrannt, mehrere geplündert und etwa hundert Stück Rindvieh weggetrieben hatten, zogen ſie ſich zurück. Unmittelbar nach der Ankunft der Amerikaner auf Staaten-Eiland, hatte der General-Lieutenannt Knyphauſen ſechshundert Mann eingeſchifft, welche dem General Sterling zu Hülfe kommen ſollten; allein das Treibeis zwang dieſe zur Rückkehr. Nichts deſto weniger beſtimmte, wie man geglaubt hat, der Anblick dieſer Verſtärkung, welche ſehr leicht wahrgenommen werden konnte, die Amerikaner zu einem übereilten Rückzug.

Bald nach der Uebergabe von Charlestown an die königlichen Truppen, erließ General Clinton eine Proklamation, worin er die Bewohner Süd-Karolina's aufforderte, zur Unterthanenpflicht zurück zu kehren, und Dienſte im königlichen Heere zu nehmen. Um Frieden und Wohlfahrt wieder herzuſtellen, ſei die Hülfreichung jedes Einzelnen erforderlich. Nichts werde den Oberbefehlshaber noch tiefer ſchmerzen, als die Freunde des Königs in irgend eine Gefahr zu bringen, ſo lange über den Erfolg irgend ein Zweifel obwalten könne. Aber er nähre das Vertrauen, daß Jeder ſich an ihn anſchließen, und den nothwendig gewordenen Maßregeln Kraft und Nachdruck geben würde. Die, welche einen Hausſtand hätten, möchten daheim bleiben, und eine Miliz bilden unter ſelbſtgewählten Offizieren; ihre Beſtimmung wäre, die gute Ordnung zu erhalten. Wer keinen Hausſtand habe, und Zeit und Kraft für das Allgemeine erſparen könne, werde, ſo

hoffe man, sich freudig zu den königlichen Truppen gesellen, um die Unterdrücker zu vertreiben, welche, unter der Autorität des Kongresses handelnd, nichts als Elend über die Kolonieen brächten. Zu diesem Endzweck sei erforderlich, daß alle junge Männer, sobald sie dazu aufgefordert würden, zum Wenigsten sechs Monate im königlichen Heere Dienste leisteten. Ihre Offiziere möchten sie sich selbst wählen. Sold, Schießbedarf und Nahrung sollte ihnen gereicht werden, wie den übrigen Truppen des Königs. Beim Eintritt in den Dienst habe jeder ein Certifikat vorzuzeigen, worin ausgedrückt werde, daß er, als zur Miliz gehörig, auf festgesetzte Zeit diene. Ueber Nord-Karolina und Georgia hinaus, sollte er nicht gebraucht werden. Wäre die Dienstzeit vorüber, so sollte er frei seyn von jedem Militär-Dienst, den der Gemeine, worin er leben würde, allein ausgenommen. Denn er hätte alsdann seine Pflicht gethan, und wäre berechtigt: Frieden, Freiheit und Eigenthum zu genießen.

Diese Proklamation des Generals Clinton blieb in Süd-Karolina nicht ohne Wirkung, wiewohl sie den stärksten Eindruck auf diejenigen gemacht zu haben scheint, welche schon früher abgeneigt waren von der Sache der amerikanischen Unabhängigkeit. Zweihundert und zehn von den Einwohnern Charlestown's unterzeichneten eine Zuschrift an den General Clinton und an den Admiral Arbuthnot, worin sie darauf antrugen, daß man ihnen von neuem den Charakter und das Verhältniß brittischer Unterthanen gewähren möchte, da die Einwohner der Stadt bisher als Gefangene auf Ehrenwort betrachtet wären. Zugleich erklärten sie sich für Gegner der Unabhängigkeitslehre, und

drückten ihr Bedauern darüber aus, daß nach der Zurücknahme jener Statuten, aus welchen die Unruhen Amerika's hervorgegangen wären, die von den Kommissarien Sr. Majestät gemachten Eröffnungen unberücksichtigt geblieben wären von dem Kongresse. Also aufgemuntert erließ General Clinton eine Proklamation, worin er ankündigte: „daß alle, welche die Waffen gegen Sr. Majestät Regierung in diesem Lande tragen, oder, es sei unter welchem Vorwande es wolle, Andere zur Ergreifung derselben anreizen, und des Königs getreue und loyale Unterthanen von der Bahn der Pflicht ablocken würden, mit der äußersten Strenge bestraft, und ihres ganzen Vermögens verlustig erklärt werden würden."

Wie unerfreulich auch diese Aussichten in die Zukunft seyn mochten: so ließen sich die Amerikaner dadurch doch nicht irre machen. Gleich den Römern, welche, als Hannibal vor ihren Thoren stand, die von Feinde besetzten Ländereien um einen höheren Preis kauften, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Künste des Friedens. Am 4. Mai 1780 stiftete das Haus des Repräsentanten von Massachusetts-Bay eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften. Gegen Ende des abgewichenen Jahres waren in dem Kongreß Zweifel darüber entstanden, ob es angemessen sei, die Sitzungen in der Stadt Philadelphia fortzusetzen. Hierüber wurde jetzt ein förmlicher Beschluß gefaßt; und nicht genug, daß der Kongreß diese Stadt jeder anderen vorzog, ernannte er auch einen Ausschuß, welcher darüber berichten mußte, wo das Versammlungshaus am angemessensten gebaut werden könnte. Noch mehr: der Kongreß beschloß, daß dem General Mont-

gommey, welcher bei Quebeck geblieben war, zum Dank für seine, den Vereinigten Staaten geleisteten Dienste ein Denkmal mit einer Inschrift errichtet werden sollte, welche das Andenken an seine Liebenswürdigkeit und seinen Heldengeist auf die Nachwelt brächte; wobei Doktor Franklin den Auftrag erhielt, dies Denkmal in der Hauptstadt Frankreichs, oder an irgend einem andern Orte dieses Landes, ausführen zu lassen. Auch beschloß der Kongreß, daß ein Gerichtshof zur Annahme aller Appellationen von dem Admiralitäts-Hofe der Vereinigten Staaten von Amerika eingeführt werden sollte; er sollte aus drei, von dem Kongreß ernannten und beauftragten Richtern bestehen, die den Amtseid zu leisten hätten, und nach den Gebräuchen der Völker entscheiden sollten. Eine Schöpfung, wobei nichts so sehr beabsichtigt wurde, als das brittische Admiralitäts-Amt mit seinen eigensüchtigen Entscheidungen verhaßt zu machen.

Im Uebrigen war die Lage des Kongresses, so wie der Provinzialen überhaupt, nichts weniger, als erfreulich. Die größten Schwierigkeiten rührten von dem Unwerth her, worein das Papiergeld gerathen war. In jener Zeit, wo die Koloniceen sich in einen Krieg mit Großbritannien einließen, hatten sie keine bürgerliche Regierung, welche stark genug gewesen wäre, die Einsammlung der Steuern zu erzwingen, oder Kapitalien zum Umsatz für solche Kredit-Zettel herbei zu schaffen, als sie zu verausgaben genöthigt waren. Die Folge von dem Allen war, daß die Kredit-Zettel, ihrer Quantität nach, bei weitem über das Maß hinaus gingen, das die Ausgleichung der gesellschaftlichen Arbeit erforderte; und da es ihnen zugleich an

baaren Fonds zur Einlösung fehlte, so sah man das Papiergeld täglich im Werthe sinken. Dieses Sinken fand in einer stufenartigen Progression von 1777 bis 1780 Statt, dergestalt, daß die Kontinental-Dollars, wie mit gemeinschaftlicher Verabredung, in den meisten Theilen Amerika's zu $\frac{39}{40}$ unter ihrem National-Werthe standen. Die Unmöglichkeit nun, den Kredit des Umlaufsmittels auf einer bestimmten Höhe zu erhalten, verursachte große und beinahe unübersteigliche Verlegenheiten bei Bestimmung des Werths des Eigenthums, oder bei Einführung des Handels. Da Käufer und Verkäufer keine Regel kannten, wonach sie Gewinn oder Verlust hätten beurtheilen können: so war jede Art von Verkehr oder Austausch, er mochte mit Ausländern oder mit Eingebornen Statt haben, zahllosen und zunehmenden Schwierigkeiten ausgesetzt. In besonderer Strenge wurde die Werthlosigkeit des Papiergeldes von demjenigen Theile der Amerikaner empfunden, die im Kriegsdienste standen; die Beschwerden desselben wurden dadurch nicht wenig vermehrt. Machte der Kongreß Requisitionen an die Kolonieen, so fehlte gar viel daran, daß ihm immer gewillfahrtet wurde; und so geschah es, daß die Truppen nicht selten das Nothwendigste entbehrten, was wiederum Stoff zu Mißvergnügen und zu lauten Klagen gab. Vielleicht gab es keine Weisheit, welche allen Schwierigkeiten, die aus solchen Umständen entsprangen, hätte begegnen können; doch schienen sie hauptsächlich ihren Ursprung an der Unbekanntschaft des Kongresses mit den Prinzipen der Finanzkunst gehabt zu haben. Nächst dem litt die Sache der Amerikaner am meisten von dem Geiste der Soldaten, welche bei der kurzen Dienstzeit, zu

welcher sie verpflichtet waren, nicht aufhörten, sich als freie Bürger zu fühlen. Erst am Schlusse des Jahres 1780 versuchte der Kongreß, das Heer auf einen besseren Fuß zu bringen, und Offizieren und Soldaten alle die Genugthuung zu verschaffen, welche die Umstände erlaubten.

Wie nachtheilig die Begebenheiten auch immer ausfallen mochten: daran verzweifelten die Amerikaner nicht, daß sie ihre Unabhängigkeit durchsetzen würden. Der 4te Juli — jener Tag, an welchem die Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1776 erfolgt war — wurde 1780 mit einigem Pompe zu Philadelphia gefeiert. Oben haben wir bereits der Universität gedacht, welche an diesem Orte im Jahre 1749 gestiftet wurde. Diese Stiftung hatte sich seitdem vollständiger ausgebildet, und der 4. Juli 1780 war der Tag, an welchem zum ersten Male Grade verliehen wurden. Außer dem Präsidenten und den Mitgliedern des Kongresses war auch der Chevalier de la Lucerne, bevollmächtigter Minister des Königs von Frankreich bei den Vereinigten Staaten, bei dieser Feierlichkeit zugegen. Der Rektor der Universität hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede an die Studenten, deren Inhalt unvergeßlich zu bleiben verdient, weil er prophetisch auf eine Weise war, die sich schon nach 40 Jahren bewährt hat. Er begann damit, daß er den Studenten Glück dazu wünschte, daß, mitten unter dem Getümmel und Wirrwarr des Krieges, die Flamme der Wissenschaft fortgelodert hätte. „Welche Strahlen, fügte er hinzu, wird sie einst in die noch unerforschten Wildnisse dieses ausgedehnten Festlandes werfen! Blick' ich in die Zukunft und umfaß' ich in diesem Blick die beseligenden Folgen dieses entschlossenen

Kampfes um Unabhängigkeit und Freiheit: so entdeck' ich lauter Fortschritte — Fortschritte in Wissenschaft und Kunst — Fortschritte in Ackerbau und Handel — Fortschritte in Religion und Regierung. Mit erhöhetem Entzücken erforscht der entfesselte Geist die Schätze, welche dem Thier- und Pflanzen- und Mineral-Reiche dieser neuen Welt verborgen liegen; und mit immer gleicher Unverdrossenheit schöpft er aus allen Quellen anderweitiger Erkenntniß! Wahrlich mir schwillt das Herz bei dem hocherfreulichen Gedanken, daß die Zöglinge dieses Instituts auf ihren verschiedenen Lebensbahnen zur Vermehrung und Verschönerung menschlicher Glückseligkeit beitragen werden. Ich sehe eine lange Reihe belehrender und achtungswerther Schriftsteller, deren Namen die Zukunft verkündigen wird."

Wenige Tage nach dieser Feierlichkeit langte Herr Ternay mit einer Flotte von sieben Linienschiffen und einem bedeutenden Korps französischer Truppen, welche von dem Grafen von Rochambeau befehligt wurden, bei Rhode-Eiland an, wo am 11. Juli 6000 Mann gelandet wurden. Von der General-Versammlung Rhode-Eilands wurde ein Ausschuß ernannt, welcher dem General zu seiner Ankunft Glück wünschen sollte. Hierauf erwiederte dieser: „der König, sein Herr, sende ihn zwar zum Beistand seiner guten und getreuen Verbündeten, der Vereinigten Staaten von Amerika, doch nur als Vorhut: eine weit stärkere Macht sei für sie bestimmt, und der König habe ihm befohlen, ihnen die Versicherung zu geben, daß seine ganze Macht zu ihrer Unterstützung verwendet werden sollte." Er fügte noch hinzu: „die Franzosen ständen unter

der strengsten Zucht, und unter den Befehlen des Generals Washington fechtend, würden sie mit den Amerikanern als Brüder leben."

Inzwischen waren der General Clinton und der Admiral Arbuthnot nach New-York zurück gekommen, wo sehr bald ein Plan zum Angriff auf die französische Flotte bei Rhode-Eiland zu Stande kam. Zur Ausführung dieses Plans wurden bereits Truppen eingeschifft. Sobald dies aber zur Kenntniß des Generals Washington gelangte, ging er über den Nord-Strom, und drang an der Spitze von beinahe 12,000 Mann in großer Eile zum Angriff von New-York bis nach Kings-Bridge vor. Hier machte er Halt, weil er erfahren hatte, daß der brittische General seinen Plan aufgegeben habe. Da seine Politik nichts so bestimmt mit sich brachte, als entscheidende Auftritte zu vermeiden: so ging er über den Fluß in seine Stellung zurück.

Einen eben so erfolglosen Versuch machte Genera Knyphausen um eben diese Zeit in den Jerseys. Seine Absicht war, die vorgeschobenen Posten des Generals Washington zu überfallen. Mit 3000 Mann ging er in Eilmärschen nach Springfield vor, wo er nicht eher auf Widerstand stieß, als bis er die Brücke erreichte. Diese wurde von 170 Mann Amerikanern vertheidigt; und wie gering ihre Zahl auch seyn mochte, so hielten sie doch eine längere Zeit gegen das brittische Heer aus. Erst als sie sahen, daß sie einem so ungleichen Kampfe nicht gewachsen bleiben würden, gaben sie den Widerstand auf. Die Britten kamen nun in die Stadt, die sie auf mehreren Punkten anzündeten; sie verübten auch noch andere Räu-

bereien in den Jerseys. Allein sie sahen sich nicht lange darauf zum Rückzug genöthigt, und traten denselben an, ohne etwas Wesentliches ausgerichtet zu haben.

Besserer Erfolg begleitete die königlichen Waffen in Süd-Karolina. Hier trug Graf Cornwallis, der die britischen Truppen befehligte, den 16. August einen bedeutenden Sieg über den General Gates davon. Das Treffen begann mit Tages Anbruch in einer für die Britten sehr vortheilhaften, für die Amerikaner hingegen sehr nachtheiligen Stellung. Die Letzteren waren der Zahl nach die Stärkeren; aber das Erdreich, worauf sie fochten, war zur Rechten und zur Linken so eingeengt durch Sümpfe, daß sie sich nicht entwickeln konnten. Man ist versucht hinzu zu fügen, daß General Gates einen unverantwortlichen Fehler dadurch beging, daß er sich in einer so unvortheilhaften Stellung überfallen ließ. Doch dies war mehr die Sache des Zufalls; denn beide Heere waren gleichzeitig (um 10 Uhr Abends am vorigen Tage) mit der Absicht aufgebrochen, um eine Schlacht zu liefern, und stießen bei Tages Anbruch auf einander gerade an dem Orte, wo das Treffen geliefert wurde. Der Angriff erfolgte von Seiten der Britten, und dehnte sich nach wenigen Augenblicken längs der ganzen Linie aus. Es herrschte in der Luft eine Todtenstille, und ein ziemlich starker Nebel verhinderte das Aufsteigen des Pulverdampfes, so daß es unmöglich war, die Wirkung des Kanonen- und Gewehrfeuers auf beiden Seiten zu beobachten. Die Britten griffen zum Bayonnet, sobald sich die Gelegenheit dazu darbot. Noch widerstanden die geregelten Truppen der Amerikaner, allein die Miliz ergriff nach der ersten Stunde

die Flucht, und bewirkte dadurch eine Niederlage, welche sich damit endigte, daß die Amerikaner, außer 1000 Todten und eben so viel Gefangenen, sechs metallne Kanonen, viele Fahnen und alle Munitions-Wagen verloren. Auf Seiten der Britten betrug der Verlust 230 Mann. Der Sieg, den sie am 16. errungen hatten, wurde am folgenden Tage dadurch vervollständigt, daß der Oberst-Lieutenant Carleton, welcher sich in dem Treffen vorzüglich ausgezeichnet hatte, an der Spitze von etwa 350 Mann den amerikanischen General Sumpter bei der Catawbar-Furth überfiel, und in die Flucht schlug, nachdem er ihm 150 Mann auf den Fleck getödtet und außer zwei metallenen Kanonen vier und vierzig Wagen abgenommen hatte.

Die Vereinigten Staaten hatten seit ihrer vierjährigen Dauer Unfälle aller Art erlebt: sie hatten Schlachten verloren, und ihr Besitzthum auf alle Weise angegriffen und vermindert gesehen. Aber sie hatten noch keinen Verrath erfahren. Nun, auch hieran sollte es ihnen nicht fehlen, damit die Unabhängigkeit, nach welcher sie trachteten, ihren vollen Werth erhielte.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge

aus

Charles Dupin's fortschrittlicher Lage der Kräfte Frankreichs seit dem Jahre 1814.

(Schluß.)

Seit drei und dreißig Jahren hat die polytechnische Schule beinahe 4000 Beamte für öffentliche Arbeiten über alle Punkte Frankreichs verbreitet. Diese Beamten, wo sie sich auch niederlassen mochten, haben den Geschmack für positive Kenntnisse in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse der Gesellschaft, so wie das Studium derselben, nach allen Richtungen hin verpflanzt. Mehrere unter ihnen haben sich zu hohen Aemtern erhoben, und schwerlich dürfte ein Einziger aufzufinden seyn, der nicht ein Beschützer nützlicher Kenntnisse wäre.

Offiziere, Aerzte, Chirurgen, Vieharzte und Apotheker, welche seit 1814 von den Heeren abgegangen sind, und sich irgendwo niedergelassen haben, haben die ihnen eigenthümlichen Kenntnisse verbreitet, und ihre auf Reisen gesammelten Beobachtungen gemeinnützlich gemacht. Sie leben meistens in unseren kleinen Städten und auf unseren Fluren, und kommen der Zivilisation von allen Seiten zu Hülfe.

Köstliche Wirkungen für die hervorbringende, wie für die kommerzielle Kraft sind hervorgegangen aus der großen

Zahl von öffentlichen Beamten, welche seit 1814 entweder verabschiedet oder pensionirt worden sind. Alle diese Kernmenschen, gewöhnt an Arbeit des Geistes, an Ordnung, an Verantwortlichkeit, an einer vergleichenden Prüfung des öffentlichen und des Privat-Nutzens, haben die Thätigkeit ihrer Gedanken den Verrichtungen des Ackerbaus, des Handels oder der Fabrikation zugewendet. Als Neulinge haben sie nicht die Vorurtheile Derer angenommen, welche in diesen Verrichtungen alt und grau geworden waren; sie haben vielmehr, gleich vorn herein, die schlechten Verfahrensarten zurückgewiesen, und Vervollkommnungen da angebracht, wo das Herkommen seine alte und friedfertige Herrschaft ausübte. Von allen Seiten ist also die Aufklärung nach Oertern vorgedrungen, welche auf ihren Empfang am wenigsten vorbereitet schienen.

In den Hauptörtern der Departements und der Bezirke haben sich Agrikultur-Gesellschaften gebildet; und die unterrichteten Kernmenschen, deren ich so eben gedacht habe, haben ungesäumt ihren Platz in diesen Assoziationen gesucht und gefunden. Diese sind für die geschicktesten Eigenthümer eine Schule gegenseitigen Unterrichts geworden. Im Allgemeinen haben diese Gesellschaften in ihren Untersuchungen die verschiedenen Zweige der Industrie und der positiven Wissenschaften umfaßt, welche die Fackel der Künste sind. Sie haben mitunter ganz merkwürdige Preise ausgesetzt, je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes und nach der Gründlichkeit des Urtheils in den Mitbewerbungen. Sie haben nicht bloß die Arbeiten der Studier-Stube oder des Laboratoriums aufgenommen; sie haben auch den Künstlern, den Ackerbauern, den kleinen Eigen-

thümern, den einfachen Arbeitern Preise dargeboten für die Einführung neuer Methoden in ihren bezüglichen Professionen. Oft haben sie sogar eine wünschenswerthe Neuerung angegeben. Endlich haben sie Lehr-Kurse gestiftet und den Zöglingen Belohnungen ertheilt. Durch diese zahlreichen Dienste haben sie für immer die Lächerlichkeit beseitigt, welche auf die literärischen Gesellschaften unserer Provinzen lastete und hervorgerufen wurde durch die nur allzu oft wiederkehrende Mittelmäßigkeit ihrer dichterischen und prosaischen Erzeugnisse.

Seit mehreren Jahren geben die meisten Departemental-Gesellschaften des Ackerbaus, der Künste und der Wissenschaften, in größeren oder geringeren Zeiträumen periodische Denkschriften heraus, welche immer schätzbarer werden.

Eine einzige Thatsache wird den glücklichen Einfluß nachweisen, den diese Assoziationen, diese Mitbewerbungen, diese Studien gehabt haben. Total der über Wissenschaft im Allgemeinen erschienenen Druckbogen mit Einschluß der Denkschriften gelehrter Gesellschaften:

im Jahre 1814	im Jahre 1820	im Jahre 1826
232,349,	369,862,	1,177,780.

Die Schriften über Wissenschaft im Allgemeinen, und die der gelehrten Gesellschaften, haben sich also in sechs Jahren noch mehr als verdreifacht; und dies ist einer von den schönsten Fortschritten, welche man namhaft machen kann, um die Freunde Frankreichs zu beglücken.

Einige beklagen den unbegränzten Anwuchs der Zöglinge, welche die Schulen der Medizin und Chirurgie besuchen; allein diese Zöglinge genießen außerdem vortreff-

lichen Unterricht in der Physik, Chemie, Naturgeschichte, vergleichenden Anatomie u. s. w. Und diese Lehr-Kurse setzten sie in den Stand, verschiedene nützliche Bahnen zu durchlaufen, wenn sie für die menschlichen Krankheiten, welche die Natur ihnen liefert, allzu zahlreich seyn sollten.

Unsere Rechtsschulen, hierin den Schulen für Heilkunde zu vergleichen, bieten eine täglich zunehmende Zahl von Zuhörern dar. Die Franzosen der gegenwärtigen Zeit wollen nur dem Gesetze gehorchen: jeden Augenblick appelliren sie an dasselbe, von der Polizei an die Rechtspflege, von der Verwaltung an die Tribunale, von der Willkühr an das Gesetzliche. Das Studium des Rechts ist ihnen zu einem Bedürfniß geworden. Die Söhne unserer Prinzen von Geblüt, die Söhne der Pairs und der wohlhabendsten Familien widmen sich mit gleichem Eifer diesem Studium. So machte es die römische Jugend; so macht es die Jugend Englands, Niederlands, Deutschlands, kurz die Jugend jedes Volks, das seine individuellen Freiheiten und seine öffentliche Freiheit mit Liebe umfaßt.

Die Regierung hat den Unterricht in der Verwaltungskunde geschaffen; und dieser Unterricht ist eine Wohlthat für die Nation. Man hat erlaubt, daß ein gelehrter Staatsrath vor vier Jahren seine erste Vorlesung über diesen Gegenstand hielt, und davon einen Prospektus herausgab. Erwägt man, daß die öffentliche Autorität unsere Geburt, und unser Leben, und unseren Tod verwaltet; daß sie auf unsere Verheirathungen einfließt und sich in unsere Ehescheidungen mischt; daß sie uns stätig besteuert und von einer Zeit zur andern entlastet; daß sie, nach

ihrer unbestimmbaren Klugheit, uns erlaubt oder versagt, zu bleiben, zu kommen, von der einen Stadt in die andere, von dem Königreich ins Ausland zu ziehen; daß sie sich für die Gebieterin über die Fazade unserer Häuser erklärt hat, an welcher wir ohne ihre Erlaubniß keinen Buchstaben des Alphabets anbringen dürfen; daß sie für die Eigenthümerin der Straßen, der Plätze, der Wege, der Brücken, der Fähren, der Ströme, der Küsten, der Gränzen gelten will; daß sie, je nachdem es ihr beliebt, den Bürgern verbietet oder erlaubt, sich in ihren eigenen Wohnungen zu irgend einer Vergesellschaftung zu vereinigen: alsdann wird man begreifen, daß ein Kursus des Verwaltungsrechts für Regierer und Regierte eine von den allernützlichsten Unterweisungen ist, welche gegeben werden können. Wir haben also Ursache zu wünschen, daß dieser Unterricht fortgesetzt werde. Und wünschen wir zugleich, daß der Kursus der Moral-Philosophie und der der Volksgeschichte, die jetzt geschlossen sind, und ehemals beredten Lehrern anvertraut waren, wieder eröffnet werden!

Es giebt eine Thatsache von hoher Wichtigkeit, welche ich allen den Mächtigen einprägen möchte, welche sich einbilden, durch dergleichen Verbote irgend Etwas erreichen zu können. Als die Moral-Philosophie den Zögling und den Uebersetzer des Platon *) zum Dolmetscher hatte, belief sich die Summe der über Metaphysik und über Moral bekannt gemachten Schriften nur auf 575,965 Bogen jährlich. Jetzt, wo die Stimme des Professors hat verstummen

*) Herrn Cousin.

stimmen müssen, beläuft sich das Total der Bekanntmachungen über diese Gegenstände auf 922,841 Bogen. — Also — anstatt Improvisationen oder Vorlesungen zu hören, welche jährlich höchstens 100 Druckbogen gleich kommen würden, lieset und meditirt die französische Jugend mit aller Muße einen Ueberschuß von 346,876 Druckbogen. Wem ist der Tausch zu Statten gekommen?

Ein berühmter Professor *) lehrte mit Weisheit die Geschichte unserer Altvordern. Als seine Vorlesungen die Ursachen früherer Begebenheiten den Zuhörern mit Zurückhaltung erklärten, da gab die Geschichte jährlich nur 33,149,157 Druckbogen heraus; und jetzt, wo sie ihren vorsichtigen Dolmetscher nicht mehr hat, macht sie jährlich 46,545,727 Druckbogen zu Gemeingut; sie ersetzt also 100 Bogen Vorlesung durch 13,396,570 Druckbogen, und 1500 Zuhörer durch 1,500,000 Leser! So steht es um den Triumph der Aufklärung und der Wahrheit!

Möge die obere Verwaltung, aufgeklärt durch solche Thatsachen, dem Fortschritt der Aufklärung nicht länger einen Damm entgegen setzen, der nichts weiter bewirkt, als daß der Studien-Strom einer Generation, welche täglich an Zahl, Stärke und an Willenskraft wächst, mit größerer Gewalt aus seinen Ufern tritt und zu einem gefährlichen Gießbach wird. Denn was ist natürlicher, als daß sie eine Belehrung liebt, von welcher sie glaubt, daß sie von der Gewalt nicht begünstigt werde?

Die Autorität beurtheile selbst, was ihr den Beifall der französischen Nation entziehen oder gewähren könne!

---

*) Herr Guizot.

Männer von den verschiedensten Meinungen, im Uebrigen aber sämmtlich Freunde der Wohlfahrt des Königreichs, haben sich vereinigt, dieser Autorität die unzweideutigsten Lobsprüche zu machen, so oft sie die Entwickelung nützlicher Kenntnisse begünstigt, neue Schulen gestiftet, oder auch nur neue Lehr-Kurse in den alten gestiftet hat. Diese Stiftungen werden ein ehrenvolles Denkmal bleiben, das Andenken solcher Verwalter zu erhalten, denen wir eine so große Wohlthat verdanken. Dagegen schänden öffentliche Meinung und der Tadel strenger Moralisten schon jetzt auf eine unvertilgbare Weise das Andenken der Mächtigen, welche die Zerstörung der zum Fortschritt der gegenwärtigen Generation nothwendigen Schulen vorschreiben oder bloß genehmigen.

Trotz des thätigen, unermeßlichen Kampfes, über welchen ich es vorziehen würde gar nichts bemerken zu dürfen, werden alle Theile menschlicher Erkenntniß gegenwärtig gründlicher und von weit mehr Zöglingen umfaßt, als zu Anfang des Konflikts. Die Zahl der gestifteten Schulen übertrifft die Zahl der zerstörten; der Elementar-Unterricht hat von Jahr zu Jahr 300,000 Zöglinge gewonnen; der Gymnasial-Unterricht mehr als 30,000; der höhere Unterricht mehr als 10,000 und der Unterricht in der Betriebsamkeitslehre mehr als 10,000. Wir dürfen voll Hoffnung seyn.

Doch wenden wir uns nun zu den großen Veränderungen, welche in der französischen Bevölkerung, in ihren Sitten, ihren Ideen und ihren Angelegenheiten seit dem Ende der Kaiser-Regierung vorgegangen sind. Seit den dreizehn letzten Jahren sind zwölf Millionen

viermal hunderttausend Franzosen in die Welt eingetreten, und neun Millionen siebenmal hunderttausend ins Grab gestiegen. — Beinahe ein Viertel der Bevölkerung, welche unter dem kaiserlichen Zepter lebte, ist nicht mehr. Zwei Drittel der gegenwärtigen Bevölkerung waren im Jahre 1789 um die Zeit, wo die konstituirende Versammlung einberufen wurde, noch nicht geboren. Menschen, welche damals zwanzig Jahr alt waren, bilden jetzt nur ein Neuntel der Gesammtbevölkerung; sie repräsentiren die Großväter und die Großmütter unserer Familien. Kurz, die Totalität Derer, welche beim Tode Ludwigs des Funfzehnten zwanzig Jahre zählten, bildet jetzt nur noch den neun und vierzigsten Theil dieser Bevölkerung; und sie repräsentiren die Urgroßväter und Urgroßmütter unserer Familien.

Es leben also vier Generationen zusammen: eine, welche heran wächst, eine andere, welche im Genuß ihrer Kraft ist, eine dritte, welche zusehends verfällt, und eine vierte, welche verlöscht: zwei welche einschreiten in das gesellschaftliche Leben mit allen Ideen, die auf Fortschritte hindeuteten, und zwei, andere, welche sie hemmen, oder vielmehr, welche sie hemmen möchten.

Bei diesem durchaus moralischen und politischen Kampfe kann es sich nicht darum handeln, die physischen Kräfte ins Gleichgewicht zu bringen. Nichts desto weniger giebt es eine materielle Macht, welche, bis auf den heutigen Tag, die älteren Generationen begünstigt hat; nämlich die Macht des Eigenthums, welche nur äußerst langsam auf die neuen Generationen übergeht, und die politische Macht, welche an dies Eigenthum geknüpft ist.

Nach den Berechnungen, welche ich auf eine Wähler-liste, die das Alter der Wahlherrn angab, angestellt habe, ist die Hälfte der Wähler älter als 55 Jahre. Menschen, welche im Jahre 1789 zwanzig Jahre zählten, haben 1824 fünf und funfzig gezählt. Dem zufolge hat das Neuntel, welches jetzt noch die Generationen der Großväter und der Urgroßväter repräsentirt, erst seit den beiden letzten Jahren die Majorität in den Wahl-Listen eingebüßt.

Nach bekannten Mortalitäts-Gesetzen ist folgendes der Zustand der seit 1823 bis 1837 eingetretenen oder zu erwartenden Veränderungen.

Wähler von	1813	1824	1827	1830	1837
Wähler, welche 1789 20 Jahr alt waren:	53,300;	50,000;	40,000;	31,400;	15,400.
Wähler, welche 1789 noch nicht 20 Jahr alt waren:	46,700;	50,000;	60,000;	68,600;	84,600.

Es giebt demnach gegenwärtig sechzigtausend Wähler von der neuen Generation, gegen vierzigtausend von der alten. Das nächstfolgende Jahr wird es drei und sechzigtausend Wähler von der neuen Generation gegen sieben und dreißigtausend von der alten geben. Nach drei Jahren wird es acht und sechzigtausend sechshundert Wähler von der neuen Generation gegen ein und dreißigtausend vierhundert von der alten geben. Es ist die Sache der Weisen, über diese große Veränderungen tief nachzudenken.

Erwägt man, daß die Wähler sämmtlich, oder beinahe sämmtlich, Familien-Häupter sind, so wird man anerkennen, daß die Zahl der Familien-Häupter bis auf eine Kleinigkeit proportional seyn muß der Zahl der Wähler, sowohl in der alten, als in der neuen Generation. Unter den Familien-Häuptern, wie unter den Wählern, hat demnach die alte Generation die numerische Mehrheit eingebüßt.

Die erste Folgerung, die man aus diesen Vergleichungen zu ziehen hat, ist, daß heut zu Tage die Realität der Territorial-Gewalt, der häuslichen Gewalt und der Elektoral-Gewalt für die alte Generation verloren ist. Seit 1825 sind die Mehrheiten allmählig auf die Seite der neuen Generation getreten.

Wenn man den Beistand untersucht, den die Wähler und die Familien-Häupter beider Generationen in der Masse der Nation finden können: so wird man erstaunen über den großen Unterschied, der sich in dieser Hinsicht zum Vortheil der neuen Generation darbietet. Ich habe folgende Uebersicht nach den Mortalitäts-Tabellen berechnet, welche das Längen-Bureau Frankreichs bekannt gemacht hat.

Jahr.	Neue Generation.	Alte Generation.	Wähler der neuen Generation.	Wähler der alten Generation.
1823	26,571,158	4,228,742	46,700	53,300
1827	28,306,007	3,293,993	60,000	40,000
1828	28,736,175	3,062,825	63,000	37,000
1830	29,684,623	2,575,377	68,600	31,400
1837	31,840,054	1,259,946	74,600	15,400

Von jetzt an sind demnach die vier und funfzigtausend Wähler des zunehmenden Frankreichs unterstützt von einer

Masse, welche hinausgeht über acht und zwanzig Millionen dreimal hunderttausend Individuen, und die sechs und vierzigtausend Wähler des sterbenden Frankreichs sind unterstützt von einer Masse, welche noch nicht drei Millionen drei und sechzigtausend Greise beträgt.

Ich entferne allen Partheigeist; meine Arbeit hat nichts zu schaffen mit den verhaßten Unterscheidungen von Ultras und Liberalen, von Bevorrechteten und Aufgeopferten; anstatt Kasten und Faktionen zu unterscheiden, bleib' ich stehen bei dem Unterschied der Alter. Ich betrachte das französische Volk nach Generationen; und zwar aus folgenden Gründen.

Jedes Zeitalter führt gesellschaftliche Bedürfnisse herbei, welche bewirken, daß Menschen, die derselben Epoche angehören, analoge Neigungen, Wünsche, Begierden und Bestimmungen haben. Wenn die Aelteren den Jüngeren die Befriedigung der Bedürfnisse einer Epoche versagen: so gewährt jedes Jahr der auf diese Weise in ihrem Wohlseyn verletzten Generation die Kräfte einer neuen Bevölkerung. Dagegen schwächt der Tod alljährlich die Kräfte des Widerstandes. Mit Einem Worte: wie lange der Kampf auch dauern möge, die Zeit mit ihrer Sichel entscheidet darüber.

Ohne Zweifel wird man mich fragen, was ich unter Ideen der neuen Generation, zum Unterschiede von den Ideen der alten Generation, hinsichtlich des Gegenstandes verstehe, der mich beschäftigt. Nun gut! ich werde mich darüber erklären.

Sollen die intellektuellen und physischen, die hervorbringenden und kommerziellen Kräfte den Einzelnen, so

wie dem Staate, die größten Resultate gewähren, die sich mit ihrem Wesen vertragen: so müssen alle diese Kräfte in ihrem Besitz gleich geachtet, in ihrer Ausübung gleich beschützt werden. Sie dürfen weder gestört, noch abgewendet, noch bekämpft werden von den Zentral- oder Lokal-Obrigkeiten oder von feindlich gesinnten Körperschaften.

Das, was die Ideen der neuen Generation charakterisirt, ist die Achtung für die Rechte, und die Sympathie für die Bedürfnisse unserer hervorbringenden und kommerziellen Kräfte. Das, was die Ideen der alten Generation charakterisirt, ist Geringschätzung oder Mangel an Vorliebe für einen unermeßlichen Theil dieser Kräfte — keine Achtung für das Recht, und sehr viel Widerwillen gegen den freien Gebrauch dieser Kräfte.

Sehr gründlich belehrte Männer möchten uns überreden, daß der zwischen den beiden Generationen bestehende Kampf die Fortdauer oder die Zerstörung des christlichen Kultus, der Monarchie, der Dynastie und selbst des Ministeriums zum Gegenstande habe. Dies ist ein Irrthum. Das Geschick der hervorbringenden und kommerziellen Kräfte Frankreichs, die Freiheit der Arbeit und der Gedanken, welche diese leiten: dies, dies ist der Gegenstand des heftigen Streits, dessen offene oder geheime Kämpfe auf allen Punkten unseres Machtgebiets geliefert werden — auf den Fluren, in den Dörfern, Flecken und Städten, auf den Plätzen, Wegen, Flüssen, Kanälen, in den Häfen, im Schooße des häuslichen Heerdes, am Fuß der Tribunäle, in der Kammer der Abgeordneten, in der Pairkammer, selbst im Innern des Palastes. Denn dies sind unsere Schlachtfelder.

Leute, welche unfähig sind, sich zu allgemeinen Ideen zu erheben, Leute, welche allenthalben nur Ausnahmen und besonders kleinliche Ausnahmen sehen, werden die von mir zur Sprache gebrachte Trennung mißbilligen. Während ich die Gesellschaft nach Generationen in Kampf zusammenfasse, werden sie mir entgegenstellen: zunächst die Greise, deren überlegene Vernunft den Eindrücken ihres Zeitalters entschlüpft, um die Erfahrung und Vernunft der Nachwelt zu erwerben, wodurch sie freilich an die Spitze unseres Zeitalters zu stehen kommen; — sodann die Jünglinge, die, indem sie, so zu sagen, die Mannbarkeit ihres sittlichen Daseyns unterdrücken, als bartlose Greise sich stellen, als gehörten sie dem Alter an, wo der Mensch zur Kindheit zurückkehrt. Andere werden mir vorwerfen, daß ich das Greisenalter beschimpfe. Ach! ich beklage es nur, wenn es eine unwiederrufliche Vergangenheit für uns zurück führen will; ich statte ihm meinen Dank ab, wenn es uns erlaubt, unserem Alter anzugehören; und ich bewundere es, wenn seine muthvolle Erfahrenheit unsere Schritte nach der glücklichen Zukunft hinleitet, die uns in Anspruch nimmt. Wahrlich, unsere Jugend weiß das Leben dieser seltenen Greise zu ehren: sie betrachtet sie als Muster; sie liebt sie als Wohlthäter; und wenn es mit ihnen zum Sterben kommt, verherrlicht sie ihr Leichenbegängniß durch so rührende und so fromme Huldigungen, daß es schon der Gewalt bedurft hat, diese zu ersticken.

Mit Beseitigung der Ausnahmen hab' ich die Macht der beiden Generationen nachgewiesen, welche im Kampfe begriffen sind, die eine, um unsere hervorbringenden und kommerziellen Kräfte zu lähmen und aufzuhalten, die andere,

um die Anwendung derselben frei zu machen und zu beschleunigen. Durch Zahlen hab' ich bewiesen, daß der Zeitpunkt da ist, wo das Uebergewicht der ersten auf immer verschwinden wird, sowohl in der Territorial-Macht, als in der Mehrheit der ersten politischen Elemente, und in dem Schooße der Familien. Daraus müssen mit der Zeit zwei Reihen von Ergebnissen entstehen, von welchen sich die eine auf unsere häuslichen Schicksale, die andere auf unsere gesellschaftlichen Schicksale bezieht. Staatsmänner, welche diese vorübergehende Lage begreifen, werden ihre Kombinationen und Handlungen auf die Kraft stützen, welche von jetzt an vorherrscht und immer mehr vorherrschen wird. Die übrigen werden aufhören Staatsmänner zu seyn.

Ich erstaune darüber, daß man den von mir bezeichneten Uebergang, der sich seit vier Jahren in Frankreich vollzieht, so wenig wahrgenommen hat.

Dieser Uebergang wird sichtbar in den Wahl-Kollegien, die man auf gut Glück versammelt; er wird auch fühlbar in der Pairskammer, welche der Tod weit schneller erneuert, als die Wahl-Kollegien. Allenthalben, wo die Aemter lebenslänglich sind, zeigen uns die Menschengruppen, die ihnen vorstehn, diese Gleichgewichtsveränderung in ihren Willen, als Körperschaften: hier, weil in der That die wirkliche Mehrheit schon auf Seiten der neuen Generation ist; dort, vermöge der unsichtbaren, schwer zu bestimmenden Wirkung, welche die Mehrheiten großer Massen in den Mehrheiten solcher Körperschaften hervorbringen, welche in dem Dunstkreise der Gesellschaft leben, ohne die Veränderungen wahrzunehmen, die mit der von ihnen

eingeathmeten Luft vergehen. Dies ist, in meiner Ansicht, die Ursache der außerordentlichen Veränderung, welche man seit zwei Jahren in den königlichen Gerichtshöfen wahrnimmt.

Der Advokaten-Stand, durch Kandidaten ergänzt, welche nicht 30 Jahre alt sind, hat uns drei Jahre früher, als die Wahl-Kollegien, die direkte Wirkung der effektiven Mehrheiten bewiesen. Bis zum Jahre 1822 wählten die Advokaten der Barreaus von Paris die Glieder ihres Disciplinar-Raths mit Stimmenmehrheit, und die Mehrheit neigte immer nach Solchen hin, welche an die Scholle der alten Ideen geknüpft waren. Um die eben bezeichnete Zeit brachte der natürliche Lauf der Dinge durch Sterbefälle die Mehrheit auf Leute der neuen Generation. Jetzt nun mußte man die Ordnung der Wahlen umkehren, um den alten Zeiten jene Mehrheit zurück zu geben, welche den Anblick gewährt, den der beredte Flechier dem Tode zuschreibt: „düstere, leere und hinschwindende Gestalt" . . . .

Eine nicht minder bemerkenswerthe Umwälzung hat sich in der französischen Akademie vollbracht. Die Mehrheit ihrer Glieder, anfangs den alten Ideen zugethan, hat, anstatt sich unaufhörlich durch Sechzig- und Siebzigjährige zu ergänzen, bei sich selbst angenommen, daß sie ihnen ohne Schaden junge Schriftsteller zugesellen könne: liebenswürdige Sänger altväterlicher Täuschungen, der Melancholie des Mittelalters, und einer romantischen und literärischen Frömmigkeit. Nie werd' ich den Eindruck vergessen, den ihre Antritts-Reden auf mich gemacht haben. Mit einer Art von Aengstlichkeit lauerte ich auf ihre Worte,

um darin die Gefühle, die Bedürfnisse ihrer Generation zu entdecken. Ich habe mich selbst zu täuschen geglaubt, als meine Ohren Worte vernahmen, wie wir sie bis auf wenige Formeln diktirt haben würden, wenn uns die Zierlichkeit einer eben so edlen Sprache zu Gebote stände: es war unsere Gesinnung, es waren unsere Ideen. Ich wage die Vorstadt St. Germain dazu aufzufordern, daß sie die Herrn Ancelot, de Lamartine, und selbst de la Menais dem akademischen Lehnstuhl empfehlen möge; denn sie sind jung. Aus demselben Grunde mag la Chaussee-d'Antin die Viennet, die Lebrun, die Casimir Bonjour, die Pongerville, die Barante empfehlen.

Ich habe gesehen, daß junge Sänger der edlen Zeit der Vasallen und der Ahnen darüber entrüstet waren, daß man der alten Ueberlieferung folgte, um dem Schimmer ihres Genies im Heiligthum der schönen Kunst die Einfachheit eines großen Herrn oder die Würde eines großen Abbts vorzuziehen. Sie haben sich erlaubt, zu behaupten, daß dies nicht recht sei, und ihre Gesänge haben aufgehört. Jetzt vermählen sich andere Gesänge mit den Akkorden ihrer Leier: der Ruhm des neuen Frankreichs, die Majestät der Aufklärung und der Heroismus christlicher Völker, welche mit muselmanischen Henkersknechten ringen. Dies sind die Gegenstände, welche ihrer Poesie die Beredsamkeit zurückgeben. Diese Schriftsteller werden populär, weil sie anfangen ihrer Zeit anzugehören; und schon haben sich unsere Hände einander gedrückt, weil unsere Herzen von denselben Gefühlen bewegt waren: von den Gefühlen unserer Zeit.

Es hatte sich eine Gesellschaft gebildet, die sich die

der bonnes lettres nannte, und darauf ausging die Einbildungskraft der Franzosen kunstgemäß in die Windeln des Mittelalters zu schlagen. Allein, anstatt sich auf achtzigjährige Professoren für sechzigjährige Zöglinge zu beschränken, hat sie junge Leute gewollt, um die Jugend anzuziehen. Fortgezogen von einem unwiderstehlichen Hange, sind diese jungen Professoren zu den Gefühlen, zu den Ideen ihrer Generation zurückgekehrt, und die ihrem Talente anvertrauten bonnes lettres sind zu belles lettres geworden!

Also, wohin sich auch die junge Generation wenden möge, dahin folgen ihr die Ideen ihrer Zeit; und die große Umwälzung, die ich bezeichne, vollbringt sich ohne Geräusch, ohne mühsame Anstrengung, unsichtbar wie die Zeit, unwiderstehlich und reißend, wie diese. Dies beweiset uns wenigstens die aufmerksame Beobachtung aller öffentlichen Vereine; wo wir über die Ideen und Neigungen nach der Sprache der Menschen urtheilen können, da steht eine so ungemeine Bewegung nicht stille.

Wir haben nur eine schwache Kenntniß von der Zusammensetzung des Staatsraths, dessen mehr oder minder geheime Sitzungen immer etwas Mysteriöses haben. Gleichwohl behaupten wir, daß er in diesem Augenblicke dieselbe Umwandlung der Gedanken und Gefühle erfährt, welche wir in Beziehung auf die Wahl-Kollegien, die Pairskammer, den Advokatenstand, die französische Akademie und die Gesellschaft der bonnes lettres angedeutet haben. Zwar in einem Rathe, wo Jeder unaufhörlich entlaßbar ist, bedeckt ein dichter Schleier alle die Neigungen, welche noch nicht das Laßsehen der Ge-

walt *) erhalten haben; doch, wenn man die Schriften des gelehrten Cormenin lieset, so kann man die Gedanken des jungen Staatsraths durchschimmern sehen. Dieser französische Quintilian, den funfzehnhundert Zuhörer (Fremde und Eingeborne) mit gleicher Begeisterung vernahmen, als Schriftsteller ein hochherziger Bekenner seines Glaubens, war Mitglied des Staatsraths.

Die jungen Präfekten, die jungen General-Sekretäre — jetzt ziemlich zahlreich — haben dieselbe Entsetzbarkeit mit den Staatsräthen und den Requeten-Meistern gemein. Wie diese, dienen sie dem Staate mit Hingebung; doch leise, ganz leise, im Innersten ihres Herzens, und so, daß ihr Verstand kaum darum weiß, erlauben sie sich, mit den Leuten ihrer Zeit gleiche Anschauungen und Gesinnungen zu haben.

Das Heer, die Marine, die Garde, so bemerkenswerth wegen ihrer Unterordnung, ihrer Gesetztheit und ihrer Treue, können kein Schauspiel darbieten, das noch befriedigender wäre. Fügen wir hinzu, daß der Geist der Offiziere, der Unter-Offiziere, der Soldaten, der Seeleute, in seinen Ideen und in seinen Neigungen dem allgemeinen Strome der letzten Generation folgt. Weßhalb? Weil neun und neunzig Hundertel der Garde, der Marine, des Heeres der jüngsten Generation angehören.

Man wird mir die Mühe ersparen, diese Bemerkungen auf alle Zweige der Verwaltung anzuwenden; ihre Einförmigkeit würde sie langweilig machen.

Je nachdem die Zivil- und Militär-Beamten den

---

*) Le laissez-paraitre du pouvoir.

Gang ihrer Generation erreichen, behalten sie zwar aus Klugheit ihre antiquen Tagblätter; allein zu ihrem Vergnügen abonniren sie sich, unter dem Namen ihres Thürstehers oder irgend eines Subalternen, auf das Journal, das ihre Seele in Harmonie bringt mit Denen, welche empfinden und denken, wie sie.

Man beklagt sich darüber, daß die den neuen Ideen geweiheten Journale tagtäglich mehr Abonnenten gewinnen, und daß die übrigen Journale in demselben Verhältniß die ihrigen einbüßen, dergestalt, daß die Gesammtzahl im Jahre 1827 ungefähr dieselbe ist, wie im Jahre 1820. Man hat nur nicht bemerkt, daß die Zunahmen der neuen Generation, Jahr aus Jahr ein, die Zahl der Abonnenten für die Journale vermehrt haben, welche ihren Gedanken entsprechen, und daß die Verluste der Generation der Großväter, in gleichem Maße die Zahl der Abonnenten für die Journale vermindern, welche für ein Zeit-Interesse kämpfen, das uns fern liegt. Also nicht, weil die alten Ideen von ihren Pflegern aufgegeben werden, verschwinden die Abonnenten der Journale, die diesen Ideen günstig sind, zusehends; sie verschwinden, weil sie sterben.

Nach den Daten, welche wir uns über die, dem Ausdrucke und der Vertheidigung der alten Ideen geweiheten Journale haben verschaffen können, zählten sie

im Jahre 1820 . . . . . 40,000 Abonnenten
— — 1827 . . . . . 25,000 —

Die alte Generation zählte

im Jahre 1820 . . . 5,387,689 Individuen
— — 1827 . . . 3,293,993 —

Individuen der alten Generation für jedes Abonnement auf Journale alter Ideen

im Jahre 1820 . . . . . 135 Personen
— — 1827 . . . . . 132 —

Man wird ohne Zweifel betroffen seyn von der verhältnißmäßigen Abnahme in der alten Bevölkerung und in ihren Abonnenten zu zwei Epochen, welche durch eine Zwischenzeit von sieben Jahren gesondert sind. Eine andere Umwälzung vollbringt sich in den Journalen alter Ideen selbst, wenn sie zur Unabhängigkeit gelangen. Die Redakteure dieser Tagblätter finden sich genöthigt, zu jungen Schriftstellern ihre Zuflucht zu nehmen, die ihnen ganz unwillkürlich in ihren Artikeln die ihrem Alter entsprechenden Ideen zutragen. Daraus entspringen, schon jetzt, für einen aufmerksamen Beobachter recht auffallende Disparate, und man sieht vorher, daß, nach und nach, diese Tagblätter gänzlich hingeleitet seyn werden auf die Ideen der neuen Generation.

Möchten alle einsichtsvolle Mitglieder der Regierung die außerordentliche Lage fassen, worin sich die Gesellschaft in Folge der unendlichen Veränderungen befindet, von welchen wir einige Symptome angegeben haben! Der Geist einer Regierung, welche fortdauern will, muß darauf gerichtet seyn, die herrschenden Ideen und Willen mit dem allgemeinen Gange ihrer Verwaltung in Einklang zu setzen. Eine solche Harmonie in der gegenwärtigen Zeit hervor zu bringen, ist in der That nicht schwer; denn wir leben in einer Zeit, wo der Wunsch nach innerem Frieden und nach Eintracht täglich eine größere Gewalt in den Herzen ausübt. Dieser leisen Stimme kann die Regierung

folgen, ohne Geräusch, ohne Aufsehn zu erregen, ohne alle öffentlichen Zänkereien. Im Gegentheil würde es ungeheure Kämpfe kosten — Kämpfe, welche sich nicht mit einem Siege endigen könnten — wenn man eine lebensvolle, an Kräften täglich zunehmende Generation in ihren Bedürfnissen und Bestrebungen hemmen wollte; eine Generation, welche sich für gesellschaftliche Tugenden, und vorzüglich für den Bürgermuth bildet; eine Generation, welche die Gesetze eben so studirt, wie ehemals die Familien-Söhne die Wappenkunde.

Die Nothwendigkeit, dem Rathe zu folgen, den meine Redlichkeit zu geben mich verpflichtet, ist nicht gegründet auf eitelen Vermuthungen: sie ist vielmehr die Folge numerischer Ergebnisse, zu welchen mich die Sterblichkeits-Gesetze geführt haben, die das menschliche Geschlecht beherrschen. Mundum regunt numeri.

England hat uns das Beispiel einer großen Veränderung in den Ideen und den Grundsätzen einer Regierung gegeben, die zu den unerschütterlichsten Regierungen Europa's gehört. Nach und nach folgten die alten Anhänger des unbedingten Torymus, so wie dieser von Lord North wieder hergestellt und durch Pitt befestigt wurde, diesen beiden Ministern ins Grab. Die neue Generation erhob sich, und forderte für Großbritannien neue Gesetze, neue Geschicke. Ein einziger Minister nahm sich, gleich einem Cato von Utika, das Leben, um nicht zu wechseln, während rund um ihn her alles wechselte. Der Ueberrest des Kabinets zog das Leben mit den Bedingungen eines neuen Daseyns vor; er rief Herrn Canning zu Hülfe, und beschützte die Ideen der neuen Generation. Auf der Stelle, und

und zum ersten Male seit dem Jahre 1688 stellten sich die Parteien um die Fahne einer Gewalt, welche die unermeßliche Mehrheit der National-Willen befriedigte. Von jetzt an wurde die brittische Regierung die mächtigste in Europa, weil sie mit dem Willen ihrer jugendlichen und kräftigen Bevölkerung am meisten in Einklang stand.

Diese Veränderung der National-Willen, in dem Umkreis des brittischen Senats allerdings später ausgedrückt, als außerhalb dieses Umkreises, scheint mir besonders bezeichnet zu seyn in der Verbesserung der Kriminal-Gesetze. Die Reform dieser Gesetze, von der neuen Generation gefordert, wurde zurückgewiesen, so lange die alte Generation im Parliament die Mehrheit bildete, und die Beredsamkeit des tugendhaften Romilly vermochte nichts gegen die starre Monomanie der alten Gesetzgeber. Endlich herrschte das neue England in den beiden Häusern des Parliaments vor, und die Kriminal-Gesetze wurden ohne Widerstand verbessert. Ein junger Verwalter, auf welchen die Tories ihre schönsten Hoffnungen gesetzt hatten, kam an die Stelle eines alten Ministers. Allein dieser junge Tory (Herr Peel) empfand die Bedürfnisse seiner Zeit. Er gab das weiseste Jury-Gesetz, das Europa empfangen hat, und noch vor kurzem vernahm man im brittischen Parliamente aus seinem Munde folgende Worte der Rechtfertigung: „Ich kann mit Zuversicht sagen, daß ich die Gesetze der Gerechtigkeitspflege zum Vortheil der Angeklagten weit mehr verbessert habe, als es je in England geschehen ist.“ Glücklich sind die Völker, wo dergleichen Worte mit Begeisterung von Gesetzgebern vernommen werden, welche die Ideen der neuen Generation zu fassen vermögen!

Als ich Großbritannien zum ersten Male besuchte, hatte das Volk, voll Unverschämtheit und Erbitterung, so eben den Wagen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Regenten mit Koth bedeckt; denn Castlereagh war sein Minister. Gegenwärtig hat derselbe Suverän die Liebe seiner Unterthanen wieder erobert: er wird geachtet und geehrt, seitdem er ganz offen den neuen Gang seines Ministeriums gebilligt hat, und dem Fortschritt der Zivilisation, den der Vortheil seiner Königreiche heischte, gefolgt ist.

Dies ist die Umwälzung, die ich mit meinen Augen gesehen habe. Eine noch weit größere Umwälzung aber ist auf dem enropäischen Festlande vollbracht worden.

In Europa ist, seit dem Jahre 1814, die neue Generation verstärkt durch 80 Millionen Menschen, welche in die Welt gekommen sind; die alte Generation aber ist geschwächt durch 60 Millionen Menschen, die ins Grab gesunken sind. Auf 220 Millionen Individuen zählt die alte Generation nur 23, welche noch bestehen, oder vielmehr, welche täglich sterben. Welche fürchterliche Erndte von Völkern und von Königen! . . . In dreizehn Jahren: ein Papst, ein Kaiser von Rußland, ein König von Frankreich, ein König von Großbritannien, ein König von Sardinien, ein König von Würtemberg, ein König von Baiern, ein König von Schweden, ein König von Neapel, ein König von Spanien, ein König von Portugal, todt! Mit den neuen Fürsten haben neue Ideen den Thron bestiegen! Auf 16 Kaiser und Könige, die in Europa regieren, neun bereits, welche die neue Generation geliefert hat! Neun königliche und repräsentative Regierungen, eingeführt und befestigt durch den Willen der Suveräne. Die Leib-

eigenschaft allmählig aufgehoben bei den slavischen Völkern! Griechenland aus dem Grabe auferstehend, mit dem Rechte fortzuleben! Der Islamismus zum Neuerer geworden, und mit seiner eisernen Hand in Konstantinopel die Feudalität der Janitscharen, in Aegypten die der Mamerlucken zertrümmernd! Und was bedeuten diese barbarischen Umwälzungen Afrika's und Asien's gegen die Unermeßlichkeit der blutigen Revolutionen Amerika's? Es gab einen Bund, der, aus der Schale der Vergangenheit schlürfend, im Namen des Ewigen die Unbeweglichkeit der Gegenwart proklamirte. Er hatte vergessen, daß die unwiderstehliche Hand des Todes an die Wände des Nebukadnezars schrieb: Mane rachel phares! „O wie sind wir so gar nichts!" rief der erhabene Bossuet beim Anblick dieses Schauspiels aus, das schwache Seelen mit Entsetzen erfüllt.

Diese Veränderungen, so groß, so reißend, wie sehr sind sie geeignet die Menschen zur Weisheit, zur Mäßigung, zur Menschlichkeit zurück zu führen! Wie sehr ist der Gedanke an das unvermeidliche Ende der Generationen dazu gemacht, den erlöschenden eine kluge Zurückhaltung, den entstehenden und sich vergrößernden eine heilsame Langmuth einzuflößen! Welche Schlachtfelder, welche Proskriptionen, welche bürgerlichen Kriege, welche Auto-da Fés, welche Semptember- und Bartolomäus-Tage konnten jemals der Grausamkeit Hekatomben darbieten, welche vergleichbar wären dem Tode von 60 Millionen Menschen, in dreizehn Jahren, auf einem Fünftel der Erde? Mit Recht betrauert die Geschichte die Zeiten traurigen Anden-

kens, wo die Europäer, erboßet gegen einander, bis auf 500,000 Menschen in Einem Jahre aufgeopfert haben; und jetzt hat der natürliche Lauf des Todes nicht weniger als 4 Millionen 600,000 alljährlich vertilgt. Mein Zweck ist erreicht, wenn es mir gelungen ist, zu beweisen: den Einen die Abgeschmacktheit, eine Unbeweglichkeit zu hoffen, welche die Vorsehung menschlicher Bestimmungen versagt; den Anderen die Thorheit einer barbarischen Ungeduld, welche noch schneller arbeiten möchte, als die Sichel der Zeit.

Nach dreißig Jahren, welche ausgezeichnet sind durch Unfälle, Verbrechen und Verirrungen, ist unser Vaterland zu einem gesellschaftlichen Zustand gelangt, welcher den neuen Bestimmungen der Völker entspricht. Um glücklich zu werden, braucht er nicht durch Umwälzungen zu gehen. Seine Gesetze zu bewahren, seine Freiheiten zu sichern, Ruhe und Glück unter der sanften Regierung seiner Fürsten zu genießen: dies, dies ist die natürliche Bestimmung Frankreichs: eine Bestimmung, welche man nur durch Blutströme hemmen konnte.

Man hat gesehen, wie schnell sich der Verfall der alten, und die Entwickelung der neuen Generation vollzieht, so wie die Veränderung der Interessen, und die der Gewalten. Allein was wird, inmitten dieser schnellen und umfassenden Umwälzung, aus den Sitten Frankreichs? Werden sie sanfter, werden sie reiner im Fortschritt der Jahre und der Erfahrung? Oder verdienen unsere Verläumder Glauben, und sind wir in jene bejammernswerthe Zeiten gerathen, wo die Tugend für ein ganzes Volk in Staub sinkt? Gewinnt oder verliert die Religion ihre Herrschaft über die Herzen?

Wenn es wahr ist, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft sei, wie einer von den Vertheidigern des alten Frankreichs behauptet hat: so haben wir nur den Zustand der Literatur vor 1790 und den seit 1814 zu Rathe zu ziehen. In der ersten Epoche, und während des ganzen Zeitalters Ludwigs des Funfzehnten, bemerk' ich, daß die ausgezeichnetsten Schriftsteller nicht erröthen, die Sitten und die Religion in ihren Werken zu verletzen, und daß sie dabei keinen anderen Zweck haben, als ihren Zeitgenossen zu gefallen. Diderot schreibt unzüchtige Romane, und Piron macht noch unzüchtigere Lieder. Der jüngere Crebillon folgt diesen Beispielen; der Lieblings-Dichter eines Prinzen von Geblüt setzt Auftritte, die eines Aretin würdig sind, für das Theater großer Herren zusammen. Parny, einer von den Dichtern, welche der alten Generation angehören, läßt die falschen Götter des Heidenthums mit der Gottheit selbst, und mit den Heiligen und den Jungfrauen der Christen, in der Wollust ringen; Voltaire wagt es, die jungfräuliche Ehre der Heldinnen Frankreichs zu besudeln; Rousseau beichtet ein heilloses Verderbniß, schwört die Vaterschaft ab, und doch sind seine Bekenntnisse bezaubernd für die alte Generation. Frauen von dem erhabensten Range, welche diese Epoche darbietet, hinterlassen uns schmutzige Denkschriften, und bestätigen durch eigene Eingeständnisse den Verfall der alten Sitten um die Zeit, wo die alten Institutionen in Schutt und Graus zerfielen. Ich schweige von noch schändlicheren Schriften, gegen welche sich das Innerste empört; allein so viel ich weiß, gehören sie sämmtlich Männern der alten Generation an: die Laurent, die Louvet, die de Sade,

die Laclos sind sammt und sonders Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts.

Gegenwärtig würd' ich unter den jungen Talenten, welche die Ehre des neuen Frankreichs sind, vergeblich eins aufsuchen, das wegen seiner Unsittlichkeit, wegen seiner Gottlosigkeit Verdammung verdiente. Die Villemain, die Guizot, die Thierry, die Barante, die Casimir Delavigne, die Soumet, die Guiraut, die de Lamartine, die Casimir Bonjours u. s. w. sind sämmtlich ausgezeichnet durch die Keuschheit ihrer Gedanken und durch ihre edle Achtung für religiöse Gefühle. Soll ich auch der Schriftstellerinnen gedenken? Anstatt der anstößigen Denkschriften und unzüchtigen Briefe der Lepinay, der Lespinasse und der Tencin, seh' ich die keuschen und edlen Werke einer Cottin, einer Dufresnoy, einer Vanhoz, einer Tastu, einer Gay, einer Montalieu und einer Herzogin von Duras.

Ja, ich trage kein Bedenken, es zu sagen, gegenwärtig ist der Kern der Literatur bei beiden Geschlechtern zugleich sittlich und religiös; und bis zum Schmutz der Mittelmäßigkeiten muß man herabsteigen, um Schriften anzutreffen, worin, wie durch Ueberlieferung, die Schaam und die Gottheit beleidigt werden. Ich wage auch zu behaupten, daß seit dem großen Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten die französische Literatur niemals den edlen Bemühungen der wahren Zivilisation, welche zwischen den Gränzen der Sitten und unter den Auspizien religiöser Gefühle wandelt, besser gefolgt ist.

Und doch ist dies die Literatur, die man verläumden, die man als die Verderberin der Menschen darstellen möchte — darstellen als etwas, das nur die Keime der

Anarchie ausstreut, und würdig ist, die schimpflichsten Strafen zu empfangen.

Jugendliche Zeitgenossen, fahret fort, in euren glänzenden Werken alles zu achten, was die Verehrung der Einsichtsvollen verdient, und ihr werdet unsere Zeit zu denjenigen Epochen erheben, bei welchen die Nachwelt sich Raths erholt, auf welche sie hinweiset, wie auf Denkmäler, welche verkündigen, wie weit die Würde des menschlichen Geistes reicht!

Betrachte ich die Sitten der Gesellschaft, so entdeck' ich darin dieselbe Fortschritte, wie in den Werken der Prosaisten und der Dichter. Von den Stufen des Thrones bis zur demüthigen Wohnung des Bürgers gewahre ich die glücklichen Wirkungen einer großen Verbesserung. Vergeblich würde ich in den Palästen unserer Könige jene verworfenen Weibsbilder suchen, die aus den Hefen des Volks in der Absicht hervorgezogen waren, das Zepter recht auffallend zu besudeln. Allen elenden Verläumdungen zum Trotz, sind die Sitten der Hofdamen heutigen Tages weit reiner, als — nicht bloß zu den beklagenswerthen Zeiten der Medicis, des Regenten und Ludwigs des Funfzehnten, sondern selbst Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Sechzehnten. Das Unglück hat die Tugenden der vornehmen Häuser gehärtet; das häusliche Leben hat einen Reiz für sie gewonnen; die eheliche Liebe ist in ihren Augen nicht mehr eine Lächerlichkeit; die Erziehung der Kinder beschäftigt jetzt die vornehmsten Frauen und die größten Herren, welche ehemals diese Sorge auf ihre Bedienten und auf feile Söldner übertrugen.

Noch bemerkenswerther scheint mir die Verbesserung

in den Sitten der Geistlichkeit. Das neuere Frankreich hat nicht einmal eine Vorstellung von jenen Allerwelts-Abbés, welche eben so verderbt als verderbend waren. Scheu und meistens störriger Sinnesart, ersetzen unsere jungen Geistlichen eine so rohe Außenseite, zum Wenigsten durch vorwurfsfreie Sitten. Könnten sie sich entschließen, in uns Freunde zu sehen, welche bereit sind, sie als Brüder zu behandeln, sobald sie der Bekämpfung unserer Freiheiten entsagt haben werden: so wird die gesellschaftliche Annäherung, die nicht ausbleiben kann, ihnen sehr bald jene Annehmlichkeit, jene menschliche Formen geben, welche so nothwendig sind für Männer, deren Herrschaft nur durch Ueberredung und Wohlwollen festgestellt und dauerhaft gemacht werden kann.

Indem unsere Sitten reiner werden, sind sie auch sanfter geworden. Wir haben gegenwärtig Mühe, die Abscheulichkeit zu begreifen, welche der Pöbel der alten Generation begangen hat. Schauder würde uns befallen beim Anblick eines Septembriseurs, wie beim Anblick eines Brandstifters oder eines Messerträgers, der sich Royalist oder Chouan nennt. Seit zehn Jahren können wir mit einer mathematischen Evidenz diese Verbesserung in unserem Charakter nachweisen: nämlich durch die Verminderung der verdienten Strafen.

Nach den Rechnungen des Ministeriums des Innern betrug die Gesammtausgabe für Personen, welche in den Staatsgefängnissen aufbewahrt, oder, aus Mangel an Raum in denselben, Departemental-Gefängnissen anvertraut waren, im Jahre 1821 . . . . . 3,640,000 Fr.

— — 1827 . . . . . 3,450,000 —

Diese Zahlen beweisen, daß die Quantität der Verbrechen abnimmt, während die Bevölkerung reißend wächst.

Die Marine ist mit einem schmerzlichen Dienst belastet, wie heilsam dieser auch für die Gesellschaft seyn möge: sie bildet den Aufbewahrungsort für Galeerensklaven. Im Jahre 1820 gab es deren in unseren Bagnos 11,000; im Jahre 1827 gab es deren nur 9000. Während sich also die Bevölkerung um 1,200,000 vermehrt hat, hat sich die Zahl der zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Verbrecher um ein Fünftel vermindert. Dies ist eins von den ehrenwerthesten Ergebnissen für den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft — eins, das man den Diatriben aus- und inländischer Schriftsteller entgegensetzen kann, welche nicht aufhören von der Entsittlichung Frankreichs zu reden.

Hier folgen für vier verschiedene Jahre die Verurtheilungen zu den schwersten Strafen, so wie diese durch die Assisen Frankreichs ausgesprochen sind:

In den Jahren	1817,	1818,	1819,	1825 sind
verurtheilt zu Zwangsarbeiten:	3392,	2569,	2015,	1622.

Die von den Tribunalen für Verbrecher erkannten und zu Zwangsarbeiten Verurtheilten standen zu der Gesammtbevölkerung 1817 in dem Verhältniß Eines Verbrechers auf 9,192 Einwohner, im Jahre 1825 in dem Verhältniß Eines Verbrechers auf 19,359 Einwohner. In dem kurzen Zeitraum, welcher von 1817 bis 1825 verflossen ist, hat sich also das Verhältniß der Verbrecher zu der tugendhaften Bevölkerung um mehr als die Hälfte vermindert. Und was dieses glückliche Resultat noch be-

merkenswerther macht, ist, daß es Statt gefunden hat, trotz den Verbrechen derer, die darin zurückgefallen sind.

Man muß die Zahl der befreiten Galeeren-Sklaven von 1817 bis 1825 auf 8000 abschätzen, und die meisten derselben sind von neuem Uebelthäter geworden.

Engländer, die zu den schwersten Strafen nach der Todesstrafe verurtheilt sind, werden nach Botany-Bay versetzt, von woher wenige in das Mutterland zurückkehren. Frankreich hingegen giebt alle in Freiheit gesetzte Baugefangene an die Gesellschaft zurück, und die Elenden, einmal losgelassen, begehen den größten Theil der Verbrechen, welche das Land betrüben und entehren. Ausgelernt im Verbrechen, unterrichten sie die unwissende Jugend im Diebstal und führen dieselbe von der Spitzbüberei bis zum Mord. Wären wir so weise wie die brittische Regierung, schickten wir alle nicht zu verbessernde Uebelthäter in ein abgesondertes Land: so würde die Zahl der Verbrecher, welche bei uns abgenommen hat, sich noch bedeutender vermindern; und gerade dann würde Frankreich, in Vergleichung gesetzt mit England, seine sittliche Ueberlegenheit im vollsten Glanze zeigen können.

So wie man gesehen hat, daß die Zahl der Verbrecher sich in unseren Bagnos verminderte, ist man darauf bedacht gewesen, das Schicksal der Gefangenen zu erleichtern, um der Strenge des Gesetzes nicht eine Strenge hinzu zu fügen, die nicht von ihm ausgeht. Ein kluges Volk schrieb über den Eingang seiner Gefängnisse, welche die Sicherheit der Bürger bilden, das einzige, aber tief gedachte Wort: Libertas. Dem Erben des französischen Throns, diesem hochherzigen Freunde aller unserer Frei-

heiten, kam es zu, die großmüthige Gesellschaft, welche sich mit der Herbeiführung einer so großen öffentlichen Wohlthat befaßt hat, unter seine Präsidenz zu nehmen. Schon läßt die Sterblichkeit in diesen Asylen des Schmerzes und der Bestrafung merklich nach; und Arbeit und Unterricht, allmählig in die Gefängnisse eingeführt, verpflanzen dahin die Keime guter Sitten.

Ein bemerkenswerther Wetteifer und die rührendste Harmonie herrschen unter Menschen, die sich zu verschiedenen Gottesverehrungen bekennen, allenthalben, wo die wohlthätige Autorität weise Prälaten und gemäßigte Priester hingestellt hat.

Die Hebräer, durch die Wohlthätigkeit unserer Gesetze auf unserem Gebiete naturalisirt, habe alle Rechte der übrigen Bürger erworben. Die Ausübung dieser Rechte giebt ihnen Tugenden. Sie befassen sich mit Studien; sie ziehen die Betriebsamkeit dem Wucher vor, und so sind sie Franzosen durch Herz und Gesinnung, wie durch die Geburt.

Der Protestantismus, ehemals berühmt durch seinen unruhigen Geist, ist gegenwärtig ergeben, unterwürfig, voll Sanftheit, und vielleicht allzu furchtsam. Inzwischen weckt die Unduldsamkeit einiger ehrgeizigen Beamten und einiger aufsätzigen Geistlichen den Eifer der Dissidenten, und verhindert eine Annäherung, welche Frankreich zur Einheit der christlichen Gottesverehrung zurückführen könnte.

Vermöge eines zunehmenden Wetteifers, werden die Kirchen, die Synagogen und die Tempel viel fleißiger besucht, als sonst. Die Schenkungen der Gläubigen vermehren sich zusehends; in meiner Ansicht der Dinge sogar allzu stark. Die Zahl der Bischöfe ist verdreifacht. Die

geistlichen Schulen zählen 42,000 Zöglinge. Das Schicksal der Landpfarrer und Vikarien ist verbessert worden; und dies wird nicht bloß die Zahl derer vermehren, die sich dem Priesterstande widmen, sondern auch gestatten, daß man von ihnen mehr Bildung des Geistes und menschlichere Formen verlangen kann.

Dies ist der physische, intellektuelle, sittliche und religiöse Zustand Frankreichs. Gutes und Böses kämpfen darin mit einander, und werden noch lange kämpfen; allein allenthalben giebt in unserem Lande das Gute den Ausschlag über das Böse. Es wird größer, es befestigt sich durch die neue Generation unter dem Schutze unserer Gesetze. Unsere Gesetze sind daher der Wohlfahrt nicht entgegen: sie sind nicht unsittlich, nicht gottlos, nicht atheistisch, weil unter ihrer Obhut das ganze Volk sittlicher und religiöser wird. Dies — ich muß darauf bestehen — ist die wohlthätige Wirkung unserer Gesetze, unserer Freiheiten: unserer Gesetze, welche die Beziehungen unserer Handlungen leiten; unserer Freiheiten, welche bewirken, daß alle unsere Fähigkeiten sich kräftiger entwickeln, und daß unsere Zivilisation in Unternehmungen fortschreitet, die ihr günstig sind.

Inmitten des unsinnigen Geschrei's, das einige Aufsätzige gegen eine an bewundernswürdigen Resultaten so ergiebige Ordnung der Dinge erheben, mußte ich mir, ich gestehe es, gesichert gegen alle Täuschungen, von dem wirklichen Zustande der Dinge auf dem Wege des Kalküls Rechenschaft geben. Voll Vertrauen unterwerf' ich jetzt das Resultat meiner Erforschungen meinen Mitbürgern, der Regierung, unserem wohlthätigen Monarchen. Sollte

man, indem man mich lieset, finden, daß das neue Frankreich mehr Anspruch, als man bisher vorausgesetzt hatte, auf die Achtung, auf die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt hat: so würd' ich meinem Lande, meinem Fürsten, meine Schuld bezahlt zu haben glauben, und mich sehr glücklich fühlen.

Man würde sich übrigens irren, wenn man mich für einen Optimisten halten wollte, der, rund um sich her, nichts weiter sieht, als Vollkommenheiten und Wunder. Im Gegentheil, die Arbeit, deren Vorderseite ich heute aufdecke, hat keinen anderen Zweck, als alles zu sammeln und vorzulegen, was bei unserem Gesellschaftszustande und bei unserer Erziehung, unseren Sitten, unseren Kenntnissen und unseren Kunstfertigkeiten, die Theile verbessern kann, die mir als unvollkommen erscheinen. Doch die Fehler, die ich wahrnehme, verblenden mich nicht gegen die Verbesserungen, die seit vierzig Jahren erfolgt sind. Ich habe versucht diese Verbesserungen zu würdigen, zu berechnen, um einen Maßstab für die Vervollkommnungen zu gewinnen, welche in den Jahren der Zukunft unseren Bemühungen aufbewahrt sind.

Ueber Adam Smith,

als Urheber einer neuen wissenschaftlichen Methode.

Schluß des Versuchs einer philosophischen Geschichte der Astronomie *).

Alle Schwierigkeiten, denen das System des Copernicus gleich anfangs unterlegen hatte, waren nun beseitigt, bis auf die einzige, welche die Phantasie noch immer fand, Körper von so unermeßlichem Gewicht, wie die Erde und die übrigen Planeten, mit so unglaublicher Geschwindigkeit um die Sonne laufend sich vorstellen zu sollen. Vergeblich behauptete Copernicus, daß, ungeachtet aller Vorurtheile unserer Sinne, diese Kreisbewegung den Planeten eben so natürlich seyn könne, wie dem Steine seine Tendenz zur Erde. Die Einbildungskraft war einmal gewohnt, sich diese Gegenstände eher zur Ruhe als zur Bewegung geneigt zu denken. Diese Vorstellung von ihrer natürlichen Trägheit ließ sich nicht mit der von einer ihnen natürlichen Bewegung vereinigen. Vergeblich sprach Kepler, um der Phantasie zu Hülfe zu kommen, von einer gewissen bewegenden und immateriellen Kraft, die sich von der Sonne aus über die sie umgebenden Räume verbreite und, durch die Axendrehung derselben in eine Art von Rotationsbewegung gesetzt, die Planeten nöthige, trotz ihrem

---

*) Siehe den 23. Band dieser Monatsschrift S. 73.

Gewicht und ihrer Geneigtheit zur Ruhe, um den Mittelpunkt des Systems zu wirbeln. Die Phantasie konnte diese immaterielle Kraft nicht erfassen, und sich keine bestimmte Idee von ihrem Wesen machen. Sie nahm eine Lücke zwischen der immerwährenden Bewegung und der vorausgesetzten Trägheit der Materie wahr. Zwar hatte sie in diesem Fall, wie in allen übrigen, eine allgemeine Idee oder Vermuthung, daß es irgend eine Kette vermittelnder Umstände gebe, welche diese so abnormen Eigenschaften verknüpfe; was aber dies für ein Band sei, konnte sie nicht begreifen, auch leistete Kepler's Lehre dabei keine Hülfe. Sie gab ihr, im Geiste der damaligen Modephilosophie, den Namen einer immateriellen Kraft, ohne damit eine deutliche Vorstellung von ihrer eigentlichen Natur zu verknüpfen.

Cartesius war der erste, der einen Versuch machte, näher zu bestimmen, worin dieses unsichtbare Band bestehe, und der Einbildungskraft eine Reihe vermittelnder Erfolge aufzustellen, welche jene unzusammenhangenden Eigenschaften, die reißende Bewegung und die natürliche Trägheit der Planeten zu vereinigen dienen sollte. Er war der erste, der erklärte, worin eigentlich die Trägheit der Materie bestehe; daß sie nicht ein Widerwille gegen Bewegung oder eine Geneigtheit zur Ruhe, sondern ein Bestreben der Materie sei, in ihrem jedesmaligen Zustande, sei es der Ruhe oder der Bewegung, zu verharren, und mit einer gewissen Kraft allem zu widerstehen, was den einen dieser Zustände in den andern zu verändern bemüht sei. Diesem sinnreichen, mit einer sehr lebendigen Phantasie begabten Philosophen zufolge, war der unendliche Raum mit Materie

angefüllt; denn Materie und Ausdehnung galt ihm für eins, und so konnte nirgendswo eine Leere seyn. Er nahm an, daß die unermeßliche Materie in eine unendliche Anzahl sehr kleiner Würfel getheilt sei, die, sich um ihre Mitten wirbelnd, nothwendig zur Erzeugung zweier verschiedenen Elemente Anlaß gäben. Das erste bestehe aus den Partikeln, welche, an den Ecken der Würfel abgerieben, und durch ihre gegenseitige Friktion noch feiner zermalmt, den subtilsten und beweglichsten Theil der Materie bildeten, und das zweite aus den kleinen Kügelchen, die aus den abgeriebenen Würfeln erzeugt würden. Die Zwischenräume zwischen den Kügelchen des zweiten Elements würden durch die Partikeln des ersten ausgefüllt. Es sei aber bei den unendlichen Kollisionen, die in einem unermeßlichen mit bewegter Materie angefüllten Raum nothwendigerweise Statt fänden, ganz unvermeidlich, daß nicht manche Kügelchen des zweiten Elements zermalmt, in das erste übergehen sollten. Da so die Masse des ersten Elements stärker anwachse, als nöthig sei, um die Zwischenräume des zweiten auszufüllen, so müsse sie sich an manchen Stellen ohne einige Mischung mit dem zweiten Elemente anhäufen. So war nach Cartesius die ursprüngliche Trennung der Materie vor sich gegangen. Dieser unermeßlichen, so getheilten Materie nun sei von dem Schöpfer aller Dinge ursprünglich eine gewisse Quantität von Bewegung zugetheilt worden, deren Gesetze dergestalt geordnet wären, daß sie ohne irgend eine Zu- oder Abnahme immer dieselbe bleibe. Was ein Theil der Materie an Bewegung einbüße, theile sich einem andern mit, und was ein Theil der Materie gewinne, rühre von irgend einem andern her,

und so bleibe denn, bei dem ewigen, in den einzelnen Theilen des Universums Statt findenden, Uebergange von Ruhe zur Bewegung und von Bewegung zur Ruhe, die Quantität der Bewegung im Ganzen immer dieselbe. Da aber nirgends eine Leere war, so konnte kein Theil der Materie bewegt werden, ohne einen andern aus seiner Stelle zu treiben, wodurch dann wieder ein anderer verschoben wurde, und so fort. Um daher kein Wallen ins Unendliche Statt finden zu lassen, nahm er an, daß die Materie, die irgend ein Körper vor sich her trieb, sich sogleich rückwärts bewegte, um die Stelle der Materie einzunehmen, die ihm unmittelbar folgte, so wie das Wasser, welches ein schwimmender Fisch vor sich hertreibt, sich zurück bewegt, um die Stelle desjenigen einzunehmen, welches ihm nachfließt, und dadurch einen kleinen Kreis oder Wirbel um den Fisch bildet. So brachte die von dem Schöpfer ursprünglich der unermeßlichen Materie eingedrückte Bewegung nothwendigerweise eine unendliche Anzahl größerer oder kleinerer Wirbel oder kreisförmiger Ströme hervor, und da die Gesetze der Bewegung so geordnet waren, daß die Quantität derselben im Universum immer dieselbe blieb, so dauerten diese Wirbel entweder stets fort, oder brachten durch ihre Auflösung andere von gleicher Art hervor. Somit gab es zu allen Zeiten eine unermeßliche Zahl größerer oder kleinerer im Universum umherwirbelnder kreisförmiger Ströme.

Was sich aber in einem Kreise bewegt, hat stets ein Bestreben, sich vom Mittelpunkt der Drehung zu entfernen; denn die natürliche Bewegung der Körper ist geradlinigt. In den größern Wirbeln drückten daher sämmt-

liche Theilchen der Materie immerfort vom Mittelpunkt zum Umfange hin, mit stärkerer oder schwächerer Kraft, den verschiedenen Graden ihrer Größe und Dichtigkeit gemäß. Die größeren und festeren Kügelchen des zweiten Elements arbeiteten sich nach dem Umfange hin, während die kleineren, nachgiebigern und beweglichern Theilchen des ersten durch die Zwischenräume des zweiten zum Mittelpunkt sanken. Hiezu wurden sie, ihrer natürlichen Tendenz zum Umfange ungeachtet, genöthigt, aus demselben Grunde, aus welchem ein ins Wasser geworfenes Stück Holz, bei aller seiner Tendenz zum Boden, aufwärts zur Oberfläche getrieben wird, weil diese Tendenz schwächer ist, als der Zusammenhang der Wassertheilchen, wodurch es empor gehoben wird. Da es aber eine größere Quantität des ersten Elements gab, als nöthig war, die Zwischenräume des zweiten auszufüllen, so war es natürlich, daß es im Mittelpunkte jedes kreisförmigen Stroms angehäuft wurde und daselbst die feurige und aktive Substanz der Sonne bildete; denn nach Cartesius war die Zahl der Sonnensysteme unendlich groß, indem er jeden Fixstern als den Mittelpunkt eines solchen betrachtete, und er gehört zu den ersten unter den neuern Philosophen, welche die Schranken des Universums hinwegrückten. Selbst Copernicus und Kepler hatten es noch innerhalb der von ihnen vorausgesetzten Wölbung des Firmaments begrenzt.

Da so der Mittelpunkt eines jeden Wirbels von den thätigsten und beweglichsten Theilen der Materie eingenommen wurde, so fand hier nothwendigerweise eine stärkere Aktion Statt, als in irgend einer andern Gegend des Wirbels, und dadurch wurde die Bewegung des Ganzen un-

terhalten und befördert. Aber unter den Theilen des ersten Elements, welche die Zwischenräume des zweiten ausfüllen, sind manche, welche von dem Druck der sie umgebenden Kügelchen eine eckige Form erhalten, und so ein drittes Element von Theilchen bilden, das weniger geschickt zur Bewegung ist, wie die beiden andern. Da indessen die Theilchen dieses dritten Elements in den Zwischenräumen des zweiten gebildet werden, so sind sie kleiner, als die des zweiten, und sinken daher zugleich mit denen des ersten zum Mittelpunkt nieder, wo sie, wenn eine Anzahl von ihnen vereinigt ist, solche Flecken auf der Oberfläche der angehäuften Theilchen des ersten Elements bilden, wie wir oft mit Teleskopen auf unserer Sonne wahrnehmen. Diese Flecken werden von der heftigen Bewegung der Theilchen des ersten Elements öfters durchbrochen und zerstreut, wie dies bis jetzt glücklicherweise bei denen der Fall gewesen ist, die sich allmählig auf der Oberfläche unserer Sonne zusammengezogen haben. Zuweilen jedoch inkrustiren sie die ganze Oberfläche des Feuers, welches sich im Mittelpunkt anhäuft, und da so die Verbindung zwischen den thätigsten und trägsten Theilen des Wirbels unterbrochen wird, so fängt die Schnelligkeit seiner Bewegung sogleich an zu ermatten, und sie kann ihn nicht länger vor der Gefahr schützen, von der größern Gewalt irgend eines ähnlichen kreisförmigen Stroms verschlungen und weggerissen zu werden, und auf solche Weise wird, was einst eine Sonne war, nunmehr ein Planet. So gab es, nach diesem System, eine Zeit, wo der Mond eben ein solcher Körper wie die Sonne war, nämlich der feurige Mittelpunkt eines kreisförmigen Stroms von Aether,

der unaufhörlich um ihn herfloß; da aber die Oberfläche dieses Körpers von einer Masse eckiger Theilchen überzogen wurde, so fing die Bewegung des kreisförmigen Stroms an zu ermatten, und der Körper wurde von dem gewaltsamen Wirbel der Erde absorbirt, welche damals gleichfalls eine Sonne war, und sich zufällig in seiner Nähe befand. Der Mond also, nun ein Planet geworden, kreisete um die Erde. Im Verlaufe der Zeit hatte die Erde dasselbe Schicksal; ihre Oberfläche wurde von einer groben und unthätigen Substanz inkrustirt; ihr Wirbel kreisete allmählig immer schwächer und wurde zuletzt von dem größern Wirbel der Sonne absorbirt. Ungeachtet aber der Wirbel der Erde matter geworden war, hatte er noch immer Kraft genug, sowohl die tägliche Axendrehung der Erde, als die monatliche Bewegung des Mondes zu bewirken; denn einen kleinen Strom wird man sich leicht um die Erde kreisend vorstellen, während sie selbst von dem großen Ozean von Aether hingerissen wird, der stets um die Sonne wirbelt, so wie man öfters in einem großen Wasserstrudel verschiedene kleinere wahrnimmt, welche sich um eigene Mittelpunkte und zugleich um den des größern drehen.

Solche Bewandniß hatte es mit der ursprünglichen Bildung und den nachmaligen Bewegungen des Planetensystems. Wenn sich ein fester Körper um seinen Mittelpunkt dreht, so vollbringen die nächsten und entferntesten Theile desselben ihren Umlauf in gleicher Zeit. Anders verhält es sich mit den Umläufen eines Fluidums. Die Theile, welche dem Mittelpunkt am nächsten sind, vollenden ihren Umlauf in kürzerer Zeit, als die entfern-

tern. Es müssen daher die Planeten, welche in der unermeßlichen, stets von Westen gegen Osten um die Sonne wogenden Aetherfluth schwimmen, ihre Umläufe in längerer oder kürzerer Zeit vollbringen, je nachdem sie von ihr mehr oder weniger entfernt sind. Es findet jedoch nach Cartesius eben keine sehr genaue Proportion zwischen den Umlaufszeiten der Planeten und ihren Entfernungen vom Mittelpunkt Statt; denn die feine Analogie, die Kepler entdeckt hatte, wurde, da sie durch Cassini's Beobachtungen noch nicht bestättigt worden war, von Cartesius gar nicht beachtet. Seiner Meinung nach mochten auch die Bahnen der Planeten nicht vollkommen kreisförmig, sondern nach der einen Richtung weiter, als nach der andern seyn, sich also der Ellipse nähern. Die Voraussetzung war jedoch gerade nicht nothwendig, daß sie diese Figur mit geometrischer Schärfe, oder auch immer dieselbe Figur beschrieben. Nur selten kann die Natur in Ansehung der Figur der Gegenstände, die sie hervorbringt, mit mathematischer Genauigkeit verfahren, da der Kombinationen von Thätigkeiten, die bei jedem ihrer Erzeugnisse zusammenwirken, so unermeßlich viele sind. Keine zwei Planeten und überhaupt keine zwei Geschöpfe gleicher Art haben eine vollkommen übereinstimmige und vollkommen regelmäßige Figur. Vergeblich bemühten sich also die Astronomen, jene große Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der Himmelskörper zu entdecken, welche sich sonst nirgendswo in der Natur findet. Diese Bewegungen müssen eben so, wie alle übrigen, entweder langsamer oder schneller von Statten gehen, je nachdem die Ursache, die sie erzeugt, nämlich der Umlauf des Wirbels

der Sonne, schwächer oder stärker wirkt, und es giebt zahllose Umstände, welche hierbei Wechsel veranlassen können.

Auf diese Weise bemühte sich Cartesius, der Einbildungskraft die reißende Bewegung der ungeheuern Planetenkörper, worin sie die größte Schwierigkeit beim copernicanischen System fand, geläufig zu machen. Hatte sie sich einmal gewöhnt, sich dieselben in einem unermeßlichen Ozean von Aether schwimmend zu denken, so fand sie nun weiter keinen Anstand bei der Vorstellung, daß sie dem Strome dieses Ozeans folgen müßten, wie schnell er sich auch bewegen mochte. Es war dies ein Ideengang, womit sie längst vertraut war. Auch hing diese Erklärung der Bewegungen der Himmelskörper mit einem unermeßlichen System zusammen, das eine größere Anzahl der verschiedenartigsten Phänomene verband, als noch je durch irgend eine andere Hypothese kombinirt worden war, mit einem System, worin die vermittelnden Prinzipien, wenn gleich an sich vielleicht eben so imaginär, doch klarer und bestimmter hervortraten, als in irgend einem andern, das man früher gekannt hatte, mit einem System endlich, welches der Phantasie nicht bloß die Reihenfolge, in der sich die Himmelskörper bewegten, sondern auch die, in der sie und fast alle übrigen Naturkörper ursprünglich erzeugt worden waren, darzustellen versuchte. Die cartesianische Philosophie findet jetzt fast keine Anhänger mehr, während sich das copernicanische System in allgemeinem Ansehn behauptet. Man kann sich aber kaum vorstellen, wie viel Wahrscheinlichkeit und Zusammenhang man lange in dieses bewunderte System mit Hülfe jener nun allgemein verworfenen Hypothese bringen zu können wähnte. Bevor

Cartesius seine Principia philosophiae bekannt gemacht hatte, galt das unzusammenhängende System des Tycho Brahe, wenn es gleich fast niemand mit voller Ueberzeugung und in seinem ganzen Umfange anzunehmen sich geneigt fand, doch in den Schriften der Gelehrten für eben so wahrscheinlich, wie das des Copernicus. Man gab zwar zu, daß ersteres dem letzteren an Konsequenz nachstehe, hoffte jedoch, daß diesem Mangel durch künftige Verbesserungen werde abgeholfen werden. Als aber die gelehrte Welt jenen vollständigen, fast vollkommenen Zusammenhang gewahrte, den die Philosophie des Cartesius in das copernicanische System brachte, so konnte man sich nicht länger das Vergnügen versagen, auf eine so folgerechte Erklärung der Erscheinungen des Weltgebäudes einzugehen. Das System des Tycho sank mit jedem Tage tiefer in der Achtung der Gelehrten, bis es endlich ganz in Vergessenheit gerathen ist.

Das cartesianische System indessen, wenn es gleich die wahren Bewegungen der Himmelskörper im Sinn der copernicanischen Weltordnung genügender erklärte, als es je zuvor geschehen war, that dies jedoch nur, wenn man sie im Großen auffaßte, paßte aber wenig auf sie, sobald ins Einzelne eingegangen wurde. Cartesius hatte nie den Himmel mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet. Wenn er also auch mit keiner der vor ihm gemachten Beobachtungen unbekannt war, so scheint er ihnen doch eben keine große Aufmerksamkeit bewiesen zu haben, woran vermuthlich seine Unerfahrenheit in der Astronomie Schuld war. Weit entfernt also, daß er sein System allen den kleinen Unregelmäßigkeiten, die von Kepler in den Bewegungen

der Planeten ermittelt waren, hätte anfügen, oder insbesondere zeigen sollen, wie diese und keine anderen Unregelmäßigkeiten entstehen mußten, begnügte er sich mit der Bemerkung, daß man bei der Beschaffenheit der Ursachen, die diese Bewegungen hervorbrächten, eben keine vollkommene Gleichförmigkeit in denselben erwarten dürfe, und daß gewisse Unregelmäßigkeiten viele Umläufe hindurch Statt finden könnten, auf die dann wieder andere von ganz anderer Art folgten: eine Bemerkung, die ihn glücklicherweise der Nothwendigkeit überhob, sein System den Beobachtungen Kepler's und anderer Astronomen anzupassen.

Als aber Cassini's Beobachtungen die Autorität der von Kepler entdeckten Gesetze entschieden begründet hatten, mochte die Philosophie des Cartesius, die keinen Grund für diese ganz eigenthümlichen Gesetze anzugeben wußte, den spekulativen Philosophen noch immer eine Unterhaltung gewähren; nur dem Astronomen konnte sie nicht länger genügen. Isaac Newton versuchte zuerst eine auf Naturprinzipien beruhende Erklärung von den Bewegungen der Planeten zu geben, die sich auf alle die konstanten Unregelmäßigkeiten, welche die Sternkundigen je in denselben beobachtet hatten, anwenden ließ. Das physische Band, wodurch Cartesius die Bewegungen der Planeten zu verknüpfen versucht hatte, waren die Gesetze des Stoßes, die von allen vermittelnden Ursachen der Phantasie am geläufigsten sind, da sie alle aus der Trägheit der Materie entspringen. Nächst dieser Eigenschaft giebt es keine andere, mit der wir so bekannt sind, wie die Schwerkraft. Wir können nie auf Materie einwirken, ohne sie wahr-

zunehmen. Isaac Newton's erhabener Geist und alles durchdringender Scharfsinn brachte daher die glücklichste, und, wie wir jetzt sagen können, größte und bewunderns-würdigste Verbesserung in die Philosophie, die je gemacht worden, als er entdeckte, daß er die Bewegungen der Planeten durch ein so einfaches Prinzip kombiniren könne, welches alle die Schwierigkeiten, die man bis dahin bei ihrer Wahrnehmung gefunden, vollständig aus dem Wege räumte. Er bewies, daß, wenn man annehme, die Planeten gravitirten gegen die Sonne und gegen einander, und es sei ihnen zugleich ursprünglich eine Wurfbewegung mitgetheilt worden, die Haupt- und Nebenplaneten dann sämmtlich Ellipsen beschreiben könnten, jene um die Sonne, diese um einen der Hauptplaneten: Ellipsen, in deren einem Brennpunkt sich der Körper befinde, um den die jedesmalige Bewegung erfolge, ohne daß die Nebenplaneten durch die stete Veränderung der Mittelpunkte ihrer Bahnen in ihrem Laufe gestört würden; daß, wenn die Kraft, die einen jeden Planeten in seiner Bahn erhalte, eine zur Sonne gravitirende sei, dann alle in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschreiben würden; daß, wenn die anziehende Kraft der Sonne eben so, wie alle anderen Wirkungen, die strahlend von einem Mittelpunkte ausgehen, in dem Verhältniß abnehme, wie die Quadrate der Entfernung zunehmen, die Bewegungen der Planeten in der Sonnennähe am schnellsten, und in der Sonnenferne am langsamsten seyn müßten, und zwar gerade in dem Verhältnisse, wie es die Beobachtungen mit sich bringen, und daß unter der Voraussetzung dieser allmähligen Abnahme der respektiven Gravitation ihre Umlaufszeiten zu

ihren Entfernungen genau in dem Verhältnisse stehen würden, welches Kepler und Cassini ermittelt haben. Nachdem er so dargethan hatte, daß die Schwerkraft das verbindende Prinzip seyn könne, welches die Bewegungen der Planeten zu einem Ganzen vereinigt, so bemühte er sich zunächst zu beweisen, daß sie es wirklich sei. Die Erfahrung lehrt, welche Bewandniß es mit der Schwerkraft zunächst an der Erdoberfläche hat, daß sie nämlich einen Körper in der ersten Sekunde des Falls durch etwa 15 pariser Fuß treibt. Der Mond ist etwa 60 Halbmesser der Erde von ihr entfernt. Wenn also die Schwere in eben dem Verhältnisse abnimmt, wie die Quadrate der Entfernung zunehmen, so muß ein Körper in der Gegend des Mondes in einer Minute oder 60 Sekunden durch denselben Raum fallen, durch den er zunächst an der Erdoberfläche in einer Sekunde fällt. Aber der Bogen, den der Mond in einer Minute beschreibt, senkt sich wirklich, wie die Beobachtungen lehren, 15 pariser Fuß unter die durch seinen Anfangspunkt gezogenene Tangente herab. Somit kann man sich also den Mond als immerfort zur Erde fallend vorstellen.

Das System Newton's entsprach manchen andern Unregelmäßigkeiten, welche die Astronomen am Himmel beobachtet hatten. Es gab einen Grund an, warum sich die Mittelpunkte der Umläufe der Planeten nicht genau im Mittelpunkte der Sonne, sondern in dem gemeinschaftlichen Schwerpunkt der Sonne und der Planeten befinden. Aus der gegenseitigen Anziehung der Planeten entnahm es einen Grund für einige andere Unregelmäßigkeiten, die in ihren Bewegungen wahrgenommen werden, und z. B. beim Ju-

piter und Saturn sehr merklich sind, wenn sie in Konjunktion kommen. Aber unter allen Unregelmäßigkeiten am Himmel hatten die des Mondes den Astronomen am meisten zu schaffen gemacht, und es fand sich nun, daß ihnen das System Newton's wo möglich noch genauer zusagte, als es bei irgend einem andern Planeten der Fall war. Der Mond erscheint in Konjunktion oder in Opposition mit der Sonne verhältnißmäßig am weitesten von der Erde entfernt, am nächsten dagegen im ersten und letzten Viertel. Nach dem System unsers Philosophen ist er, wenn er sich mit der Sonne in Konjunktion befindet, der Sonne näher als die Erde; er wird also stärker von ihr angezogen, mithin weiter von der Erde entfernt. Im Gegentheil, wenn er sich mit der Sonne in Opposition befindet, ist er von ihr weiter als die Erde entfernt; die Erde wird mithin stärker von der Sonne angezogen, folglich gleichfalls weiter vom Monde entfernt. Ist aber der Mond im ersten oder letzten Viertel, so werden Erde und Mond, als gleich weit von der Sonne entfernt, gleich stark von ihr angezogen. Aus diesem Grunde allein würden sie daher einander nicht näher gebracht werden; da sie jedoch nicht in parallelen Linien, sondern nach Richtungen angezogen werden, die sich im Mittelpunkt der Sonne vereinigen, so kommen sie einander wirklich ein wenig näher. Newton berechnete den Unterschied der Kräfte, wodurch Mond und Erde in allen diesen verschiedenen Stellungen seiner Theorie gemäß zu einauder getrieben werden müssen, und er fand, daß die verschiedenen Grade ihrer Annäherung, wie sie von den Astronomen beobachtet worden, genau mit seinen Berechnungen übereinstimmten.

Da die Attraktion der Sonne in den Konjunktionen und Oppositionen die Gravitation des Mondes zur Erde vermindert, so wird dadurch seine Bahn nothwendig erweitert, und somit seine Umlaufszeit vergrößert. Wenn sich nun die Erde in dem Theil ihrer Bahn befindet, welcher der Sonne am nächsten ist, so wird diese Attraktion der Sonne möglichst groß, folglich die Gravitation des Mondes zur Erde möglichst klein seyn; seine Bahn wird sich dann am stärksten erweitern und seine Umlaufszeit am größten werden. Auch dies ist der Erfahrung gemäß, und die Verhältnisse sind gerade von der Art, wie sie die auf diese Prinzipien gegründete Rechnung erwarten läßt.

Die Bahn des Mondes fällt nicht genau in die Ebene der Erdbahn, sondern bildet mit ihr einen kleinen Winkel. Die Durchschnitte dieser beiden Ebenen nennt man die Knoten des Mondes. Diese Knoten sind in steter Bewegung und schieben sich in 18 bis 19 Jahren rückwärts, von Osten gegen Westen, durch die ganze Ekliptik; denn hat der Mond seinen periodischen Umlauf vollendet, so schneidet er die Bahn der Erde gewöhnlich ein wenig hinter dem Punkt, wo er sie das vorigemal geschnitten hat. Allein wenn gleich so die Bewegung der Knoten im Allgemeinen retrograd ist, so ist sie es doch nicht immer, sondern sie gehen zuweilen vorwärts, oder scheinen auch still zu stehen, mit andern Worten, der Mond schneidet die Ebene der Erdbahn in der Regel hinter dem Punkt, wo er sie beim vorigen Umlauf geschnitten hat, zuweilen aber auch vor demselben oder genau an gleicher Stelle. Die Lage der Knoten ist es, welche die Zeiten der Finsternisse bedingt, und die Astronomen haben deßhalb von jeher

besonders auf ihre Bewegungen geachtet. Nichts setzte sie aber in größere Verlegenheit, als Rechenschaft von so unstäten Bewegungen zu geben, ohne der so eifrig gesuchten Regelmäßigkeit in den Umläufen des Mondes Eintrag zu thun; denn sie wußten die Erscheinungen nicht anders zu kombiniren, als unter der Voraussetzung vollkommener Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Bewegungen, wovon die Erscheinungen abhingen. Die Geschichte der Astronomie stellt daher eine größere Anzahl zur Verbindung der Bewegungen des Mondes ersonnener Theorieen auf, als bei allen andern Himmelskörpern zusammengenommen. Die Theorie der allgemeinen Schwere, indem sie die verschiedenen Einwirkungen der Sonne und der Erde berücksichtigte, verknüpft alle diese unregelmäßigen Bewegungen aufs Vollkommenste, und die Rechnung giebt Zeit, Größe und Dauer jener vor- und rückgängigen Bewegungen der Knoten, so wie ihre Stillstände, genau so, wie sie die Beobachtungen der Astronomen bestimmt haben.

Eben das Prinzip der Anziehung der Sonne, das die Bewegungen der Knoten erklärt, rechtfertigt noch eine andere auffallende Unregelmäßigkeit in den Erscheinungen des Mondes, nämlich die immerwährende Schwankung der Neigung seiner Bahn gegen die Erdbahn.

Der Mond bewegt sich in einer Ellipse, in deren einem Brennpunkt sich die Erde befindet, und die große Axe dieser Ellipse wird die Apsidenlinie genannt. Diese Linie ist, wie die Beobachtungen lehren, nicht immer gegen einerlei Punkt des Firmaments gerichtet, sondern macht in etwa neun Jahren einen Umlauf durch die ganze Ekliptik von Westen gegen Osten; wieder eine Unregelmäßigkeit, welche

sonst die Astronomen in große Verlegenheit gesetzt hatte durch die Theorie der Gravitation aber hinlänglich erklärt wurde.

Die Erde war bis dahin als eine vollkommene Kugel betrachtet worden, vermuthlich aus demselben Grunde, aus welchem man früher die Bahnen der Planeten für vollkommene Kreise halten zu müssen glaubte. Newton schloß aber aus mechanischen Prinzipien, daß, da die Theile der Erde durch die tägliche Axendrehung am Aequator stärker, als an den Polen bewegt werden, sie dort ein wenig gehoben, hier ein wenig verflacht seyn müßten. Die Beobachtung, daß die Pendelschwingungen am Aequator langsamer, als an den Polen sind, schien ihm zu beweisen, daß die Schwere an den Polen stärker als am Aequator wirke, und daß daher der Aequator weiter als die Pole vom Mittelpunkt entfernt seyn müsse. Indessen schienen alle Messungen der Erde, die bis dahin gemacht worden waren, das Gegentheil zu beweisen, daß sie nämlich gegen die Pole hin länglich und am Aequator verflacht sei. Newton nahm jedoch keinen Anstand, seinen auf Mechanik gegründeten Rechnungen den Vorzug vor den früheren Messungen der Geographen und Astronomen einzuräumen, und er fand sich hierin durch die Beobachtungen bestärkt, welche die Astronomen über die Gestalt des Jupiter gemacht hatten, dessen Axe sich zu dem Durchmesser seines Aequators wie 12 zu 13 verhält, eine Ungleichheit, die viel beträchtlicher ist, als sie zwischen den entsprechenden Durchmessern der Erde vorausgesetzt werden konnte, aber genau mit dem größern Umfange des Jupiter und der größern Geschwindigkeit seiner Axenbewegung überein kam. Die Beobachtungen der Astronomen in Lappland und Peru

haben Newton's System vollkommen bestättigt, und nicht bloß bewiesen, daß die Figur der Erde im Allgemeinen so beschaffen sei, wie er es annahm, sondern daß das Verhältniß ihrer Axe zum Durchmesser ihres Aequators fast genau mit seiner Berechnung überein komme. Von allen Beweisen, die je für die tägliche Bewegung der Erde beigebracht worden sind, ist dieser vielleicht der bündigste und genügendste.

Hipparch hatte bei Vergleichung seiner Beobachtungen mit denen der früheren Astronomen gefunden, daß die Aequinoctialpunkte nicht immer denselben Gegenden des gestirnten Himmels entsprechen, sondern sich so allmählig westwärts schieben, daß es kaum in hundert Jahren bemerklich ist, und daß 36000 Jahre zu einem ganzen Umlauf um die Ekliptik erforderlich seien. Genauere Beobachtungen haben gelehrt, daß diese Veränderung der Nachtgleichen nicht ganz so langsam ist, als er es annahm, und daß zu einem vollständigen Umlauf noch nicht ganz 26000 Jahre erforderlich sind. So lange das alte System der Astronomie, das die Erde zum unbeweglichen Mittelpunkt des Weltalls machte, im Gange blieb, erklärte man sich diese Erscheinung durch die Voraussetzung, daß das Firmament außer seiner täglichen Bewegung um die Pole des Aequators noch eine langsame periodische um die Pole der Ekliptik habe; und als die Philosophen das System des Hipparch mit den Sphären des Aristoteles verbanden, setzten sie eine neue krystallene Sphäre über das Firmament, um diese Bewegung mit den übrigen zu kombiniren. Im copernicanischen System wurde diese Erscheinung mit den übrigen Theilen dieser Hypothese durch die

Voraussetzung in Verbindung gebracht, daß die Erdaxe eine langsame Drehung von Osten gegen Westen habe. Newton begründete diese Bewegung durch dasselbe Prinzip der Gravitation, wodurch er alle übrigen begründet hatte, und zeigte, daß die Erhöhung der Erdtheile unter dem Aequator bei der Anziehung der Sonne eben die retrogade Bewegung für die Knoten der Ekliptik hervorbringen müsse, die sie für die Knoten des Mondes verursacht. Er berechnet die Größe der Bewegung, die aus dieser Wirkung der Sonne entstehen könne, und auch hier stimmte sein Calcul mit den Beobachtungen der Sternkundigen überein.

Die Kometen waren bis dahin von allen Himmelserscheinungen diejenigen gewesen, auf welche die Astronomen am wenigsten geachtet hatten. Die Seltenheit und Unbeständigkeit ihrer Sichtbarkeit schien sie von den beständigen, regelmäßigen und gleichförmigen Objekten am Himmel zu sondern und sie mehr in die Klasse der unbeständigen, vorübergehenden und zufälligen Erscheinungen der Räume zu bringen, welche sich in der Nähe der Erde befinden. Aristoteles, Eudoxus, Hipparch, Ptolemäus und Purbach hatten sie daher sämmtlich unter den Mond gesetzt und sie zu den Meteoren der obern Luftregion gezählt. Die Beobachtungen des Tycho Brahe bewiesen, daß sie den entferntern Himmelsräumen angehörten und oft höher als Venus und Sonne seyn müßten. Cartesius nahm aufs Gerathewohl an, daß sie immer höher als selbst die Bahn des Saturn ständen, und schien durch diese Erhebung die ungerechte Herabwürdigung wieder gut machen zu wollen, die sie sich so viele Jahrhunderte hindurch hatten gefallen lassen müssen. Die Beobachtungen einiger

spätern

spätern Astronomen lehrten, daß sie sich gleichfalls um die Sonne bewegten, und daher als Bestandtheile des Sonnensystems angesehen werden könnten. Dem gemäß wandte Newton sein mechanisches Prinzip der Gravitation zur Erklärung ihrer Bewegungen an. Daß sie in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschrieben, hatte sich bereits aus den Beobachtungen jener Astronomen ergeben, und Newton bemühte sich nun zu zeigen, wie sich seinem Prinzip und diesen Beobachtungen zufolge die Gestalt und Lage ihrer verschiedenen Bahnen erforschen und ihre Umlaufszeiten bestimmen ließen. Seine Nachfolger haben es im Geiste seiner Methode sogar gewagt, die Rückkehr von einigen dieser Körper vorherzusagen, besonders eines Kometen, der 1758 erscheinen soll. Wir müssen diesen Zeitpunkt abwarten, ehe sich entscheiden lassen wird, ob seine Philosophie diesem Theile seines Systems eben so vortrefflich zusagt, wie allen übrigen *). Unterdessen hat die Geschmeidigkeit dieses Prinzips, das sich so glücklich auf die unregelmäßigsten aller himmlischen Erscheinungen anwenden ließ, und einen so vollständigen Zusammenhang in die Bewegungen aller Himmelskörper gebracht hat, nicht wenig zu seiner Empfehlung beigetragen.

---

*) Es muß hier bemerkt werden, daß dieser ganze Aufsatz vor dem gedachten Jahre geschrieben und der Komet wirklich der Vorherverkündigung gemäß zurückgekehrt ist.

Anm. der englischen Herausgeber.

Was in der neuesten Zeit in dieser Beziehung geleistet ist, und wie viel weiter wir seit Adam Smith, der dies ums Jahr 1750 schrieb, in der auf newtonschen Prinzipien gegründeten Kometentheorie gekommen sind, weiß ein jeder, der auf diesem Gebiet nicht ganz fremd ist.

Anm. des Uebers.

Aber von allen Leistungen der newtonschen Philosophie scheint keine weiter über den Bereich der menschlichen Vernunft und Erfahrung hinauszugehen, als das Unternehmen, die Gewichte und Dichtigkeiten der Sonne und der verschiedenen Planeten zu berechnen, ein Unternehmen indessen, das unumgänglich nothwendig war, um den Zusammenhang des newtonschen Systems zu vervollständigen. Die Anziehungskraft, die nach der Theorie der Gravitation ein jeder Körper besitzt, ist der Quantität der in ihm enthaltenen Materie, oder seiner Masse proportional. Aber der Zeitraum, in welchem ein Körper in gegebener Entfernung um einen andern, der ihn anzieht, seinen Umlauf macht, ist um so kürzer, als die anziehende Kraft, folglich die Masse des anziehenden Körpers größer ist. Wären nun Saturn und Jupiter von gleicher Dichtigkeit mit der Erde, so würden die Umlaufszeiten ihrer verschiedenen Trabanten kürzer seyn müssen, als die Beobachtungen sie geben; denn die Massen, mithin auch die anziehenden Kräfte dieser Körper, müßten sich wie die Kubikzahlen ihrer Durchmesser verhalten. Vergleicht man aber die Größe dieser Planeten und die Umlaufszeiten ihrer Trabanten, so findet man, daß die Dichtigkeit des Jupiter größer, als die des Saturn, und die Dichtigkeit der Erde wieder größer, als die des Jupiter seyn muß. Hieraus scheint für das Sonnensystem als ein Gesetz zu folgen, daß die Dichtigkeit der Planeten um so größer ist, je näher sie der Sonne sind *), welche Anordnung der Dinge höchst zweckmäßig erscheinen

*) Dieses Gesetz bestättigt sich nicht in aller Strenge; denn es hat sich gefunden, daß der entferntere Uranus ein wenig dichter als Saturn ist. Anm. des Uebers.

müßte, da Wasser von gleicher Dichtigkeit mit dem auf unserer Erde unter dem Aequator des Saturn gefrieren, und unter dem des Merkur sieden würde.

Dies ist das System von Isaac Newton, ein System, dessen Theile alle enger verknüpft sind, als die irgend einer andern philosophischen Hypothese. Räumt man seine Prinzipien, nämlich die Allgemeinheit seiner Gravitation und ihre Abnahme nach den Quadraten der zunehmenden Entfernung ein, so ergeben sich alle die Erscheinungen, die er dadurch zu einem Ganzen verbindet, von selbst. Und diese Verbindung ist nicht bloß eine allgemeine und lose, wie in den meisten übrigen Systemen, die es gleichgültig lassen, ob gerade solche Erscheinungen oder andere ihnen ähnliche Statt finden; es ist vielmehr die genaueste und individuellste, die man sich nur denken kann, wodurch Zeit, Ort, Größe und Dauer jedes einzelnen Phänomens genau so bestimmt werden, wie sie die Beobachtung giebt. Auch sind die vereinigenden Prinzipien von der Art, daß unser Vorstellungsvermögen ohne Schwierigkeit auf sie eingehen kann. Die Gravitation der Materie ist uns unter allen ihren Eigenschaften nächst der Trägheit die geläufigste. Wir können nie auf sie einwirken, ohne dieselbe wahrzunehmen. Und das Gesetz, nach welchem sich ihre allmälige Abnahme richtet, ist eben das, welches für alle übrigen strahlend von einem Mittelpunkte ausgehenden Wirkungen, z. B. das Licht, gilt, und der Natur der Sache nach gelten muß. Der Widerspruch, den man hin und wieder im Auslande, besonders in Frankreich, gegen das newtonsche System erhoben hat, entstand nicht etwa bloß aus der Schwierigkeit, sich die Gravitation als das ur-

sprüngliche und vornehmste bewegende Prinzip im Weltall zu denken. Das cartesianische System, welches früherhin so allgemein vorherrschend gewesen war, hatte die Menschen gewöhnt, sich jede Bewegung durch einen Stoß erregt vorzustellen, und das Herabsinken schwerer Körper in der Nähe der Erde als eine Folge solcher Impulse zu betrachten. Nur die Vorliebe, die man eine Zeitlang für diese Erklärungsweise der Erscheinungen hegte, hatte die Gemüther gegen die von Newton aufgestellte eingenommen. Sein System hat jedoch längst über alle Widersprüche gesiegt und die unumschränkteste Herrschaft erworben, zu der je eins in der Philosophie gelangt ist. Man muß gestehen, daß seine Prinzipien einen Grad von Festigkeit und Solidität haben, nach welchem wir uns vergeblich in irgend einem andern System umsehen. Die größten Skeptiker können nicht umhin, dies zu fühlen. Sie verknüpfen nicht bloß die Himmelsphänomene, welche vor seiner Zeit beobachtet waren, sondern selbst diejenigen, womit uns der beharrliche Fleiß und die vollkommneren Instrumente späterer Astronomen bekannt gemacht haben, werden durch die Anwendung dieser Prinzipien entweder leicht und auf der Stelle, oder doch in Folge mühsamer und genauer auf sie gegründeter Rechnungen erklärt.

L. J.

Ueber den wahren Zweck der Unruhen in Catalonien.

Man hofft, was man wünscht; man setzt also das als Thatsache voraus, wovon man bei sich selbst annimmt, daß es, als Mittel, am schnellsten zum Ziele führen werde. So ist es in unseren Tagen geschehen, daß Politiker von der liberalen Parthei steif und fest behauptet haben: die Unruhen in Catalonien seien das gemeinschaftliche Werk des brittischen und des französischen Ministeriums. Beide Ministerien, in ihrer Verzweiflung über den unsichern Zustand der pyrenäischen Halbinsel, seien auf den Gedanken gerathen, daß man den spanischen Hof zur Einführung einer Konstitution zwingen müsse; und um dies mit dem geringsten Kraftaufwand zu erreichen, hätten sie den Antrieb zu einer Rebellion gegeben, welche Ferdinand dem Siebenten keine andere Wahl lassen werde, als mit einem Verfassungsgesetz hervorzutreten, das bisher von ihm verabscheut worden . . . .

An Urtheilen dieser Art ist nichts weiter zu bedauern, als die Willkür, aus welcher sie hervorgehen: eine Willkür, die, in letzter Zergliederung, auf einer beklagenswerthen Unkenntniß der Entwickelungsgesetze überhaupt, in's Besondere aber derjenigen beruht, die in einem gegebenen Lande oder Gesellschaftszustande wirksam sind.

Wie auffallend es auch seyn mochte, daß der in Spanien zurückgebliebene Theil des französischen Heeres

der in Catalonien sich bildenden Empörung freien Lauf ließ: so lag hierin doch noch kein Grund zu der Voraussetzung, daß die französische Regierung jenen Unfug billige oder wohl gar in Gang gebracht habe. Im Jahre 1823 hatte sie die Erfahrung gemacht, daß, wenn es auch der Waffengewalt gelingt, ein vorhandenes Uebel zu beseitigen, sie deßhalb das fehlende Gute noch nicht herbei zu führen vermag. Warum nun, dieser Erfahrung zum Hohn, eine Empörung versuchen, deren Endergebniß im besten Falle demjenigen gleich werden mußte, das aus der gewaltsamen Befreiung Ferdinands des Siebenten im Jahre 1823 hervorgegangen ist? Wie man auch im Uebrigen über das französische Ministerium urtheilen möge: da es sich höchst ungern, und nur durch eine äußere Gewalt gedrungen, zu jenem Zuge nach Madrid und Cadix entschloß, so kann man annehmen, daß es aufgeklärt genug sei, um zu wissen, mit wie viel Erfolg man sich in fremde Angelegenheiten mischt, wenn man nur auflösend, nicht bildend, in dieselbe eingreifen kann. Nichts wird uns jemals bereden, daß die Unruhen in Catalonien das Werk auswärtiger Mächte seien. Diese Hypothese kann uns nur lächerlich scheinen.

Gilt es nun eine haltbare Erklärung dieser Erscheinung, so ist man durchaus genöthigt, auf Spaniens Vergangenheit zurück zu gehen, um in ihr die Gründe aufzufinden, welche nicht gestatten, daß dieses Reich in dem nächsten halben Jahrhundert zu irgend einer einträglichen Ruhe gelange.

Bringt man auch nichts weiter in Anschlag, als den ungeheuren Verlust, den Spanien seit etwa zwanzig

Jahren in seinen amerikanischen Kolonieen gemacht hat: so reicht dieser vollkommen hin, um begreiflich zu finden, daß in Spanien eine Unruhe die andere verdrängt, und noch lange verdrängen wird. Groß oder klein, wie eine Gesellschaft seyn möge: ihr erstes und größtes Bedürfniß ist, geordnet zu seyn. Soll nun dies Bedürfniß befriedigt werden, so stellt sich unter den Bedingungen, welche zu diesem Endzweck erfüllt werden müssen, die Arbeit oben an; und zwar aus einem zwiefachen Grunde: einmal als Ordnungs-Prinzip überhaupt, zweitens als Quelle aller der Mittel, wodurch die Ordnung bewahrt werden kann. Darum ist jede Störung, jede Unterbrechung der gesellschaftlichen Arbeit eine Ursache der Auflösung, der Unruhe, der Zwietracht, und, wenn sie in einem großen Umfange wirkt, selbst der Empörung. Wo aber hätte die gesellschaftliche Arbeit wohl stärkere Unterbrechungen gelitten, als in Spanien, wo sie zu keiner Zeit in einem sehr hohen Grade beschützt war! Auf den Krieg, welcher vom Jahre 1808 bis zum Jahre 1814 auf der pyrenäischen Halbinsel geführt werden mußte, wenn Spaniens Unabhängigkeit von den Bestimmungen Frankreichs gerettet werden sollte, folgte der Abfall der weitschichtigsten und reichsten Kolonieen, die jemals ein Volk vereinigt hat. Was hatte es denn auf sich mit diesem Abfall? War er in sich selbst noch etwas Anders, als das Verschwinden eines großen Objektes früherer Thätigkeit, als die Versiegung einer unerschöpflichen Quelle der Macht und des Reichthums, wenn diese Quelle auch niemals so benutzt war, wie sie hätte benutzt werden können? Wahrlich, das Schicksal, das Spanien in dieser Hinsicht getroffen hat,

war zum Wenigsten eben so verhängnißvoll, wie das eines Privatmannes seyn würde, der, seit vielen Jahren gewöhnt auf einem großen Fuß zu leben, plötzlich die Hälfte oder zwei Drittel seines jährlichen Einkommens zu verlieren das Unglück hätte.

Wie man nun im Leben an einen solchen Privatmann die Forderung macht, daß er sich nach der Decke strecken, d. h. denjenigen Theil seiner früheren Bedürfnisse, der jetzt nicht mehr befriedigt werden kann, entsagen, und sich seinem geretteten Vermögen gemäß einrichten solle: so wird auch dieselbe Forderung an Spanien gemacht. Allein es ist unter allen Umständen leichter, Vorschriften zu geben, als den Aussprüchen der Vernunft gemäß zu handeln. Was Spanien betrifft, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sein ganzer gesellschaftlicher Zustand ein ganz anderer seyn würde, wenn es seit mehr als drei Jahrhunderte nicht in einem so weitschichtigen Kolonial-Besitz verflochten gewesen wäre. Nur dieser hat den Institutionen des frühern Mittelalters auf der pyrenäischen Halbinsel eine Festigkeit gegeben, die man in den übrigen großen Reichen Europa's vergeblich suchen würde. Das ganze Verhältniß der weltlichen Macht zu der geistlichen, des Staats zur Kirche, ist durch ihn bestimmt und festgehalten worden, dergestalt, daß bis auf diese Zeiten das Priesterthum in Spanien unwiderstehlich geblieben ist. Der antitheokratische Geist des übrigen Europa hat, indem er auf Spanien eindrang, zwar die eine und die andere Veränderung bewirkt; doch hat er der Macht der Kirche nicht so viel Abbruch thun können, daß diese nicht noch immer im Besitz von mehr als zwei Fünftel alles Grundes und

Bodens und eben dadurch im Besitz eines Einkommens wäre, wodurch sie bei weitem den Ausschlag giebt über das Einkommen der weltlichen Regierung. Indem nun der Verlust der Kolonieen andere Einrichtungen unabtreiblich nothwendig macht, und es auf nichts Geringeres ankommt, als das nachzuholen, was drei Jahrhunderte vernachlässigt worden ist, weil es entbehrlich schien, entstehen alle die Verlegenheiten, welche wir auf der pyrenäischen Halbinsel vorwalten sehen. Die Hauptfrage ist offenbar keine andere, als: wie weit kann man im neunzehnten Jahrhundert die Institutionen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beibehalten, wenn man ein Volk, eine Macht, eine Gesellschaft bleiben will, die, weil sie dem europäischen Kontinen angehört, Achtung finden soll, und muß? Diese Frage ist, praktisch genommen, wahrlich nicht leicht zu beantworten, wenn man erwägt, daß die Körperschaft, gegen welche sie gerichtet ist, aus nicht weniger als 160,000 Individuen besteht, deren Autorität von der großen Mehrheit des Volks nie bestritten worden ist, und die, indem sie ihren Privatvortheil hinter dem der öffentlichen Lehre, von ihr Religion genannt, verschanzet, beinahe unangreiflich wird. Es leidet keinen Zweifel, daß Spaniens gesellschaftlicher Zustand in seiner gegenwärtigen Auflösung nur dadurch verbessert werden kann, daß das Verhältniß des Staats zur Kirche das umgekehrte von dem wird, was es bisher gewesen ist: allein, sobald es sich um das wirksamste Mittel dieser Verbesserung handelt, fragt es sich vor allen Dingen, woher die große Autorität kommen soll, die von diesem Mittel Gebrauch zu machen berechtigt ist. In dem Könige ist sie nicht; denn dieser

hat niemals in Spanien das Maß von Gewalt geübt, wodurch er zum Gebieter über den gesellschaftlichen Zustand geworden wäre. Noch weit weniger aber ist sie in irgend einem Anderen. Die Noth ist da; sie offenbart sich an allen Enden und Orten. Allein es fehlt an einem Helfer; und weil es daran fehlt, so kann das, was alle wünschen — die Hülfe, die Rettung — nur das Ergebniß aller der Krämpfe werden, in welche jede Gesellschaft fällt, die nie in einem klaren Bewußtseyn gelebt hat.

Was die Cortes wollten, war ganz unstreitig achtungswerth in dem Zweck, den sie dabei verfolgten; allein sie hatten sich vergriffen in dem Mittel, wodurch sie diesen Zweck zu erreichen gedachten. Die Volks-Suveränetät, in deren Namen sie zu handeln vorgaben, war die elendeste Grundlage für ihre Gesetzgebung, weil ein, in allen Jahrhunderten von Priestern beherrschtes Volk keinen Willen hat, den es geltend machen möchte, und, eben deßwegen, die, welche sich seine Mandatarien nennen, nothwendig in Stich läßt. Dazu kam, daß diese Cortes so unaufgeklärt waren, sich mit einer Klasse abfinden zu wollen, die keine Abfindung zulassen kann, ohne den Stab über sich selbst zu brechen, und die daher mit dem Jesuiter General Ricci sagt: aut sint ut sunt, aut non sint. Die katholische Geistlichkeit weiß nur allzu wohl, daß man mit Lehren, welche die Evidenz ausschließen, nur durch den Glauben herrschen kann; und indem sie dies weiß, ist sie auch einsichtsvoll genug, nicht alles auf die Kraft der Ueberredung ankommen zu lassen, sondern ihre Autorität, so viel als möglich, durch die Gewalt zu unterstützen. Vergeblich machten also die Cortes die katholische Religion zur aus-

schließenden, indem sie die Vorrechte und die Ausstattung der Geistlichkeit angriffen. Diese, weit klüger als die Cortes, benutzte die Abneigung des Königs von einem das königliche Ansehn für den Augenblick beschränkende System, um in Catalonien eine Opposition zu organisiren, welche auf die Rettung ihrer Vorrechte, ihrer Ausstattung und ihres ganzen bisherigen Wesens abzweckte. Das Ausland, die wahre Lage Spaniens verkennend, kam ihr zu Hülfe. Von jetzt an war nichts leichter, als die Cortes von der Hauptstadt nach Sevilla, und von hier nach Cadix in die letzte Schanze zu verdrängen, wo sie sich ergeben mußten, und wo sie sich wirklich ergaben.

Ein sehr gewagter Versuch zur Rettung Spaniens war auf diese Weise fehlgeschlagen. Die Geistlichkeit, welche in dem Untergange der Cortes nur ihre Rettung sah, mußte, von Stund' an, glauben, daß es ihr noch einmal gelingen werde, auf den Trümmern der weltlichen Macht zu triumphiren: der Beichtvater des Königs, Herr Saez, sollte ihr Hauptwerkzeug zur Wiederherstellung der Inquisition, so wie alles dessen seyn, wodurch sie jemals geherrscht hatte. Sie sah sich in dieser Erwartung betrogen, als Herr Saez, nicht lange nach der Rückkehr des Königs nach Madrid, in eine entfernte Provinz gesendet wurde. Voll Unmuth hierüber, dachte ihr Ausschuß, die apostolische Junta, auf Mittel, das unveränderliche Ziel der Geistlichkeit trotz dem Widerstande des Königs und seiner einheimischen und auswärtigen Rathgeber zu erreichen. Die Aufgabe war nicht leicht; sie war es am wenigsten, wenn man sich im Gebrauch der Mittel nicht wiederholen wollte. Doch wer verlangt von einer Geist-

lichkeit, daß sie erfinderisch sei? sie, die immer nur gelernt hat, sich auf früher gebahnten Straßen zu bewegen? Um kurz zu seyn: nachdem sie zwei Jahre gewartet, oder vielmehr nachdem sie zwei Jahre hindurch minder entscheidende Mittel angewendet hatte, griff sie aufs Neue zu dem, wodurch — freilich im Zusammenhang mit besonderen Umständen — die Verdrängung der Cortes gelungen war, d. h. sie organisirte auf's Neue eine Opposition in Catalonien zu keinem andern Zweck, als Ferdinand den Siebenten zur Einführung der Inquisition zu zwingen.

Daß dies, und nur dies, der Zweck der Rebellion sei, welche in diesem Augenblick bekämpft wird, geht aus den Erklärungen der Rebellen so unmittelbar hervor, daß es sich mit keinem Zweifel verträgt. Sie nennen den König unfrei, weil er noch nicht gethan hat, was die apostolische Junta seit Jahren verlangt, und sie dringen auf die Zurückführung der Inquisition, als des einzig wirksamen Mittels zur Wiederherstellung des inneren Friedens. Wer hätte vor zehn Jahren Erklärungen dieser Art nicht für unmöglich gehalten! Gleichwohl ist die ganze Erscheinung nur allzu tief in dem Wesen der spanischen Monarchie gegründet, d. h. in einem Gesellschaftszustande, der seinen Haupt-Charakter seit Jahrtausenden der Autorität verdankt, welche die Priesterschaft darin ausgeübt hat. Es giebt in Europa kein Reich, worin für die Unterweisung der Unterthanen seit Jahrhunderten weniger geschehen wäre, als in Spanien; mit der größten Sicherheit kann man annehmen, daß von seinen eilf Millionen Bewohnern nur anderthalb Millionen lesen und schreiben können. Kein Wunder also, wenn die Priesterschaft hier eine beinahe unumschränkte Macht ausübt. Wer sind die Agraviados? Die Benennung verführt zu der Voraussetzung, daß Finanzdruck durch Aufbürdung allzu starker Lasten diese Klasse zu Rebellen gemacht habe. Nichts ist weniger der Fall. Mit dem besten Rechte von der Welt könnten diese Agraviados, Aligerados genannt werden; denn sie bilden das luftigste Gesindel, das man antreffen kann: Menschen ohne Eigenthum, ohne Heimath, ohne alles, was einer bürgerlichen Gesellschaft Werth giebt. Nie hat es Spanien an solchem Gesindel gefehlt; nie hat es bei der Entsittlichungskraft, welche zahlreiche Klöster und eine reich ausgestattete Weltgeistlichkeit in sich schließen, daran fehlen

können. Es kam immer nur darauf an, dies Gesindel in Beschlag zu nehmen, um dadurch große Verlegenheiten herbei zu führen; erleichtert aber wurde diese Beschlagnahme durch alles, was seit dem Jahre 1808 die Fundamente des Gehorsams in Spanien entweder bloß erschüttert, oder auch gänzlich zerstört hat. Die Bettler-Klasse kann nirgends anwachsen, ohne das allgemeine Wohl in Gefahr zu bringen, und Faktionen allen den Vorschub zu leisten, den diese sich selbst wünschen können.

Ferdinand der Siebente sagt in seiner von Tarragona aus bekannt gemachten Proklamation: „Catalonier! verschließt Euer Ohr den Einflisterungen derer, die, von Euren Feinden (der apostolischen Junta?) besoldet, sich mit ihrem Eifer für eine Religion, die sie entweihen, und für einen Thron brüsten, den sie beleidigen; denn sie haben keine andere Absicht, als den Wohlstand dieser Provinz zu zerstören. Meine bloße Ankunft widerlegt aufs Vollständigste jene leere und abgeschmackte Behauptung, als sei ich nicht der freie Herr meiner Handlungen: Ich bin auf keine Weise beschränkt; die, denen ich mein Vertrauen schenke, sind nicht Feinde der Religion; das Vaterland ist nicht in Gefahr; die Ehre meiner Krone ist nicht verletzt, und mein höchstes Ansehn wird durch Niemand beeinträchtigt. Weßhalb also ergreifen jene, die sich selbst treue Unterthanen, reine Königsfreunde und eifrige Katholiken nennen, die Waffen? Gegen Wen wollen sie sich derselben bedienen? Gegen ihren König und Herrn. Ja, Catalonier, sich unter solchem Vorwande bewaffnen, gegen meine Truppen kämpfen, die Obrigkeit vertreiben, heißt, sich offen gegen mich empören, mein Ansehn nicht achten, und die Religion verspotten — heißt, das Betragen der Anführer von 1820 bis auf die Sprache, die diese führten, nachahmen. So müssen die monarchischen Einrichtungen bis in den Grund zerstört werden; denn wenn man die wahnsinnigen Vorrechte, welche die Aufrührer proklamiren, gewähren wollte, so würde es keinen festen Thron in der Welt mehr geben." —

Man darf behaupten, daß in dieser Proklamation kein Satz enthalten sei, der nicht volle Wahrheit in sich schließe. Gleichwohl ist dadurch an der inneren Lage Spaniens nichts verändert. Was die Rebellion in Catalonien betrifft, so hat man zwar alle Ursache, anzunehmen, daß sie,

nach sehr kurzer Zeit, werde beigelegt seyn; denn wie ließe sich wohl voraussetzen, daß eine von der Priesterschaft hervorgerufene, durch keinen Mann von Kopf und Charakter geleitete Bewegung vorhalten könne? Allein durch die erzwungene oder freiwillige Unterwerfung der Rebellen, wird nichts geleistet seyn, so lange das unterbleibt, was Noth thut, damit Spanien zu einem dauerhaften innern Frieden gelange. Dazu nun scheint uns zweierlei erforderlich zu seyn, wovon das Eine negativer, das Andere positiver Art ist. Jenes besteht in einer solchen Verminderung der Ordensgeistlichkeit, daß daraus ein dem Kultur-Grade des Jahrhunderts entsprechendes Verhältniß der Kirche zum Staat hervorgehen kann, und daß (um alles mit Einem Worte zu sagen) die Geistlichkeit für immer die Lust verliert, das Polizei-Geschäft durch Inquisitions-Gerichte zu betreiben. Dieses besteht in einer solchen Begünstigung der Arbeit im Allgemeinen, daß sich daraus, wie ganz von selbst, ein Antagonismus — nicht etwa gegen die Religion, wohl aber gegen alle diejenigen Lehren entwikkelt, deren unverkennbare Tendenz keine andere ist, als den Geist in Fesseln zu schlagen, und die ganze Gesellschaft dem Vortheile Einer Klasse unterzuordnen, die ihren Anspruch auf die sittliche und intellektuelle Leitung ihrer Mitbürger nicht mehr rechtfertigen kann. Daß Beides, aufs Innigste mit einander verbunden ist, bedarf für Leser, die mit dem Entwickelungsgange der europäischen Gesellschaft auch nur einigermaßen bekannt sind, keiner Nachweisung. Zugegeben nun, daß es gar nicht leicht sei, für Spanien diesen besseren Zustand herbei zu führen, bedarf es keines besonderen Scharfblicks, um die Entdeckung zu machen, daß er sich sogar durch die Mittel herbeiführt, welche ihn abwenden sollen. Bleiben nur die amerikanischen Kolonieen verloren — eine Voraussetzung, die man leicht gestatten wird —: so kann die spanische Geistlichkeit in ihren Bemühungen, den Zustand des sechzehnten Jahrhunderts zurück zu führen, nur weiter gehen, und indem sie auf diesem Wege eine Rebellion nach der andern einleitet, muß sie, in verhältnißmäßig kürzerer Zeit dahin gelangen, allen Kredit zu verlieren. Unstreitig geht sie wenigstens in so fern mit Redlichkeit zu Werke, als sie die Ueberzeugung hegt, daß die Mittel, wodurch sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert geherrscht hat, sich auch auf das neun-

zehnte anwenden lassen. Allein gerade hierin liegt ihr Irrthum verborgen: ein Irrthum, der nicht verfehlen kann, sie in den Fall zu bringen, daß das Lukanische

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni

auf sie angewendet werden kann. Nie hat sie geahnet, bis zu welchem Grade sie ihren bisherigen Bestand dem Umstande verdankte, daß Spanien in einem so ungeheuren Kolonial-Besitz verflochten war; und gerade weil ihr dies entgangen ist, wird sie in ihrem Seyn und Wesen das Opfer der Rückwirkung werden, welche der Verlust der amerikanischen Kolonieen ausübt. Denn, vermöge dieses Verlustes ist Spanien genöthigt, sich in jeder Beziehung anders einzurichten; es kann sich aber nur dadurch anders einrichten, daß es das bisherige Verhältniß des Staats zur Kirche zum Vortheil des ersteren verändert, was an und für sich unmöglich ist, ohne den Geist der Wissenschaft, sofern er antitheologisch ist, zu huldigen. Und so wird sich denn auf das allervollständigste — unstreitig sogar zum Frommen des ganzen Europa — bestätigen, was einer der liebenswürdigsten und achtbarsten Schriftsteller unserer Zeit sagt:

„daß man, selbst gegen seinen Willen, in dem Dunstkreise seines Jahrhunderts lebt; daß man von dem Wirbel desselben fortgezogen wird; und daß diejenigen, welche am heftigsten über den Gang der Zeit bekümmert sind, zur Beschleunigung dieses Ganges gerade das Meiste beitragen *)."

Sollte, wider alle Erwartung, die Macht der Umstände so groß werden, daß Ferdinand der Siebente sich, wie im Jahre 1820, genöthigt sähe, den Forderungen der Rebellen Raum zu geben: so würde daraus eine Erscheinung hervorgehen, die, wie beklagenswerth sie auch in anderer Hinsicht seyn möchte, nur dazu beitragen könnte, Spaniens Geschick in Ansehung der Verbesserung seines gesellschaftlichen Zustandes zu beschleunigen. Die Priesterschaft würde, in dem vorausgesetzten Falle, die Inquisition mit allen ihren Härten und Grausamkeiten zurückführen; allein sie würde nur allzu schnell die Entdeckung machen,

*) Der Graf von Segur in seinen Denkwürdigkeiten Band III. Seite 51.

daß das neunzehnte Jahrhundert mit seinen Bedürfnissen und Forderungen nicht das sechzehnte ist, daß der Geist der Wissenschaft auf eine unwiderstehliche Weise selbst in Spanien eingedrungen ist und wirkt, daß eben dieser Geist ihr nicht gestattet neue Wurzeln zu treiben, und sich durch die Gewalt zu befestigen; mit einem Wort, daß nichts unmöglicher ist, als eine verschwundene Vergangenheit zurück zu führen, weil diese für Menschen nichts weiter ist, als das wahre Nichts, oder als ein bloßer Schatten, dessen Wirklichkeit in Erinnerungen gegründet ist. Hiermit aber würde es nicht sein Bewenden haben. Denn, indem diese Priesterschaft, um ihren Irrthum durchzusetzen, das höchste Maß der Barbarei erschöpfen müßte, würde sie sich selbst um alles Ansehn bringen, und der weltlichen Macht das Recht ertheilen, sich im Gebiete der geistlichen Gewalt auszudehnen. Jene große Revolution, welche im sechzehnten Jahrhunderte von Deutschland ausging, und seit dem rastlos fortgewirkt hat, würde alsdann auch Spanien ergreifen, und von dem katholischen Kirchenthume nur das übrig lassen, was zum Frieden der Gesellschaft dient.

Und was würde in dieser Voraussetzung aus dem Kirchen-Staate werden? Ist die pyrenäische Halbinsel nicht das letzte große Domän jener allgemeinen Regierung, an deren Spitze der Papst steht?

Wir sind weit davon entfernt, in dieser Frage einen Wunsch auszusprechen; wir deuten bloß an, was in der Ordnung der Dinge unter gewissen Bedingungen liegt *).

---

*) In den öffentlichen Blättern lese ich, daß Ferdinand der Siebente seinen in Madrid zurückgebliebenen Ministern den Auftrag ertheilt hat: zur Organisation der Polizei einen Entwurf einzureichen, der diesen Verwaltungszweig so ordnet, daß Spanien in dieser Hinsicht nicht länger hinter den am besten organisirten Staaten Europa's zurück zu stehen braucht. Hat diese Nachricht Grund und kommt wirklich eine tüchtige Polizei in Spanien zum Vorschein: so ist der Inquisition jeder Rücktritt abgeschnitten. Denn war sie jemals etwas Anders als Polizei, ausgeübt von Theologen?

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Fortgang des Krieges zwischen England auf der einen, und Amerika, Frankreich, Spanien und Holland auf der andern Seite, bis zum Frieden von 1783.

General-Major Arnold hatte den Vereinigten Staaten in ihrem Kampfe mit England sehr wesentliche Dienste geleistet; und schwerlich verletzt man die Wahrheit, wenn man behauptet, daß er unter den amerikanischen Generalen der einsichtsvollste und entschlossenste war. Redlichkeit und Treue gehörten jedoch nicht zu den Eigenschaften dieses Mannes. Er liebte den Aufwand; und mehr mit sich und seinen häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, als mit der ihm anvertrauten Sache, war er der Bestechung nicht unzugänglich. Die Engländer, welche seinen Charakter sehr richtig aufgefaßt hatten, fanden sehr bald Mittel, ihn zu sich herüber zu ziehen. Wie viel sie durch ihn zu bewirken glaubten, ist ihr Geheimniß geblieben. Un-

terhändler in dieser Angelegenheit war der Major André, General-Adjutant im brittischen Heere: ein Mann von seltener Gewandtheit und Ueberredungsgabe. Da es persönlicher Unterredungen mit dem General Arnold bedurfte: so ließ André sich bereit finden, unter einem falschen Namen und in der nöthigen Verkleidung zu ihm nach Philadelphia zu gehen. Nichts desto weniger wurde er am 23. September von drei amerikanischen Soldaten, welche Verdacht geschöpft hatten, angehalten. Vergeblich bot er ihnen eine beträchtliche Summe, wenn sie ihn entwischen lassen wollten. Unter den Papieren, welche man bei ihm fand, waren mehrere von dem General-Major Arnold unterzeichnete Briefe. Sobald nun dieser erfahren hatte, daß der Major André verhaftet worden sei, begab er sich an Bord eines leichten Fahrzeuges, und entging der Verfolgung dadurch, daß er sich auf ein englisches Kriegsschiff rettete. General Washington legte den Fall, der sich mit dem brittischen Major zugetragen hatte, einem Kriegsrathe vor, welcher aus den General-Majoren Green, Sterling, de la Fayette und von Steuben, so wie aus acht Brigade-Generalen, bestand. Von diesen wurde der Major André zur Untersuchung gezogen, und das Ergebniß dieser Untersuchung war: daß André auf einer Kriegs-Schaluppe bei Nacht zu einer Unterredung mit dem General Arnold angelangt sei, seinen Anzug innerhalb der amerikanischen Linien verändert habe, und am Abend des 22. Septembers unter einem angenommenen Namen durch die amerikanischen Werke bei Stoney und Verplanks-Spitze gegangen sei; daß man ihn am 23. Morgens zu Tarry-Town auf dem Wege nach New-York angehalten und bei

ihm Papiere gefunden habe, welche Nachrichten für den Feind enthalten hätten. Der Kriegsrath folgerte hieraus, daß er als ein feindlicher Spion betrachtet werden müsse; woraus denn ganz von selbst folgte, daß er, nach dem Gesetz und Gebrauch der Nationen, die Todesstrafe verdient hatte. Diese Entscheidung des von Washington versammelten Kriegsraths unwirksam und erfolglos zu machen, schrieben Sir Henry Clinton, der General-Lieutenant Robertson und der gewesene amerikanische General Arnold die dringendsten Briefe an den Oberfeldherrn der Vereinigten Staaten; doch alle diese Verwendungen waren vergeblich. Major André wurde zu Tappan in der Provinz Neu-York am 2. Oktober gehangen. Er ertrug sein Schicksal mit großer Standhaftigkeit, nur darüber bekümmert, daß man ihn nicht, seiner Bitte gemäß, auf eine militärische Weise hinrichten wollte. Selbst seine Feinde beklagten die Strenge, womit sie gegen ihn zu verfahren genöthigt waren; doch gestanden alle Unparteilichen, sogar in England, daß diese Hinrichtung den Regeln des Krieges vollkommen angemessen gewesen sei.

Als Brigade-General in den Diensten des Königs von England, machte Arnold eine Schrift bekannt, worin er sich vor den Bewohnern Amerika's wegen seines Abfalls von ihrer Sache zu rechtfertigen suchte. Er sagte darin: „weil die Rechte seines Vaterlandes ihm als bedroht erschienen wären, hätte er es für Pflicht gehalten, zur Vertheidigung derselben mitzuwirken; dabei aber wäre Abstellung der Beschwerden sein einziges Ziel gewesen. Ungern und wider seinen Willen sei er also der Unabhängigkeits-Erklärung beigetreten, die er noch immer für eine Ueber-

eilung halte. Was ihn jedoch am meisten zum Abfall bewogen, sei sein Abscheu vor dem Bündniß mit den Franzosen, und die Weigerung des Kongresses, die letzten Anträge Großbritanniens anzunehmen, von welchen er die Meinung hege, daß sie den Wünschen und Erwartungen der Amerikaner vollkommen gemäß wären." Abtrünnige und Verräther bieten alles, was in ihren Kräften steht, auf, um nicht für das zu gelten, was sie wirklich sind, und um Andere zur Befolgung ihres Beispiels zu bethören. Damit nun General Arnold seinen Zweck verfehlen möchte, stellte die amerikanische Regierung sein Betragen in ein ganz anderes Licht. Sie führte an: er habe sich durch seine ausschweifende Lebensweise in so große Schulden und Verlegenheiten gestürzt, daß er nicht länger hätte auf seinem Posten bleiben können. Unmittelbar nach der Räumung Philadelphia's durch die brittischen Truppen, habe er als Kommandant dieser Stadt, das Haus des Herrn Penn, das von allen das beste wäre, zu seinem Hauptquartier gemacht, und darin auf eine, sein Einkommen weit übersteigende Weise gelebt. Sein Abscheu vor der französischen Allianz könne nicht sehr heftig gewesen seyn, da er nach der Ankunft des Herrn Gerard (bevollmächtigten Ministers des französischen Hofes) zu Philadelphia, im Jahre 1778, alles aufgeboten habe, um diesen Minister zur Annahme der Bequemlichkeiten seiner Wohnung zu bewegen, bis der Kongreß ein angemessenes Hotel für ihn ausgemittelt haben würde. Herr Gerard habe sich dies gefallen lassen, mehrere Wochen bei ihm gewohnt und hinterher, während seines vierzehnmonatlichen Aufenthalts in Philadelphia, auf dem freundschaftlichsten

Fuß mit ihm gelebt. Wäre er denn nicht auch einer von den Ersten gewesen, welche den Ritter de la Lucerne, zweiten französischen Minister, begrüßt hätte? Gerade um diese Zeit wären Klagen und Beschwerden von den Einwohnern Philadelphia's gegen ihn erhoben worden; unter andern hätte man ihn beschuldigt, Güter und Waaren, welche er als brittisches Eigenthum in Philadelphia konfiszirt hätte, zu seinem Privat-Nutzen verwendet zu haben. Ein Kriegsgericht hätte damals (1778) sein Betragen für höchst tadelnswerth erklärt; allein er sei mit Nachsicht behandelt, und bloß von dem General Washington zurechtgewiesen worden. Unter allen diesen Umständen unfähig, seine Rolle noch weiter fortzuspielen, habe er seine Gedanken auf Abfall und Verrath gerichtet, und zuletzt, um den aus einem förmlichen Bankbruch hervorgehenden Verlegenheiten zu entkommen, das Weite gesucht.

So verhielt es sich mit dem Abfall des Generals Arnold, welcher unschädlicher wurde durch die Entdeckung seiner Verrätherei, aber deßhalb nicht aufhörte, den Vereinigten Staaten sehr nachtheilig zu seyn.

Nach der Niederlage, welche General Gates gelitten hatte, bot der Graf Cornwallis alles auf, den brittischen Waffen freien Spielraum zu geben. Dies geschah nicht ohne Erfolg; doch schlug eine Unternehmung fehl, welche dem Major Ferguson anvertraut war. Mit 1000 Mann amerikanischer Miliz, die auf europäische Weise abgerichtet waren und 500 Mann brittischer Truppen zur Unterstützung hatten, drang dieser Offizier tiefer in Nord-Karolina ein. Eine weite Strecke hindurch stieß er auf keinen Widerstand, bis er endlich, am 7. Oktober 1780,

in einer Gegend anlangte, welche King's Mountain genannt wird. Hier hatten sich die Amerikaner zusammengezogen. Es kam sogleich zum Gefecht, und dieses war bei der numerischen Ueberlegenheit der Amerikaner sehr bald entschieden. Ferguson unterlag. Von seinen Leuten wurden 150 getödtet und 810, unter denen sich viele Verwundeten befanden, gefangen genommen. Diesen militärischen Schandfleck löschte, einen Monat später, der Oberst-Lieutenant Tarleton wieder aus, als er, an der Spitze von 170 Reitern den Generul Sumpter überfiel und schlug. Dies geschah zu Black-Stocks, wo der amerikanische General 1000 Mann beisammen hatte. Sumpter selbst wurde verwundet, und von seiner Mannschaft geriethen 150 in die Gefangenschaft der Engländer, die Todten und Verwundeten nicht gerechnet.

Eine von den erheblichsten Begebenheiten des scheidenden Jahres war die Gefangennehmung des Herrn Laurens, gewesenen Präsidenten des Kongresses. Er befand sich an Bord des Merkur, eines dem Kongresse zuständigen Packetbootes, und war auf einer Reise nach Holland begriffen. Dies Packetboot wurde von dem Kapitän Keppel in der Nähe von New-Foundland genommen. Laurens suchte sich seiner Papiere zwar dadurch zu entledigen, daß er sie ins Wasser warf; allein sie wurden wieder aufgefischt, und da daraus hervorging, daß die Amerikaner Holland für ihre Angelegenheit zu gewinnen suchten, so wurde der gewesene Präsident des Kongresses nach London geführt, wo man ihn, nach einem kurzen Verhör, in den Tower brachte. Seine Papiere wurden dem Ministerium übergeben. Unter denselben befand sich der Entwurf zu

einem Freundschafts- und Handels-Traktat zwischen Holland und den Vereinigten Staaten Amerika's.

Das Jahr 1781 begann mit einem Auftritt, welcher den Engländern, wenn gleich auf eine sehr vorübergehende Weise, die Aussicht auf eine glückliche Beendigung des kostbaren Krieges gewährte, den sie schon seit 6 Jahren führten. Die Verlegenheiten, worin sich der Kongreß befand, brachten es mit sich, daß die Bedürfnisse des amerikanischen Militärs in Nahrung und Bekleidung nicht ganz regelmäßig befriedigt werden konnten. In Folge dessen geschah es, daß diejenigen Truppen, welche zu Morris-Town einquartiert waren, so wie auch die, welche man die Pensilvanien-Linie nannte, ungefähr 1300 Mann stark, erklärten, daß sie nicht länger dienen würden, wenn man ihre Beschwerden nicht abstellte, d. h. wenn man ihnen, außer ihrem Solde nicht die nöthige Bekleidung und Nahrung reichte. Diese Erklärung erfolgte den 1. Januar, und das Neujahrsfest, an welchem reichlich getrunken war, mochte einen wesentlichen Antheil daran haben. In dem Streit, der sich hierüber entwickelte, blieb ein Offizier, und vier andere wurden verwundet. Die Soldaten rafften hierauf Artillerie, Munition, Mundvorrath und Wagen zusammen und verließen das Lager. Als sie vor dem Quartier des Generals Wayne vorbeizogen, sendete dieser ihnen einen Boten nach, durch welchen er ihnen sagen ließ, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen möchten, um der traurigen Folgen willen, die es nach sich ziehen könnte. Dessen weigerten sie sich; und indem sie ihren Marsch fortsetzten, wählten sie gegen Abend einen vortheilhaften Posten, auf welchem sie sich frische Offiziere aus ihrer

Mitte gaben. Den 2ten gingen sie nach Middlebrook, und den 3ten nach Prince-Town, wo sie ihr Quartier aufschlugen. An demselben Tage gelangte von den Offizieren des amerikanischen Lagers eine Botschaft an sie, wodurch sie aufgefordert wurden, sich über ihre Absichten zu erklären. Einige von ihnen antworteten, sie hätten bereits länger gedient, als sie dazu verpflichtet wären, und wollten den Dienst nicht weiter fortsetzen; Andere, sie würden nur dann zurückkehren, wenn ihren Beschwerden abgeholfen werde. Die einen, wie die anderen, läugneten dabei in den stärksten Ausdrücken, daß sie der amerikanischen Sache abhold wären, und zu dem Feinde überzugehen vorhätten.

Kaum war die Nachricht von diesem Auftritt in New-York angelangt, als ein Theil der brittischen Truppen den Befehl erhielt, sich marschfertig zu halten; denn man hegte die angenehme Erwartung, daß die amerikanischen Empörer beredet werden könnten, sich an das königliche Heer anzuschließen. Sir Henry Clinton schickte daher auch unvorzüglich Boten an sie ab, um ihnen kund zu thun, daß sie von der brittischen Regierung würden in Schutz genommen werden; alle früheren Vergehungen sollten vergeben und vergessen seyn, der Sold, den ihnen der Kongreß schuldig wäre, ihnen auf der Stelle ausgezahlt werden, sogar ohne irgend einen Militär-Dienst dafür von ihnen zu erwarten, es sei denn, daß sie durch freiwillige Niederlegung der Waffen, und durch Rückkehr zur Ergebenheit und Treue sich von selbst dazu bequemen wollten. Dabei wurde ihnen anempfohlen, über den Süd-Strom zu gehen, wo ein brittisches Truppen-Korps zu ihrem

Schutze bereit stehen würde. Doch alle diese Anträge wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Die Empörer lieferten sogar einige von Sir Henry Clintons Boten an den Kongreß aus; und als nicht lange darauf Joseph Reed, Präsident des Staates Pensilvanien, bei Prince-Town zu ihnen anlangte, fand eine förmliche Ausgleichung Statt, welche darin bestand, daß die, welche ihre volle Zeit gedient hatten, die Erlaubniß erhielten, nach ihrer Heimath zurück zu kehren, und daß alle übrigen sich wieder an das amerikanische Heer gegen die Versicherung anschlossen, daß ihren Beschwerden abgeholfen werden sollte.

Inzwischen bot Lord Cornwallis seine ganze Stärke auf, um in Nord-Karolina einzudringen. Den 11. Januar war sein ganzes Heer in Bewegung nach dieser Provinz. Aufgehalten wurde es jedoch durch einen Versuch, den die Amerikaner unter General Morgan machten, sich in den Besitz des schätzbaren Distrikts zu setzen, den man Ninetysix nennt. Dies zu verhindern, entsendete Lord Cornwallis den Oberst-Lieutenant Tarleton mit 300 Mann Reiterei, mit eben so viel leichter Infanterie, mit dem siebenten Regiment, mit dem ersten Bataillon des sechs und siebzigsten Regiments und mit zwei Dreipfündern, um sich den Fortschritten des Generals Morgan zu widersetzen, nicht zweifelnd, daß der Oberst-Lieutenant diesen Dienst ihm leisten würde. Den 17. Januar nun stießen die brittischen Truppen auf die Amerikaner unter General Morgan. Diese hatten sich in einem Gehölz aufgestellt; und da sie vor kurzem durch Miliz verstärkt worden waren: so hatten sie den Vortheil, den Britten der Zahl nach überlegen zu seyn. Die letztern hatten indeß den Vorzug der besseren

Mannszucht, auf welche die Hoffnung des Sieges in der Regel gegründet werden muß. Der Angriff wurde von der ersten Linie brittischer Infanterie gemacht; sie bestand aus dem siebenten Regiment, und aus dem Korps leichter Infanterie, und ihre Flügel waren gedeckt durch mehrere Schwadronen Reiterei. Was Tarleton sonst noch an Truppen mit sich führte, bildete die Nachhut. Dem ersten Anfall nicht gewachsen, wichen die Amerikaner zurück, und ihre Miliz verließ das Schlachtfeld. Die königlichen Truppen, welche den Sieg schon für errungen hielten, ließen sich auf eine Verfolgung ein, und geriethen darüber in Unordnung. Die Voraussetzung war, daß auch General Morgan's Korps geschlagen sei; dem war aber nicht also. Ganz unerwartet trat dieses Korps in Linie mit einem so heftigen Feuer, daß die Unordnung der königlichen Truppen dadurch nicht wenig vermehrt wurde. Kurz: diese wurden von den Amerikanern gänzlich geschlagen. Von der Infanterie geriethen vierhundert in amerikanische Gefangenschaft, und eine nicht geringe Zahl derselben wurde getödtet oder verwundet. Weniger litt die Reiterei; aber die zwei Dreipfünder, welche Tarleton mit sich geführt hatte, fielen, wie die Fahnen des siebenten Regiments, in die Hände der Amerikaner. Alles, was Tarleton zu bewirken vermochte, war — die Befreiung der Bagage. Er zog sich hierauf nach Hamilton's Furth zurück, und ehe er daselbst anlangte, zerstörte er noch einen Theil seines Gepäcks, damit es den Amerikanern nicht zu Theil werden möchte.

Diese Niederlage der Truppen unter Tarleton war ein harter Schlag für die Entwürfe des Lords Cornwallis;

er war es besonders durch den Verlust, den die leichte Infanterie gelitten hatte. Die nächsten Tage brachte der Lord damit zu, daß er die Ueberbleibsel des Tarletonschen Korps sammelte. Demnächst erwartete er die Ankunft des Generals Leslie, welcher den Befehl erhalten hatte, sich von Wynnesborough aus mit einem Truppen-Korps an ihn anzuschließen. Von jetzt an wurden bedeutende Anstrengungen gemacht, den Rückzug des Generals Morgan über die Catawba zu verhindern und die in Gefangenschaft gerathenen Britten zu befreien. Doch der amerikanische Feldherr hatte, nach Tarletons Niederlage, Zwangsmärsche gemacht, und war über die Catawba vor dem Eintritt des starken Regens gekommen, der diesen Fluß so anschwellte, daß das königliche Heer mehrere Tage lang an dem Uebergang verhindert wurde; während welcher Zeit die brittischen Gefangenen noch über mehrere kleine Flüsse transportirt wurden, bis sie den 14. Februar Courthouse in der Provinz Virginien erreichten.

Lord Cornwallis benutzte einen zweitägigen Halt zur Vermehrung seines Mundvorraths und zur Vernichtung alles unnützen Trosses. Befreit von diesen Hemmnissen, ging er mit reißender Schnelligkeit durch Nord-Karolina, und drang bis zu den Ufern des Dan an der äußersten Gränze dieser Provinz vor. Nur daß es auf diesem Zuge nicht ganz an Widerstand fehlte. Als am 1. Februar die königlichen Truppen bei M'Cowans-Furth über die Catawba gingen, stießen sie auf einen Posten amerikanischer Miliz, welche den Uebergang verhindern sollte. Dies Hemmniß war ohne Mühe besiegt. Bei Hillsborough angelangt, pflanzte Lord Cornwallis die königliche Fahne auf,

und lud alle rechtschaffene Unterthanen durch eine Proklamation ein, sich um dieselbe zu versammeln und ihn bei der Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung und Regierung zu unterstützen. Man hatte ihm gesagt, daß die Zahl der Freunde des Königs in dieser Provinz sehr groß sei. Der Erfolg bewies das Gegentheil; nicht daß die Bewohner von Nord-Karolina die Rückkehr des Friedens und der gesellschaftlichen Ordnung nicht von Herzen gewünscht hätten, sondern weil sie sich fürchteten, es mit den übrigen Amerikanern zu verderben, wenn sie zur königlichen Fahne übergingen. Zweihundert von ihnen, welche dazu entschlossen waren und unter dem Obersten Pyle einen Zug nach Hillsborough angetreten hatten, sahen sich auf dem Wege dahin von einem Detaschement amerikanischer Truppen umzingelt, das ihnen keine andere Wahl ließ, als entweder zu sterben, oder wieder umzukehren. Unterdeß war der General Greene in voller Bewegung, um seine Vereinigung mit einem andern amerikanischen Korps zu Stande zu bringen, und sich den Fortschritten des Lords Cornwallis zu widersetzen.

Während dies in Nord-Karolina vorging, wurden auf anderen Punkten durch die königlichen Waffen beträchtliche Vortheile errungen.

Um seinen Eifer für die königliche Sache an den Tag zu legen, schiffte sich der Brigade-General Arnold in den ersten Tagen des Januar mit einem beträchtlichen Truppen-Korps nach Westover ein, welches hundert und vierzig englische Meilen von den Küsten Virginiens gelegen ist. Angelangt an seinem Bestimmungsort, führte er die Truppen ohne Zeitverlust nach Richmond, in dessen Besitz man

ohne Mühe gelangte, weil die Miliz, die es beschützen sollte, sich zurückgezogen hatte. Von hier aus marschirte Oberst-Lieutenant Simcon mit einer Abtheilung brittischer Truppen nach Westham, wo er eine der schönsten Kanonengießereien Amerika's, und zugleich große Vorräthe zerstörte. General Arnold, welcher zu Richmond bedeutende Vorräthe an Salz, Rum, Segeltuch, Taback und andern Waaren vorgefunden hatte, nahm davon alles an sich, was nicht Privat-Eigenthum war, und zerstörte, was er nicht fortschaffen konnte. Die brittischen Truppen zerstreuten hierauf einige kleine Streifparthien von Amerikanern, eroberten einige Kanonen und marschirten den 20sten desselben Monats nach Portsmouth. Den 25ten langte Kapitän Barclay mit mehreren Kriegsschiffen an, und ein Truppen-Korps unter dem Major Craig erreichte Fear-River. Diese Truppen landeten neun englische Meilen von Wilmington, und rückten den 28sten in diese Stadt: eine Operation, von welcher man annahm, daß sie die glücklichsten Wirkungen für das Heer des Lord Cornwallis hervorbringen würde.

Nachdem General Greene am 10. März seine Vereinigung mit einem amerikanischen Regiment, die Achtzehn-Monat-Männer genannt, so wie mit den zahlreichen Milizen Virginiens und Nord-Karolina's zu Stande gebracht hatte, faßte er den Entschluß die brittischen Truppen unter Lord Cornwallis anzugreifen. Er brach zu diesem Endzweck den 12ten von High-Rock-Ford auf, und langte, zwei Tage darauf bei Guildford an. Nach allen eingezogenen Nachrichten konnte Lord Cornwallis über die Absichten des amerikanischen Generals nicht in Zweifel

seyn. So wie beide sich einander näher rückten, fehlte es nicht an Scharmützeln, in welchen die königlichen Truppen den Vortheil behielten. Am 15ten brach der Lord mit Tagesanbruch auf, die Amerikaner wo möglich in ihrem Lager zu überfallen; und vier englische Meilen von Guildford hatte die brittische Vorhut, von dem Oberst-Lieutenant Tarleton angeführt, mit einem amerikanischen Korps, das aus der Legion des Oberst-Lieutenants Lee, aus den sogenannten Back-Mountain-Man und der virginischen Miliz zusammengesetzt war, ein schweres Scharmützel, das er, um nicht allzu viel zu leiden, aufzugeben genöthigt war. An einen Ueberfall war nun nicht mehr zu denken. Lord Cornwallis hatte vielmehr alle Ursache auf seiner Hut zu seyn, wenn er siegen, ja wenn er auch nur einer Niederlage entgehen wollte.

Der größte Theil der Gegend, worin eine entscheidende Schlacht geliefert werden sollte, war eine Wildniß, worin es nur wenig helle Flecke gab. Das amerikanische Heer, dem brittischen an Zahl weit überlegen, stand anderthalb englische Meilen von Guildford auf Anhöhen, und hatte sich in drei Linien aufgestellt. Die Frontlinie wurde gebildet von der Nord-Karolinischen Miliz unter dem Befehl der Generale Butler und Eaton. Die zweite Linie bestand aus der virginischen Miliz, befehligt von den Generalen Stephens und Lawson. Die dritte Linie war zusammengesetzt aus zwei Brigaden der sogenannten Kontinental-Truppen, welche der General Huger und der Oberst Williams befehligten. Dabei fehlte es nicht an einem Observations-Korps zur Deckung der rechten Seite; es bestand aus den Dragonern unter dem Oberst-Lieutenant

Washington, aus leichter Infanterie und aus Partheigängern unter dem Obersten Lynch. Auch die linke Seite hatte ihr Observations-Korps, befehligt von dem Obersten Campbell.

Um die Amerikaner in dieser Stellung mit Vortheil anzugreifen, entwarf Lord Cornwallis einen Plan, nach welchem auf dem rechten Flügel zwei Regimenter unter dem General Leslie, unterstützt von dem ersten Bataillon der Garden, auf dem linken Flügel zwei andere Regimenter unter dem Oberst-Lieutenant Webster, unterstützt von den Grenadieren und dem zweiten Bataillon der Garden, das Treffen eröffnen sollten. Jäger und leichte Infanterie blieben im Gehölz zur Linken der Kanonen; die Reiterei auf der Heerstraße, um je nach den Umständen mit zu wirken.

Das Gefecht hob um halb zwei Uhr Nachmittags mit einer Kanonade an, welche ungefähr 20 Minuten dauerte. Jetzt traten die brittischen Truppen hervor und griffen die Nord-Karolinischen Brigaden mit großem Nachdruck an, wovon die Folge war, daß diese das Schlachtfeld räumten. Nicht so die virginische Miliz, sie vertheidigte sich standhaft und hielt ein heftiges Feuer sehr lange aus, ehe sie zu weichen begann. Das Treffen wurde von jetzt an allgemein, und die amerikanischen Korps unter dem Oberst-Lieutenant Washington und Lee zeichneten sich aus durch die Zerstörungen, welche sie unter den Britten anrichteten. Oberst-Lieutenant Tarleton hatte den Befehl, seine Reiterei zusammen zu halten, und sich auf nichts einzulassen, es sei denn zum Schutz eines Korps, das in Gefahr wäre, eine Niederlage zu leiden. Die ungemeine

Dichtigkeit des Waldes machte die brittischen Bayonnette unnütz, und setzte die durchbrochenen Korps der Amerikaner in den Stand, sich zu sammeln, und durch ein unregelmäßiges Feuer zu schaden. Das zweite Bataillon Garden kam endlich in der Nähe von Guildford ins Freie, wo es ein Korps amerikanischer Infanterie fand, das ihm der Zahl nach überlegen war. Durstend nach Auszeichnung, griff jenes rastlos an, schlug die Amerikaner und bemächtigte sich zweier Sechspfünder. Doch als es die Amerikaner mit allzu vieler Hitze in den Wald verfolgte, wurde es durch ein heftiges Feuer in Verwirrung gebracht, und mit dem Verluste der beiden eroberten Sechspfünder von dem Oberst-Lieutenant Washington auf das Blachfeld zurückgetrieben. Die ungemeinen Anstrengungen des Brigade-Generals O'Hara und des Oberst-Lieutenants Tarleton bewirkten endlich, daß das Gefecht zum Stillstand kam. Als die brittischen Truppen zuletzt das zweite Maryland-Regiment durchbrochen, und die linke Flanke der Amerikaner umgangen hatten, geriethen sie in die Nachhut der virginischen Brigade, und gewannen die Aussicht, das ganze amerikanische Heer zu umzingeln. Doch jetzt ließ General Greene das Zeichen zum Rückzug geben; und dadurch wurde gerettet, was noch zu retten war. Die amerikanische Miliz zerstreute sich zwar in den Wäldern; allein die Kontinental-Truppen zogen in guter Ordnung nach Reedy Fork River, und gingen, drei englische Meilen vom Schlachtfelde, durch die Furth, wo sie Halt machten, um die Versprengten zu sammeln. Als dies vollbracht war, zogen sie weiter nach den Eisenwerken, zehn englische Meilen von Guildford, wo sie ihr Lager aufschlugen. Sie

hatten

hatten ihre Artillerie, und zwei mit Schießbedarf beladene Wagen eingebüßt. Im Ganzen hatte die Schlacht anderthalb Stunden gedauert. Auf Seiten der Britten betrug der Verlust, nach der Angabe des Lords Cornwallis, 532 Getödtete, Verwundete und Vermißte. General Greene stellte in seinem Bericht an den Kongreß den Verlust der Amerikaner auf 329 Getödtete, Verwundete und Vermißte, wobei jedoch die Milizen nicht in Anschlag gebracht waren. Die Engländer verloren in dieser Schlacht den Oberst-Lieutenant Stuart; und unmittelbar nach derselben starben an ihren Wunden der Oberst-Lieutenant Webster und die Hauptleute Schütz, Maynard und Goodriche. Von den Amerikanischen Ober-Offizieren war nur der Major Anderson geblieben.

Für die brittischen Truppen war der Feldzug mit großen Beschwerden verbunden. Der Mangel an Lebensmitteln ging so weit, daß sie einmal zwei Tage hinter einander kein Brot hatten. Lord Cornwallis verließ Guildford drei Tage nach der Schlacht, die er in der Nähe dieses Ortes geliefert hatte, und langte den 7. April in der Nachbarschaft von Wilmington an. General Greene hingegen fühlte sich durch die Niederlage, die er erlitten hatte, nicht so abgeschreckt, daß er nicht hätte neue Versuche gegen die königlichen Truppen in Süd-Karolina machen sollen. Hier sollte Lord Rawdon den Posten von Camden mit etwa 800 Mann Britten und Provinzialen vertheidigen; und am 19. April erschien General Greene vor diesem Platz mit einem stattlichen Korps Linien-Truppen und Milizen. Da er keine Aussicht hatte, Camden durch Sturm zu erobern, so nahm er eine solche

Stellung, wodurch er die brittischen Truppen zu Ausfällen verführte. Diese blieben nicht lange aus. Den 25ten Morgens verließ Lord Rawdon seine Verschanzungen und griff mit großer Entschlossenheit die Amerikaner in ihrem Lager an. Die Amerikaner vertheidigten sich zwar Anfangs, wichen aber nach und nach, und ließen sich eine starke Strecke hindurch verfolgen. Das Gefecht hatte schon eine Zeit lang gedauert, als General Gates den Gedanken und die Hoffnung faßte, die brittischen Truppen zu schlagen; und bei der Ueberzahl der Amerikaner würde dies nicht unmöglich gewesen seyn, wenn von mehreren Offizieren, die unter ihm dienten, nicht unverzeihliche Fehler begangen worden wären. Nur Oberst Washington zeichnete sich in diesem Kampfe durch Geistesgegenwart und Blick aus; denn er machte beinahe zweihundert Engländer und unter diesen 10 bis 12 Offiziere zu Gefangenen, ehe er bemerkte, daß die Amerikaner das Schlachtfeld räumten. General Greene zog sich nach diesen Gefechten nach Rugeley's Mühlen, zwölf Meilen von Camden, zurück, um seine Versprengten zu sammeln und Verstärkungen zu erwarten.

Ob nun gleich Lord Rawdon als Sieger nach Camden zurückgekehrt war, so fand er doch nicht für gut, diesen Posten noch länger zu vertheidigen; und so kamen denn die Amerikaner in den Besitz von Camden, so wie mancher anderen Posten, deren Besatzungen genöthigt wurden, sich zu ergeben. Diese Truppen wurden in der Folge ausgewechselt nach einem Kartel, welches Lord Cornwallis und Greene schlossen. Zwar mißlang ein Sturm, den der letztere auf Ninety-six anlegte; allein er hielt sich deßhalb

nicht weniger in den südlichen Provinzen, und je länger der Krieg dauerte, desto besser lernten die Amerikaner alle die Tugenden ein, die er voraussetzt. Welche Vortheile die königlichen Truppen auch bisher davon getragen hatten, so war doch nicht die entfernteste Aussicht vorhanden, daß der Krieg sich zu Gunsten Großbritanniens endigen werde. Vielmehr deutete alles auf das Gegentheil hin; vorzüglich bei der Feindschaft, welche zwischen dem Admiral Arbuthnot und Sir Henry Clinton bestand: eine Feindschaft, aus welcher keiner von beiden ein Geheimniß machte. Die brittische Regierung war davon vollständig unterrichtet; nur daß sie keinen Schritt that, den Dingen dadurch eine andere Wendung zu geben, daß sie ihre ersten Werkzeuge veränderte.

Durch parziellen Abbruch glaubte man die Amerikaner in die Bahn des Gehorsams zurück zu führen.

Den 18. April wurde ein großes Korps brittischer Truppen zu Portsmouth in Virginien eingeschifft, um, unter der Anführung des General-Majors Philipps und des Brigade-Generals Arnold, amerikanische Vorräthe zu zerstören. Zehn bis zwölf englische Meilen den Chickahomany hinauf, wurden leichte Truppen gesendet, deren Bestimmung keine andere war, als amerikanische Schiffe und Schiffswerfte in Trümmer zu verwandeln. Dasselbe geschah an anderen Orten. Zu Petersburg vernichteten die Engländer 2000 Oxhoft Taback, ein Schiff und mehrere kleine Fahrzeuge. Zu Chesterfield verbrannten sie eine Reihe von Barracken für 2000 Mann, und 300 Fässer Weizenmehl. Zu Osborn bemächtigten sie sich mehrerer Schiffe, welche mit Tauwerk und Mehl beladen waren,

nicht ohne 2000 Oxhoft Taback zu zerstören, und verschiedene Fahrzeuge zu verbrennen oder zu versenken. Zu Warwick verbrannten sie ein Magazin von 500 Fässern Mehl, und verschiedene Mühlen, so wie alle die Anstalten, welche andeuteten, daß die Amerikaner in ihren gesellschaftlichen Bedürfnissen unabhängig von Großbritannien zu werden strebten. Kurz: nie wurde ein Krieg mit mehr Unverstand und Bosheit geführt, als dieser von Seiten der Engländer.

Um in dieser Schilderung Frankreichs Antheil an der Befreiung Amerika's nicht ganz aus den Augen zu verlieren, wollen wir vor allen Dingen der Seeschlacht gedenken, welche den 16. März 1781 an den Gestaden von Virginien zwischen den Engländern und Franzosen vorfiel. Die Flotten beider Nationen waren einander in so fern gleich, als jede aus 7 Linienschiffen und einem Schiffe von minderem Umfange bestand. Die Schlacht dauerte lange; doch wurde darin kein Schiff genommen. Die Franzosen standen zuerst vom Gefechte ab, und behauptet wurde, sie seien durch dasselbe verhindert worden, Truppen nach den Chesapeak zu versetzen, um den General Arnold anzugreifen und die Fortschritte des Lords Cornwallis zu verhindern. Man will nach vergeblichen Anstrengungen nicht Unrecht haben; und die Engländer waren um so mehr in diesem Falle, weil bereits vor der eben beschriebenen Seeschlacht ein Vierzig-Kanonen-Schiff, das ihnen gehörte, von den Franzosen genommen war.

Wir kehren jetzt nach dem festen Lande zurück.

Lord Cornwallis war nach seinem Siege über den General Greene, wie wir gesehen haben, den 7. April in

Wilmington angelangt. Hier forderte er von neuem alle getreuen Unterthanen auf, hervor zu treten und zur Wiederherstellung der guten Ordnung und der rechtmäßigen Regierung mitzuwirken, wogegen er Schutz und Schirm allen denen versprach, welche ihren bisherigen Verirrungen entsagen und zum Gehorsam zurückkehren würden. Seine Proklamation machte weniger Eindruck, als jemals, weil es bereits gefährlich geworden war, das Vaterland zu verläugnen, um dem Könige von Großbritannien zu dienen. Ohne lange in Wilmington zu verweilen, eilte der Lord nach Petersburg in Virginien, um sich daselbst durch das Korps zu verstärken, das bisher unter dem General-Major Philipps gestanden hatte, und nach dessen, gerade in diesem Zeitraum erfolgten Tode an den Brigade-General Arnold gekommen war. Er langte in der größten Entblößung seiner Truppen an, die meistens keine Schuhe hatten; und aus seinem Schreiben an Sir Henry Clinton geht hervor: „daß er hundert (englische) Meilen in einem feindlichen Lande zurückgelegt hatte, ohne einen thätigen und nützlichen Freund, ohne Belehrung von irgend einer Seite, kurz in der höchsten Vereinzelung.“

Unstreitig lag es in dieser Beschaffenheit des Heeres, daß nichts Großes und Entscheidendes unternommen werden konnte. Die Hauptschauplätze des Krieges waren fortan Virginien und Süd-Karolina. Dort fielen häufige Scharmützel vor, in welchen der Marquis de la Fayette Berühmtheit gewann. Hier hatte der Oberst-Lieutenant Stuart mit dem General Greene zu kämpfen, dessen numerische Ueberlegenheit entschieden haben würde, wenn Taktik und Mannszucht weniger vermöchten. Den 9. Sept.

wurde an den Pata-Quellen ein hartnäckiges Treffen geliefert, welches zwei Stunden dauerte, und sich zwar zum Vortheil der Engländer endigte, welche zwei Sechspfünder eroberten, doch auch mit so viel Verlust für sie verbunden war, daß sie allen Unternehmungen entsagen und sich auf bloße Vertheidigung beschränken mußten.

Den größten Schaden fügte der Brigade-General Arnold den Amerikanern in diesem Feldzuge zu. Nach New-London in Connecticut zu einem Unternehmen abgesendet, zerstörte er einen großen Theil der Schifffahrt, einen unermeßlichen Vorrath von Schiffs-Material, europäischen Manufakturen und ost- und west-indischen Waaren. Auch die Stadt wurde ein Raub der Flammen; und zwar um so unvermeidlicher, weil große Pulver-Vorräthe in derselben angehäuft waren. Bei der Erstürmung des Forts Griswold wehrten sich die Amerikaner mit ihren Piken so tapfer gegen die Bajonette der Engländer, daß diese mehr als einmal im Begriff standen, von ihrem Unternehmen abzulassen. Hier fand der brittische Major Montgommery seinen Tod beim Eintritt in die amerikanischen Werke. Außer ihm aber wurden 192 Engländer, theils getödtet, theils schwer verwundet.

Trotz allen davon getragenen Vortheilen begann die Lage des Lords Cornwallis in Virginien mißlicher zu werden; hauptsächlich weil er die Verstärkungen nicht erhielt, auf welche er gerechnet hatte. Sir Henry Clinton, von welchem er diese Verstärkungen erwartete, wurde an der Absendung derselben durch nichts so sehr verhindert, wie durch die Befürchtung, daß General Washington mit einem Angriff auf New-York umgehe. In der That hatte dieser

fähige General es nicht an Kunstgriffen fehlen lassen, diesen Wahn in Sir Henry Clinton erst zu erzeugen und dann zu unterhalten. Briefe, mit der Absicht geschrieben, daß sie in Sir Henry's Hände fallen sollten, drückten sein Vorhaben gegen New-York so bestimmt aus, daß der Vorsatz Washingtons kaum irgend einem Zweifel unterlag; und während Sir Henry Clinton dadurch abgehalten wurde, dem Lord Cornwallis den nöthigen Beistand zu leisten, verließ Washington plötzlich sein Lager bei White-Plains, ging über den Delaware, und wendete sich nach Virginien, ganz offenbar in der Absicht, den Lord Cornwallis anzugreifen. Unmittelbar darauf erhielt der brittische Oberfeldherr die Nachricht, daß eine ansehnliche französische Seemacht, unter dem Grafen von Grasse aus Westindien kommend, 3200 Mann gelandet habe, welche zu Lafayette gestoßen wären, und den Eingang zur Chesapeak-Bay so besetzt halte, daß den brittischen Schiffen alle Gemeinschaft mit Cornwallis abgeschnitten sei. Jetzt war Sir Henry Clinton zwar aus seinem Irrthum gerissen; seine Verlegenheit aber war nur um so größer. Vor allen Dingen bemühete er sich, den Lord Cornwallis zu warnen, damit er auf seiner Hut seyn möchte; und nächstdem gab er ihm die Versicherung, daß er ihn entweder aus allen Kräften verstärken, oder wenigstens zu seinem Vortheil eine solche Diversion herbeiführen würde, daß er nicht unterläge. Lord Cornwallis hatte inzwischen von York-Town und Gloucester in Virginien Besitz genommen, und sich daselbst, so gut wie immer möglich befestigt. Die Begebenheiten, welche nicht ausbleiben konnten, entwickelten sich in folgender Weise.

Den 28. August langte Sir Samuel Hood mit einem Geschwader aus Westindien an, um sich mit dem Geschwader unter den Befehlen des Admirals Graves vor New-York zu vereinigen. Bei der bedenklichen Lage, worin sich Lord Cornwallis befand, mußten beide, so schnell als immer möglich nach Chesapeak-Bay aufbrechen; dies unterblieb jedoch, trotz der Aengstlichkeit des Admirals Hood, aus Gründen, welche nicht bekannt geworden sind. Mit 10 Linienschiffen langten sie endlich den 5. September in Chasapeak-Bay an, wo der Graf von Grasse mit 24 Linienschiffen seit dem 30. August vor Anker lag. Die Truppen, welche der französische Admiral ans Land gesetzt hatte, waren bereits zur Verstärkung des Washingtonschen Heeres abgegangen. Zwischen den beiden feindlichen Flotten kam es an demselben Tage, wo die brittische angelangt war, zur Schlacht. Diese endigte sich für die Britten damit, daß von ihnen neunzig getödtet und 246 verwundet wurden. Einige ihrer Schiffe waren so zerschossen, daß der Terrible, ein Linienschiff von 74 Kanonen, verbrannt werden mußte, wenn er nicht in Feindes Hände fallen sollte. Mit Einem Worte: die Engländer hatten in dieser Seeschlacht den Kürzeren gezogen. Fünf Tage hinter einander behielten sich die Flotten im Gesicht, und zwar bei einer großen Nähe. Endlich ging die französische innerhalb der Kaps vor Anker und blockirte die Durchfahrt. Admiral Graves, welcher den Oberbefehl führte, berief hierauf einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, daß die Flotte nach New-York zurückgehen sollte, weil dieser Ort für ihre Ausbesserung der bequemste sei. Und so blieben denn die Franzosen Meister der Schifffahrt auf dem Chesapeak.

Ehe nun die Nachricht von der verlornen Seeschlacht nach New-York gelangen konnte, wurde daselbst in einem Kriegsrath beschlossen, daß auf königlichen Schiffen nicht weniger als 5000 Mann zur Unterstützung des Lords Cornwallis abgesendet werden sollten. Ein zweiter Entschluß mußte gefaßt werden, als man erfahren hatte, daß die Franzosen unumschränkte Gebieter der Chesapeak-Fahrt wären; und dieser Entschluß fiel dahin aus, daß nichts weiter übrig bleibe, als — die Hände in den Schooß zu legen.

Inzwischen hatte General Washington die wirksamsten Maßregeln ergriffen, das brittische Heer unter Lord Cornwallis einzuschließen. Dies Unternehmen wurde von einem zahlreichen Franzosen-Korps unterstützt, das, sehr reichlich mit Geschütz versehen, von dem Grafen Rochambeau befehligt wurde. Die Zahl der Amerikaner belief sich auf 8000 Mann Linientruppen und 5000 Mann Milizen. Washington, in dessen Einsicht diese Truppen das größte Vertrauen setzten, war zugleich Oberbefehlshaber der Franzosen. Den 29. Sept. wurde die Einschließung von York-Town vollendet, so daß das brittische Heer ganz blockirt war. Lord Cornwallis rechnete indeß auf die Hülfe des Oberbefehlshabers Sir Henry Clinton mit der vollen Zuversicht eines Verlassenen, für welchen es nur Eine Rettung giebt. Wirklich fehlte es dem Oberbefehlshaber dazu nicht an gutem Willen. Unmittelbar nach der Rückkehr des Admirals Graves nach New-York wurde in einem Kriegsrath beschlossen, daß, gleich nach geschehener Ausbesserung der Schiffe, ein ansehnliches Truppen-Korps eingeschifft werden sollte zur Unterstützung des Lords Corn-

wallis. Sir Henry Clinton selbst, wollte sich an die Spitze von 7000 Mann stellen, um das Aeußerste zu versuchen. Die Einschiffung erfolgte gegen die Mitte des Oktobers. Schon hatte die Verstärkung am 24. Oktober den Eingang in den Chesapeak erreicht, als Sir Henry Clinton die Nachricht erhielt, daß Lord Cornwallis sich vor fünf Tagen genöthigt gesehen hätte, eine Kapitulation abzuschließen.

Gemäß dem Charakter, den er bisher in allen Vorfällen bewiesen, hatte Cornwallis zwar einen Versuch gemacht, mit dem größten Theile seines Heeres zu Lande zu entkommen, d. h. sich einen Weg durch Maryland, Pensilvanien und Jersey zu dem Heere in New-York zu bahnen; allein den ungünstigen Umständen, die ihn umgaben, nicht mehr gewachsen, hatte er sich am 19. Oktober 1781 bereit finden lassen, einen Vertrag einzugehen, nach welchem die brittischen Truppen Gefangene der Vereinigten Staaten Amerika's seyn, die brittischen Seeleute aber, nebst den Schiffen, die sich zu York-Town und Gloucester befinden würden, den Offizieren des Königs von Frankreich überliefert werden sollten. Die Zahl der brittischen Gefangenen belief sich auf 6000, wiewohl davon viele zur Fortsetzung des Dienstes unfähig waren. Mit ihnen fiel eine beträchtliche Anzahl von Kanonen und ein großer Vorrath von Schießbedarf in die Hände der Amerikaner, deren Freude über dies Ereigniß der Erwartung entsprach, die sie von einem nahen Frieden hegten, in welchem ihre Unabhängigkeit nicht länger unanerkannt bleiben konnte.

Wirklich war von jetzt an die letzte Aussicht auf eine Unterjochung der Vereinigten Staaten Amerika's verschwunden. Welche Kraft auch im Hochmuth liegen möge: sie

verschwindet Thatsachen gegenüber, die keine weitere Verblendung gestatten. Als die Nachricht von Lord Cornwallis Kapitulation in England angelangt war, sprach sich der gemeinschaftliche Gedanke aller Vaterlandsfreunde dahin aus, daß diesem unseligen Kriege, der England in den Abgrund zu stürzen drohe, ein Ende gemacht werden müsse. Hierdurch bekam die Oppositions-Parthei des Parliaments jenes Uebergewicht, wonach sie schon so lange gestrebt hatte. Kaum war zu Anfange des Jahres das Parliament zusammengetreten: so trug der General Convay darauf an, daß der Angriffskrieg in Amerika eingestellt werden sollte; das Unterhaus aber ging noch weiter, indem es erklärte, daß es alle Diejenigen, welche zur Fortsetzung des Krieges rathen würden, als Feinde des Landes und des Königs ansehen werde.

So entscheidenden Erklärungen vermochte das Ministerium nicht zu widerstehen. In demselben erfolgte bald eine Veränderung, wie sie unter bedenklichen Umständen in Großbritannien hergebracht ist. Lord North, der bisher an der Spitze des Ministeriums gestanden hatte, schied aus; und die Folge davon war, daß die Glieder der bisherigen Opposition — der Herzog von Rockingham, Burke, Fox, Convay u. s. w. — in das Ministerium traten. Friede mit Amerika war der Hauptgedanke, den die neuen Minister verfolgten. Abberufen von dem Oberbefehl der brittischen Truppen in Amerika, kehrte Sir Henry Clinton nach England zurück. An seine Stelle wurde Sir Guy Carleton zum Oberbefehlshaber ernannt. Er langte den 5. Mai 1782 zu New-York an; und schon zwei Tage darauf meldete er dem General Washington, „daß er in

Gemeinschaft mit dem Admiral Digby den Auftrag habe, wegen eines Friedens mit dem amerikanischen Volke zu unterhandeln." Aus beigefügten Schriften ging die friedliche Gesinnung der englischen Regierung hervor. Sir Guy Carleton bat zugleich um einen Paß für Herr Morgan, welcher bestimmt war, dem Kongreß ein ähnliches Befreundungsschreiben zu überbringen.

So unverfänglich nun dies alles auch war: so weigerte sich General Washington gleichwohl, einen Paß auszufertigen, ehe und bevor er die Meinung des Kongresses über diese Maßregel erforscht hätte. Unstreitig ging die brittische Regierung darauf aus, einen Separat-Frieden mit den Vereinigten Staaten zu Stande zu bringen, um hinterher unter um so vortheilhafteren Bedingungen mit Frankreich, Spanien und Holland abschließen zu können; da sich aber der Kongreß auf keine einseitigen Friedensunterhandlungen einlassen wollte: so blieb alles zweifelhaft, bis ein zweites Schreiben, vom 2. August datirt und von Carleton und Digby unterzeichnet, dem General Washington meldete, daß Unterhandlungen wegen eines allgemeinen Friedens in Paris angeknüpft wären, und daß Herr Grenville mit der Vollmacht bekleidet wäre, die Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen in Vorschlag zu bringen. Jetzt ließ sich der Kongreß bereit finden, in Unterhandlung zu treten; doch ging er mit um so größerer Vorsicht zu Werke, da der Krieg, obgleich er in Amerika so gut als beendigt war, in Europa noch fortdauerte, wo vorzüglich um Gibraltar gestritten wurde.

Dies führt uns auf denjenigen Theil des amerikani-

schen Freiheitskrieges zurück, dessen Bühne theils in Europa, theils in Westindien war.

Nicht um den Bewohnern Nord-Amerika's zur Unabhängigkeit zu verhelfen, war Karl der Dritte, König von Spanien, dem zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Bündniß beigetreten; denn er hatte nur allzu gut gefühlt, welche Aufmunterung zum Abfall von dem Mutterlande er dadurch den eigenen Kolonieen gebe. Ganz andere Beweggründe waren also für ihr wirksam gewesen. Auf der einen Seite hatte er sich dem Familien-Pakt nicht versagen können, dessen Hauptzweck gegen Englands Uebergewicht zur See gerichtet war; auf der andern hatte ihn die Aussicht verführt, frühere Bestandtheile der spanischen Monarchie, die im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte an England gekommen waren, wieder an sich zu bringen. Zu diesen Bestandtheilen gehörten außer den beiden Floridas: Jamaika, Minorka, vor allem aber Gibraltar, als unmittelbarer Anhängsel des spanischen Kontinents.

Die Art und Weise, wie Spanien in seiner Verbindung mit Frankreich zuerst auftrat, versprach sehr viel. Sechs und sechzig Segel stark — weit gebietender also, als die unüberwindliche Flotte Philipps des Zweiten in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts — erschien die vereinigte spanisch-französische Flotte im Kanal, während an der französischen Küste ein Landungsheer gebildet wurde. England erschrack, wie in den Zeiten der Königin Elisabeth; denn es konnte der spanisch-französischen Seemacht nicht mehr entgegenstellen, als etwa 38 Segel,

die noch dazu erst vereinigt werden mußten. Doch das Verhängniß trat auch diesmal rettend ein. Stürme vereinigten sich mit dem Zwiespalt der spanischen und französischen Anführer, um jede gefahrvolle Unternehmung zu hintertreiben; und so geschah es, daß die vereinigte Flotte den Kanal wieder verließ, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben.

Dies geschah am Schluß des Jahres 1779. Nicht lange darauf (16. Jan. 1780) schlug Admiral Rodney, welcher abgesendet war, das von der Land- und Seeseite bedrängte Gibraltar mit Lebens- und Vertheidigungsmitteln zu versorgen, den spanischen Admiral Langara bei Kap St. Vincent auf eine Weise, daß die Nachwehen den ganzen Krieg hindurch gefühlt wurden.

Nach dem bei St. Vincent davon getragenen Siege eilte Rodney nach Westindien, um daselbst die brittischen Besitzungen gegen die Angriffe zu beschützen, womit sie die französische Flotte unter dem Admiral Guichen bedrohte. Es fehlte hier nicht an Kämpfen; doch keiner derselben war entscheidend, und als der spanische Admiral Solano mit seiner Flotte zu Guichen stieß, war die Uebermacht der Verbündeten so groß, daß der brittische Admiral, ohne tollkühn zu werden, weder seiner Einsicht noch seinem Muthe vertrauen konnte. Statt anzugreifen, beschränkte er sich auf Vertheidigung. Doch auch von Seiten der Verbündeten unterblieb der Angriff, weil Krankheiten, die in Folge schlechter Einrichtungen auf ihren Schiffen wütheten, ihre Thätigkeit zu lähmen angefangen hatten. In dieser Periode erfolgte jedoch, als Ersatz für so viel verfehlte Erwartungen, für Spanien die Eroberung von West-Florida.

Ehe wir die Haupt-Thatsachen dieses Seekrieges weiter verfolgen, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die europäischen Mächte, weit entfernt, den Absichten Frankreichs und Spaniens hinderlich zu seyn, dieselben vielmehr begünstigten. Dies nun hing mit der Rolle zusammen, welche England seit dem siebenjährigen Kriege spielte: einer Rolle, nach welcher es die Freiheit der Meere zu seinem ausschließenden Vortheil beschränkte, und zur Unterstützung seines Staatsschuldenwesens auf nichts Geringeres bedacht war, als auf die Einführung eines Welt-Monopols, worin der Verkehr der Nationen von seinen Vorschriften und Gesetzen abhangen sollte. Zwar läßt sich nicht behaupten, daß die Idee des freien Verkehrs, als hergeleitet aus dem Begriff des menschlichen Geschlechts in seiner Gesammtheit, in den letzten Decennien des abgewichenen Jahrhunderts in irgend einer Klarheit vorgeleuchtet habe; doch empfand man mehr oder weniger, daß Großbritanniens Anmaßungen der freien Thätigkeit aller Völker entgegen standen, und die natürliche Folge davon war, daß man sich seiner Unfälle und Niederlagen eben so freuete, wie der Leibeigene sich das Unglück seines Herrn zum Gewinn anrechnet. England selbst trug aber nicht wenig dazu bei, daß diese feindselige Stimmung verstärkt wurde; nämlich auf folgende Weise. Sofern der Krieg zwischen England auf der einen, und Frankreich und Spanien auf der anderen Seite hauptsächlich zur See geführt wurde, hatte er dem Handel der nordischen Staaten eine ganz außerordentliche Thätigkeit dadurch gegeben, daß sie die kriegführenden Mächte mit Bauholz und Schiffs-Munitionen aller Art versahen. Um nun zu verhindern, daß die Franzosen und

Spanier dergleichen Artikel aus dem Norden bezögen, ließ England, seine Ueberlegenheit zur See benutzend, ohne Unterschied alle Kauffahrer mit neutraler Flagge anhalten um das darauf befindliche Eigenthum feindlicher Unterthanen zu konfiszziren. Alle Mächte waren empört von diesem neuen Eingriff in die Freiheit des Handels; eine Frau auf dem Throne aber hatte allein den Muth, den Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut" auszusprechen. Dies war Katharina die Zweite, Kaiserin von Rußland. Durch eine Deklaration, gegen das Ende des Februar 1780 an die Höfe von Frankreich und England gerichtet, machte sie denselben bekannt: „daß sie entschlossen sei, die Freiheit solcher Handels-Artikel zu behaupten, welche den Unterthanen kriegführender Mächte gehörten, wiewohl mit Ausnahme wirklicher Kriegsmunitionen, als Kanonen, Pulver, Kugeln, und überhaupt alles, was, nach dem 10. und 11. Artikel ihres i. J. 1766 mit England abgeschlossenen Handels-Traktats, für Kontrebande gelte." Aus dieser Erklärung entstand jenes Bündniß der nordischen Mächte, welches, unter der Benennung der bewaffneten Neutralität, zuerst die Theorie des freien Handels in die Welt gebracht hat, ob sich gleich nicht läugnen läßt, daß diese Theorie wenigstens eben so sehr durch den Unabhängigkeitssinn der Amerikaner befördert wurde. Nicht zufrieden, jene Erklärung gegeben zu haben, bewog Rußlands große Kaiserin Schweden und Dänemark zu ähnlichen Erklärungen, und schloß hierauf mit beiden Mächten Verträge des Inhalts: daß sie sämmtlich die Schifffahrt ihrer Unterthanen durch Geleitsschiffe beschützen und sich gegenseitig Hülfe leisten wollten, wenn ihre Kauffahrer angegriffen würden. Dänemark

erklärte

erklärte noch besonders: „die Ostsee sei durch ihre Lage ein geschlossenes Meer, und deßhalb würden keine bewaffnete Schiffe der kriegführenden Mächte eingelassen werden, um, gegen Wen es auch seyn möchte, Feindseligkeiten zu üben.“ Unmittelbar darauf gaben der König von Preußen, der deutsche Kaiser, die Königin von Portugal und der König beider Sizilien ihre Zustimmung zu den von der Kaiserin von Rußland ausgesprochenen Grundsätzen, indem sie der bewaffneten Neutralität beitraten. Daß Spanien und Frankreich billigten, was ihnen vortheilhaft war, versteht sich wohl von selbst. Nur England widersprach; und da es der Republik Holland einen Vorwurf daraus machte, daß sie dem Interesse seiner Feinde diene, anstatt die Hülfe zu bewilligen, die sie in ihren Traktaten mit England versprochen hatte, so erklärte es ihr den Krieg um ihren Beitritt zu der von der russischen Kaiserin in Gang gebrachten Allianz zu verhindern. Hierbei wurde England durch den Einfluß der Oranischen Parthei unterstützt, welche lieber bedeutende Handelsvortheile aufopfern, als dem Protektorat entsagen wollte, das England seit so vielen Jahren über Holland ausgeübt hatte.

Ein Feind mehr konnte dem großbritannischen Reiche in der Lage, worin es sich am Schlusse des Jahres 1780 durch das große Bündniß der bewaffneten Neutralität befand, sehr wenig verschlagen. Es war vielmehr der Fall, daß sich England von seiner Kriegserklärung gegen Holland bedeutende Vortheile versprechen konnte; denn die westindischen Besitzungen der Holländer waren zu Niederlagsplätzen für Amerikaner, Franzosen und Spanier geworden, und sich ihrer bemächtigen, hieß, den Krieg durch

den Krieg nähren. Wirklich bemächtigte sich Admiral Rodney schon am 3. Februar 1781 der Insel Eustach, wo er große Schätze erbeutete. Nicht lange darauf fielen auch Demerary und Essequebo in die Hände der Engländer; und zwar um so nothwendiger, weil die Holländer durch ihre Regierung verhindert wurden, alle die Anstrengungen zu machen, zu welchen sie sich aufgelegt fühlten. Ein einziges Seegefecht kündigte von ihrer Seite den feindseligen Zustand an, worin sie sich England gegenüber befanden. Dies Seegefecht wurde den 5. August 1781 von dem holländischen Admiral Zoutmann an der Doggerbank den Engländern geliefert; da es aber keine Entscheidung brachte, so wagte die Republik es nicht, sich noch öfter mit England zur See zu messen. Die westindischen Besitzungen der Holländer wurden vor dem Schlusse des Jahres von den Franzosen wieder erobert: die Insel Eustach durch den Admiral Bouillé, welcher daselbst noch beträchtliche Schätze fand; Demerary und Essequebo durch die Admirale Grasse und Kersaint, denen nichts so sehr zu Statten kam, als die Verlegenheit, worin sich die Engländer am Schlusse des Jahres auf dem amerikanischen Kontinent befanden.

Beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich, waren die Engländer an beiden Seiten des Erdballs bewaffnet. In ihrem Solde stand eine Unzahl von Seeleuten; ihre Zeughäuser waren mit Kriegsbedürfnissen aller Art angefüllt; auf ihren Werften herrschte die größte Thätigkeit. Die Folge von dem Allen war, daß sie sich zu Anfange des Krieges der Besitzungen der Franzosen mit Leichtigkeit bemächtigten: in Ostindien fielen

Pondichery, Chandernagor und Mahé in ihre Hände; in Westindien eroberten sie die Insel St. Pierre, Miquelon, St. Lucie; an der Küste von Afrika nahmen sie die Insel Gorea in Besitz. So viel Glück verschwand jedoch, sobald die Vereinigung der spanischen Seemacht mit der französischen die Engländer genöthigt hatte, ihre Kräfte zu theilen. Nicht genug, daß die Franzosen, von diesem Zeitpunkt an, in Westindien die Inseln Dominica, Saint Vincent, Granada, die Granadillen, Tabago, St. Christoph, Newis und Mentserrat eroberten, bemächtigten sie sich auch am Senegal aller Niederlassungen und Forts der Engländer, so wie in Ostindien Gondalurs.

Auch die Bestrebungen der Spanier blieben nicht ohne allen Erfolg. Die Wiedereroberung der Insel Minorka, vorbereitet durch die kluge Thätigkeit des Premier-Ministers Florida Blanca, gelang dem General Crillon, einem gebornen Franzosen, unter dem Schutze der vereinigten spanisch-französischen Flotte. Nach der Eroberung der Hauptstadt Mahon, blieb das Fort San Phelipe am Eingange des Hafens noch eine Zeit lang in den Händen der Engländer, die es unter der Anführung des Generals Murray aufs tapferste vertheidigten. Doch, wie viel Standhaftigkeit Murray auch beweisen mochte, so unterlag er doch zuletzt dem Mangel an Lebensmitteln, der ihn zur Ergebung nöthigte. Dies geschah im Febr. 1782.

Noch mehr, als an der Wiedereroberung Minorka's, war der spanischen Regierung an dem Wiederbesitz Gibraltars gelegen, weil an demselben sich ein großer Theil der National-Ehre knüpfte. Es wurden daher auch alle nur ersinnliche Mittel angewendet, diese Festung auf's Neue

mit dem spanischen Gebiete zu vereinigen; Franzosen und Spanier wetteiferten für diesen Endzweck. Seit dem ersten Anfange des Krieges eingeschlossen, wurde Gibraltar von dem Jahre 1780 an förmlich belagert. Je näher man jedoch der Festung durch die eröffneten Laufgräben kam, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten; die Arbeit mehrerer Tage oder Wochen wurde, unter der Leitung des englischen Befehlshabers Elliot, oft in einer Stunde wieder vernichtet. Nach und nach überzeugten sich die Belagerer, daß alle Versuche von der Landseite her vergeblich bleiben würden, wenn sie nicht durch einen Angriff von der Seeseite aus unterstützt würden. Die Erfindsamkeit eines französischen Ingenieurs kam ihnen zu Hülfe. Sein Name war Arzon. In seinem thätigen Geiste entwickelte sich die Idee schwimmender Batterieen. Dies waren Kanonenböte von solcher Festigkeit, daß sie Kugeln und Bomben zu widerstehen versprachen: eine Festigkeit, die sie durch zwei Dächer von besonderer Konstruktion gewannen. Es wurde, wie sich ganz von selbst versteht, Zeit erfordert, diese Schöpfung ins Werk zu richten; denn es wurden mehr als dreihundert Kanonen dazu gebraucht. Als alles in Bereitschaft war, übernahm der Eroberer Minorka's die Leitung des Angriffs. Dieser wurde durch Landbatterieen, durch eine Menge von gewöhnlichen Bomben- und Kanonen-Schiffen, endlich auch durch ein Heer von 40,000 Mann unterstützt. Auf den Ausgang dieses Titanen-Kampfes waren die Augen aller Europäer gerichtet. Der Graf von Artois (gegenwärtige König von Frankreich) und der Herzog von Bourbon hatte es für der Mühe werth gehalten, um seinetwillen die Hauptstadt Frankreichs zu

verlassen, und die Zahl der einheimischen und fremden Zuschauer zu vermehren, welche das Ufer des süd-westlichen Spaniens bedeckten. Den 13. September 1782 nahm der Angriff seinen Anfang. Feuersprühend sprengten See- und Landbatterieen durch die heftig erschütterte Luft, in weiter Ferne, Fenster und Thüren, und unter den Tritten der Zuschauer schien die Erde zu erbeben; doch ohne alle Wirkung für Elliots Muth und den Granit Gibraltars. Mit kalter Unerschrockenheit schleuderten die Engländer, gleich Jupiters Heerschaaren, ihre Blitze von dem hohen Felsen herab, bis es ihnen gelang, einige von den schwimmenden Batterieen Arzon's durch Feuerkugeln in Brand zu stecken. Je weniger auf ein solches Ereigniß gerechnet war, desto größer war die Verlegenheit, welche sich einstellte. Die Spanier verloren alle Fassung. Anstatt die brennenden Böte, was leicht möglich war, zu versenken, steckten sie, aus Mißgunst gegen die Urheber der neuen Schöpfung, die verschont gebliebenen selbst in Brand, bloß um den Augenblick der Gefahr für sich abzukürzen. Den, auf gewöhnlichen Kanonierböten herbeieilenden Engländern ward auf diese Weise der Verdienst zu Theil, die dem Untergange Geweiheten wenigstens zum Theil zu retten, und so den Ruhm ihrer Standhaftigkeit zu vermehren. Kurz, wie ungeheuer auch die Zurüstungen zur Wiedereroberung Gibraltars gewesen waren: dieser Felsen blieb den Engländern. Um nicht auf der Stelle alle Hoffnung aufzugeben, schmeichelten sich die Belagerer mit der Erwartung, daß die Festung, deren Vorräthe in jeder Beziehung erschöpft waren, von selbst fallen werde. Wirklich war dazu eine um so nähere Aussicht vorhanden, da sechs und vierzig, theils

französische, theils spanische Kriegsschiffe (unter diesen fünf von 110 und eins von 130 Kanonen) den Engländern den Zugang zu dem Hafen von Gibraltar verwehrten. Doch auch diese Aussicht verschwand in der ersten Hälfte des Oktobers, als Admiral Howe mit 30 Segeln und einer zahlreichen Transport-Flotte bei dem Kap St. Vincent erschien. Nicht daß die vereinigte spanisch-französische Flotte den neuen Kampf, der sich erhob, abgelehnt hätte; allein ein furchtbarer Sturm trieb am 10. Oktbr. die vereinigte Flotte auseinander; und schon am folgenden Tage segelte die englische Flotte durch die Meerenge und langte mit allen Transport-Schiffen, Verstärkungen und Vorräthen glücklich in dem Hafen an.

Ehe die Belagerung Gibraltars diesen Ausgang gewann, hatten die Franzosen in Westindien eine große Niederlage gelitten. Es handelte sich um die Eroberung Jamaika's, das seit Cromwell's Zeiten in den Händen der Engländer war. Durch die Eroberung der Inseln, deren oben gedacht ist, hatten sich die verbündeten Mächte den Weg gebahnt; und schon ward allgemein geglaubt, daß Jamaika nicht zu retten sei. Eigentlich bedurfte es dazu nur einer Vereinigung der französischen mit der spanischen Flotte. Diese sollte bei St. Domingo zu Stande kommen, als Admiral Rodney ihr dadurch zuvorkam, daß er am 12. April den Grafen von Grasse zwischen den Inseln Dominica und Saintes angriff. Der Kampf dauerte zwölf Stunden, bis endlich der Wind sich zu Gunsten der Engländer umsetzte, und Rodney in einer eben so kühnen, als neuen Wendung die Linie der Franzosen durchbrach. Die unmittelbare Folge davon war, daß nicht weniger als

fünf französische Linienschiffe in die Hände der Engländer fielen; und da zu diesen auch das Admiralsschiff gehörte, so hatte Rodney den Triumph, seinen Gegner gefangen nach London zu führen. Die Hauptsache war und blieb die Rettung Jamaika's.

Ueber die Nothwendigkeit des Friedens längst mit sich selbst einig, war England, mitten unter diesen Siegen, nur darauf bedacht, wie es ihn zu Stande bringen wollte. Mit der französischen Regierung waren bereits Unterhandlungen angeknüpft, als der Tod des Herzogs von Rockingham den Stand der Dinge zu verändern drohte. Fox, der stärkste Beförderer des Friedens, trat aus dem Ministerium. Dieses bildete sich so, daß Schelburne an die Spitze des neuen trat, unterstützt von den Talenten William Pitt's, jüngern Sohnes des Lords Chatham. Die Staatsschuld hatte durch einen Zuwachs von 115 Millionen Pfund Sterling glücklicherweise so starke Fortschritte gemacht, daß man besonders um ihrentwillen auf Erholung von den bisherigen Anstrengungen bedacht seyn mußte. Die Friedensunterhandlungen wurden also trotz der im Ministerium vorgegangenen Veränderung nicht aufgegeben.

In der Hauptstadt Frankreichs eröffnete man die Konferenzen unter Vermittelung des deutschen Kaisers und der Kaiserin von Rußland. Sie dauerten beinahe ein ganzes Jahr (vom Okt. 1782 bis 3. Sept. 1783). An diesem Tage wurden die Definitiv-Friedensschlüsse zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und den Nordamerikanischen Freistaaten, jeder besonders, theils zu Paris, theils zu Versailles unterzeichnet. Der Traktat zwischen Groß-

britannien und Holland kam erst den 30. Mai 1784 zu Stande.

In diesen Verträgen wurde vor allen Dingen die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten in Amerika von England anerkannt. Holland, Schweden, Dänemark, Spanien und Rußland waren ihm bis zum Definitiv-Friedensschluß damit bereits zuvorgekommen; doch nur im Allgemeinen. Denn in dem Definitiv-Friedensschluß wurden die Gränzen der Vereinigten Staaten und Englands in der ganzen Ausdehnung des nördlichen Amerika's bestimmt; und — was bis dahin während der Dauer des menschlichen Geschlechts schwerlich jemals vorgekommen war — England trat einen Landstrich von mehr als 70,000 deutschen Quadrat-Meilen an die Vereinigten Staaten ab, indem es allen Suveränetäts-Rechten über dieselben entsagte. Zugleich wurde diesen Staaten der freie Fischfang auf den Sandbänken von Terreneuve, in den Saint Lorenz-Meerbusen und in allen übrigen Gewässern, wo sie bisher gefischt hatten, zugesichert *).

Englands Kampf mit Spanien wurde dahin ausgeglichen, daß dieses, als Entschädigung für Gibraltar, Ost- und West-Florida in Amerika und die Insel Minorka im Mittelmeere erhielt; dagegen aber die Inseln Providence und Bahama an die Engländer zurück gab, denen es zugleich die Erlaubniß ertheilte, in gewissen Distrik-

*) Dieser Definitiv-Traktat wurde, englischer Seits, von Herrn Hartley, amerikanischer Seits, von Herrn John Adams, John Jay und Benjamin Franklin unterzeichnet.

ten der Honduras-Bay Färbe- oder Campesche-Holz zu fällen.

Frankreich hatte seine Kräfte nicht vergeblich an die Befreiung der Amerikaner von dem Joche der Engländer verschwendet. Ihm wurden im Friedensvertrage die Inseln St. Pierre und Miquelon mit völligem Suveränetäts- und Eigenthumsrechte abgetreten, und von den antillischen Inseln, die es im Laufe des Krieges erobert hatte, gab es nur Granada und die Granadillen, St. Vincent, Dominica, St. Christoph, Newis und Montserrat an die Engländer zurück. Es blieben ihm also Sainte Lucie und Tabago in Westindien. In Afrika behielt es die Forts und Niederlassungen am Senegal; die Insel Gorea aber ward ihm zurückgegeben. In Ostindien bekam es Chandernagor, Pondichery und Mahe zurück, und England verpflichtete sich, ihm eine Abrundung um Pondichery zu verschaffen. Auf eine vortheilhaftere Weise wurde Frankreichs Fischerei um Terreneuve geregelt, und was frühere Traktaten hinsichtlich Dünkirchens festgesetzt hatten, wurde aufgehoben.

Holland erhielt seine westindischen Besitzungen zurück, trat aber dafür den Engländern Negapatnam ab, und sicherte den brittischen Unterthanen die freie Schifffahrt in den süd-indischen Gewässern zu, wo die Holländer bis dahin ausschließende Herren der Schifffahrt und des Handels gewesen waren.

So endigte dieser verhängnißvolle Krieg, dessen Ursachen in der Vergangenheit aufzusuchen sind, dessen Wirkungen hingegen der Zukunft angehören, welche nicht verfehlen kann, sie immer vollständiger zu entschleiern. In

den vier und vierzig Jahren, welche seit dem Definitiv-Friedensschlusse verflossen sind, hat die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich noch mehr als verdreifacht; und obgleich eine Bevölkerung von etwa 12 Millionen auf einem Flächenraum von 70,000 deutschen Quadrat-Meilen nur für dünn und schwach gelten kann, so bildet sie doch eine so achtungswerthe Grundlage, daß man sich gedrungen fühlt, eine reißende Zunahme für das nächste halbe Jahrhundert vorauszusetzen. Diese Voraussetzung ist um so besser begründet, je sicherer man annehmen darf, daß die gesellschaftlichen Institutionen der Vereinigten Staaten die freie Entwickelung des Geistes wie bisher begünstigen werden; denn nur durch diese werden gesellschaftliche Vereine alles, was sie in Zahl und Stärke werden können. Nord-Amerika's Schiffe durchfurchen seit dem Jahre 1783 alle Meere, und bringen die Reichthümer aller Länder in die Heimath zurück. Im Jahre 1812 ist erlebt worden, daß die Vereinigten Staaten Antheil nahmen an dem Riesenkampfe, der in dieser Periode die ganze europäische Welt bewegte. Eine große Erfindung — die der Dampfschiffe — ist seitdem von ihnen auf Europa's Staaten übergegangen, und hat sich in dem Zeitraum von zwölf Jahren so stark ausgebreitet, daß dadurch, schon gegenwärtig, alle Verhältnisse der Staaten unter einander verändert sind. In neuen Formen arbeitend, verspricht der nach Amerika versetzte Geist Europa's Außerordentliches zu leisten, indem er sich vorzüglich in der Bahn der physischen Wissenschaften bewegt: eine Bahn, welche allein Auszeichnung zuläßt.

Um so nöthiger nun scheint es uns, in einem besonderen Kapitel darzuthun, durch welche Ordnungsmittel die Bewohner der Vereinigten Staaten dahin gelangt sind, in so kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Achtung aller aufgeklärten Völker der Erde zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstück

aus den

Denkwürdigkeiten des Grafen von Segur.

Den 11. Oktbr. 1789 verließ ich Petersburg und begab mich zunächst nach Gatschina, um Abschied zu nehmen von dem Großfürsten und der Großfürstin. Ich glaubte daselbst nur eine Stunde zu verweilen; da aber die Achse meines Wagens zerbrochen war, so ersuchten mich Ihre Kaiserliche Hoheiten, zwei Tage bei ihnen zu bleiben.

Der Großfürst Paul Petrowitsch verband unglücklicherweise mit sehr viel Geist und Kenntnissen die unruhigste und mißtrauischste Laune, und den allerbeweglichsten Charakter. Oft herablassend bis zur Vertraulichkeit, noch öfter hochmüthig, despotisch und hart, war er der wankelmüthigste, furchtsamste und eigensinnigste Mann, den man sehen konnte; kurz, eben so unfähig Andere glücklich zu machen, als sich selbst.

Seine Regierung bewies dies. Nicht weil er bösartig war, übte er so viel Ungerechtigkeit, verbannte oder beungnadigte er so viele Leute; dies geschah aus einer Art von Geisteskrankheit. Er quälte Alle, die sich in seiner Nähe befanden, weil er sich unaufhörlich selbst quälte. Der Thron schien ihm immer mit Abgründen umgeben. Die Furcht verwirrte sein Urtheil; und weil er nicht aufhörte eingebildete Gefahren zu fürchten, so schuf er daraus

wirkliche; denn früh oder spät flößt ein Monarch das Mißtrauen ein, das er beweiset, den Schrecken, den er empfindet.

Einer meiner Kollegen in der Pairskammer, der sich während der Regierung Pauls zu Petersburg befand, hat mir seitdem Worte angeführt, welche das kräftigste Gepräge von dem despotischen Charakter dieses Fürsten tragen. Er hatte dem General Dumouriez erlaubt, ihn häufig zu besuchen; und als dieser General einen Tag hatte verstreichen lassen, ohne sich nach dem Palast zu begeben, fragte ihn der Kaiser, sobald er ihn sah, ob er krank gewesen sei. „Nein, Sire, antwortete Dumouriez; da mich aber eine von den angesehensten Personen ihres Hofes zum Mittagsessen eingeladen hatte: so hab' ich geglaubt, diese Einladung nicht ausschlagen zu dürfen.“ — „Wissen Sie mein Herr, erwiederte der Kaiser in einem ernsten Tone, daß hier nur diejenige Person bedeutend ist, zu der ich rede, und so lange ich zu ihr rede.“ — Ist es möglich den Stolz der Macht und die Menschenverachtung noch weiter zu treiben?

In den ersten Augenblicken meiner Ankunft in Rußland hatte mir dieser Fürst, wie ich bereits bemerkt zu haben glaube, eine so lebhafte Affektion bewiesen, daß er von mir eingenommen schien. Diese Zuneigung war von kurzer Dauer. Er wurde kalt gegen mich, sobald er sah, daß die Kaiserin, seine Mutter, mich mit ihrer Güte und Vertraulichkeit beehrte.

Lange Zeit hindurch zeigte er mir auch nicht das kleinste Verlangen, mich in seiner Nähe zu sehen. Doch im Augenblick meiner Abreise verschaffte ein neuer Eigensinn

mir die Rückkehr seines Vertrauens. Mehrere Stunden lang unterhielt er mich beinahe ausschließend von seinen angeblichen Beschwerden über die Kaiserin und über den Fürsten Potemkin, von den Unannehmlichkeiten seiner Lage, von der Furcht, die man vor ihm hätte, und von dem traurigen Schicksal, das ein Hof ihm bereite, der keine andere Regierung ertragen wolle, als die von Frauen. Ihn schreckte das beklagenswerthe Ende seines Vaters. Unablässig dachte er daran; dies war sein vorherrschender Gedanke.

Vergeblich bemerkte ich, daß seine Eingenommenheit ihn täusche; daß seine Mutter, weit davon entfernt ihn zu fürchten, ihn Hof halten lasse, wie er wollte, sogar mit Genehmigung der beiden Bataillone, die er in so großer Nähe von Czarskozelo hätte, deren Offiziere er ernenne, und die er nach Wohlgefallen abrichte, bewaffne und bekleide, während sie, frei von allem Mißtrauen, nur eine einzige Kompagnie zu ihrer Bedeckung hätte.

„Wenn — so fuhr ich fort — diese Fürstin Sie, Gnädigster Herr, nicht zu Rathe zieht, Ihnen keinen Antheil an den Staatsgeschäften gestattet: so erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß sie nicht wohl anders verfahren kann, da sie weiß, wie sehr Sie ihre Neigungen, ihre Verbindungen, ihr Verwaltungs-System und ihr politisches Betragen tadeln. Was die Unfälle betrifft, welche Sie für die Zukunft befürchten: so glauben Sie mir, daß man sie durch die Furcht herbeiruft. Setzen Sie sich darüber hinaus, und sie werden verschwinden."

Ich überzeugte ihn nicht, und durch alle Arten von Anschuldigung der Minister und der übrigen, mit dem

Vertrauen der Kaiserin beehrten Personen, suchte er mir zu beweisen, daß ich das Erdreich in Rußland wenig kenne, ob ich gleich fünf Jahre darauf gelebt hatte.

„Kurz, sagte er zu mir, erklären Sie mir, warum in den übrigen Monarchieen die Suveräne regieren, und ungestört auf einander folgen, während der Thron in Rußland so oft mit Blut gefärbt wird.“

„Die Ursache aller dieser Katastrophen, antwortete ich, scheint mir, Gnädigster Herr, sehr leicht zu finden, und zweifelsohne hat sie Ihnen nicht entgehen können: die Erblichkeit des Zepters von Männlich zu Männlich sichert anderswo allenthalben den Frieden der Völker und die Ruhe der Fürsten. Hierin liegt der Hauptunterschied der neueren Monarchieen von den alten asiatischen, römischen, griechischen, barbarischen Monarchieen. Vielleicht verdankt man dieser Stätigkeit sogar die Fortschritte der Zivilisation. In Rußland ist hingegen in dieser Hinsicht nichts geregelt. Alles bleibt zweifelhaft, weil der Suverän seinen Nachfolger wählt, wie es ihm gefällt, was nothwendig eine unversiegliche Quelle ehrgeiziger Erwartungen, Intriguen und Verschwörungen ist.“

„Ich gebe dies zu, erwiederte er. Allein, was wollen Sie? Dies ist hier zu Lande eine lange Gewohnheit, ein geheiligter Gebrauch; und eine so große Veränderung dürfte nicht anders, als höchst gefährlich für den seyn, der sie versuchen wollte. Denn, ich wiederhole es Ihnen, die Russen sehn auf ihrem Throne lieber einen Weiberrock, als eine Uniform.“

„Bei dem Allen, hob ich wieder an, glaub' ich, daß diese glückliche Revolution gelingen könnte in einer von

den großen Epochen einer neuen Regierung, z. B. bei Gelegenheit einer feierlichen Einfahrt, oder einer Krönung, wo die Völker aufgelegt sind zum Vertrauen, zur Freude, zur Hoffnung."

„Ja, das begreif' ich, antwortete er, indem er mich umarmte. Das könnte man wagen. Darüber muß man nachdenken."

Ich dachte nicht mehr daran, und vielleicht hatte er es nicht weniger vergessen. Als jedoch, nach einigen Jahren, Paul auf dem russischen Thron die Erbfolge von Männlich zu Männlich, und nach der Ordnung der Erstgeburt, als Fundamertal-Gesetz einführte, da kam mir in den Sinn, daß diese Unterhaltung wohl hätte zu dieser merkwürdigen Abänderung in der russischen Staatsgesetzgebung beitragen können.

Ich konnte mich nur loben wegen des gnädigen Empfangs, der mir von Seiten der Frau Großfürstin zu Theil wurde; man brauchte sie damals nur zu kennen, um bei ihrem Anblick eine lebhafte Hinneigung und eine achtungsvolle Anhänglichkeit zu empfinden.

Ich empfahl mich Ihren Hoheiten; und da ich meine Reise abzukürzen wünschte, so fuhr ich, ohne anzuhalten, Tag und Nacht, bis nach Warschau.

Hätte ich von dem, was sich, vermöge des Wunsches, die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen, in Polen regte, auch gar keine Nachricht gehabt, so hätte ich es, auf meiner Reise durch einen großen Theil des Landes, wahrnehmen können an der lebhaften Bewegung, an der Gährung, welche damals die Gemüther aller Bewohner dieser unglücklichen Gegend beunruhigte. Nur die Bauern behielten

die

die finstre Miene, die ausdruckslose Physiognomie, die unbewegliche Gefühllosigkeit, welche den Charakter der Knechtschaft bildet, und jene schweigende Stagnation bezeichnet, welche die Anhänger des Despotismus oder der Oligarchie Ordnung und Ruhe zu nennen belieben. Allein auf allen Landstraßen sah man eine Menge von Edelleuten zu Pferde oder zu Wagen rennen, und sich in allen Richtungen kreuzen. In den Städten und auf den öffentlichen Plätzen vereinigten sie sich, besprachen sie sich mit der höchsten Lebendigkeit. Alles kündigte eine große Unruhe an; und da dieses Aufbrausen den Spekulationen Thor und Thüre öffnete, so wimmelte es allenthalben von Juden, diesen zahlreichen und furchtbaren Vampiren Polens. Sie zeigten eine ungewöhnliche Geschäftigkeit.

*) Am stärksten traf mich die Seltsamkeit dieses großen Schauspiels in Warschau. Statt der liebenswürdigen und friedlichen Gesellschaften, die ich zurückgelassen hatte, statt der Vereine, worin Joseph, Ignaz und Stanislaus Potocki, die Czartorinsky, Malachowsky, Sapicha, Matuszewitz, Mostowsky, Zablocky, und so viele schöne und geist-

*) Das Anziehende der nachfolgenden Schilderungen beruht hauptsächlich darauf, daß man klar und deutlich sieht, wie die Polen, angereizt durch alles, was gleichzeitig im Westen und im Süd-Osten Europa's vorging, die zweite Theilung ihres Vaterlandes, welche weder von Rußland, noch von Preußen, noch von Oesterreich beabsichtigt wurde, durch ihre falschen Schritte und ihre Leidenschaftlichkeit nothwendig gemacht, d. h. erzwungen haben. Ueberhaupt zeigt die Segursche Erzählung, wie Begebenheiten vorbereitet werden, und wie wenig es sich dabei um Absichten und schlau angelegte Plane handelt. Und hierauf dürfte, in dem Urtheil der Kenner, die unverkennbare Vortrefflichkeit dieser Zurückerinnerungen beruhen. Anm. des Herausg.

reiche Frauen — Zierden des polnischen Hofes — glänzten, statt der Zirkel, wo man nur Fragen der Moral, des Gefühls und der Literatur verhandelte, sah ich nichts, als lebhafte Erörterungen, welche von der Wärme entgegengesetzter Meinungen nur allzu oft erhitzt waren.

Die Nation schien sich auf die Hinterfüße setzen zu wollen; sie hatte ihren alten Charakter wieder angenommen. Noch einmal sah ich die Keckheit, die ihr in den Zeiten der Jagellonen eigen war: denselben kriegerischen Geist, dieselbe Turbulenz, dieselbe Leidenschaft für Unabhängigkeit und dieselbe Verachtung der Stürme, die daraus hervorgehn; mit Einem Worte: jenen Rittergeist, der, als Ausgeburt des Feudalwesens, allenthalben in Stücke fiel, und von welchem man nur Spuren an den Höfen Deutschlands und in den Wäldern der Sarmaten antraf.

Kaum konnte ich die Polen wieder erkennen: ihre Beschäftigungen, ihre Gewohnheiten, ihre Sprache, alles hatte sich verändert. Befreit von den modernen Kleidern, welche an ihre Erniedrigung erinnerten, hatten sie ihre Mützen, ihre Federn, ihre langen Röcke, ihre Schnurbärte, ihre blinkenden Säbel wieder angenommen. Den Muth der Männer entflammend, hatten die Frauen selbst das Haar ihrer Gatten, ihrer Söhne abgeschnitten, und ihre Schärpen gestickt, so wie ihre reichen Gürtel. Der russische Gesandte, ehemals von Hofleuten umgeben, lebte allein und beinahe vereinzelt in seinem Palast. Der des Königs Stanislaus Augustus glich einem Hauptquartier zur Zeit Sobiesky's weit mehr, als einem Hofe. Gleichwohl theilte dieser Fürst keinesweges den allgemeinen

Rausch. Fehlte es ihm gleich an jener Stärke des Charakters, welche inmitten der Stürme dieser Epoche so nothwendig für ihn war: so fehlte es ihm doch weder an Geist, noch an Einsicht, noch an Scharfblick. Die Auferstehung der Freiheit, womit sein ungestümes Volk sich kitzelte, erschien ihm als ein Traum, als eine Chimäre; er vergaß nicht, daß die Polen zurückgeblieben waren hinter anderen Völkern, und daß sie weder Mannszucht, noch Fußvolk, noch Festungen hatten; daß es ihnen vor allen Dingen an Geld und an jener Betriebsamkeit fehlte, die es herbeischafft.

Dieser Fürst glaubte, daß die Verlegenheit der beiden Kaiserhöfe vorübergehen werde; er bildete sich ein, daß die Verheißungen des Königs von Preußen keinen andern Zweck hätten, als sich zu vergrößern; er sah im Geist vorher, daß die drei theilenden Mächte, nach kurzen Erörterungen, sich auf Kosten dieses nicht vertheidigten Landes vergleichen, und die Zerstückelung desselben vollenden würden.

So ließ Stanislaus Augustus, allzu hellsehend, um nicht den Abgrund wahrzunehmen, und allzu schwach, um dem Strome, dessen Kraft er nicht hatte schwächen können, zu widerstehen, sich gegen seinen Willen fortreißen.

Sobald der König meine Ankunft erfahren hatte, ließ er mich zu sich einladen, schloß sich mit mir in sein Kabinet ein, und entwarf mir das traurigste Gemälde von seiner beklagenswerthen Lage. „Nun wohl, Herr Graf, sagte er zu mir, Sie finden Polen in einer ganz anderen Stellung, als die war, worin Sie es am Schlusse des Jahres 1784 verlassen hatten. Meine Landsleute sind

sehr rasch von der Niedergeschlagenheit zur Hoffnung, und von furchtsamer Abhängigkeit zur Verwegenheit übergegangen. Was sagt man zu Petersburg von dieser unvorhergesehenen Umwälzung, und was denken Sie davon?"

„Sie müssen wissen, Sire, antwortete ich, daß die Kaiserin eben so verdrüßlich als erstaunt darüber ist. Ihr Unwille würde sogar zum Ausbruch gekommen seyn, wenn sie nicht gefürchtet hätte, durch ihre unbewachte Empfindlichkeit den Preußen und den Engländern einen Vorwand zum Kriege zu geben; denn von beiden glaubt sie, daß sie nur allzu geneigt sind, sich mit den Schweden und den Türken zur Verkleinerung ihrer Macht zu verbinden. Und da man hier ihr Anerbieten von Gewährleistung, Bündniß und Freundschaft mit beleidigendem Hochmuth zurückgewiesen hat: so gestehe ich Ihnen, daß wir, der Graf von Cobenzel und ich, sehr viel Mühe gehabt haben, sie zu beruhigen und sie zur Annahme der Rathschläge zu bewegen, welche der Kaiser und der König von Frankreich ihr gaben."

„Was mich selbst betrifft, so wundere ich mich gar nicht darüber, daß die Polen, nach einer so langen Unterdrückung, den ersten günstigen Umstand zur Wiedereroberung ihrer Unabhängigkeit mit Eifer ergriffen haben. Nicht aus ihrer Phantasie, wohl aber aus dem Grunde ihres Herzens kommt dieser Freiheits-Schrei, den man überall vernimmt. Man braucht sie nicht einmal zu hören, um ihn zu vernehmen; ehe sie den Mund aufthun, lieset man das Wort Freiheit in ihren Schritten, in ihrer Haltung, in ihren Blicken und in allen ihren Zügen."

„Das setzt mich jedoch in Erstaunen, daß sie ihr Joch so offen abgeschüttelt haben, ohne vorher die Kräfte zu organisiren, Geld zusammen zu bringen und alle die Mittel vorzubereiten, welche nothwendig sind, um einen so hochherzigen Entschluß durchzusetzen. Wie wollen sie überdies den drei großen Mächten widerstehen, von welchen sie umgeben sind? Genöthigt, unter diesen einen Stützpunkt zu suchen, haben sie, glaube ich, gerade denjenigen gewählt, der die mindeste Sicherheit gewährt, weil er den meisten Eigennutz in sich schließt. Denn Nachrichten, die ich für zuverlässig halte, sagen mir, daß Friedrich Wilhelms des Zweiten Zweck, indem er den Polen seinen Schutz anbietet, kein anderer sei, als sich Danzig und Thorn zu sichern."

„Sie haben Recht, sagte der König, und ich theile Ihre Meinung in allen Punkten; allein es ist mir unmöglich, verwundeten Gemüthern und leidenschaftlichen Seelen diese Wahrheiten begreiflich zu machen. Da Oesterreich und Preußen, nach der unglücklichen Zerstückelung dieses Landes, der Kaiserin die traurige Ehre, uns zu bewachen und uns in dem Zustande der Abhängigkeit zu erhalten, überlassen haben: so schreiben die Polen ihr ganz allein alles Unglück zu, das über sie gekommen ist; und eben deßhalb ist sie es, gegen welche sich alle Gefühle vereinigen: das Betragen ihrer Truppen, der verhöhnende Ton einiger jungen Offiziere und der unerträgliche Hochmuth der Gesandten Rußlands, hat gegen die Russen einen solchen Haß in Gang gebracht, daß der Losbruch desselben um so heftiger seyn wird, je länger man genöthigt gewesen ist, ihn zusammen zu pressen."

„Als ich die Kaiserin von Rußland zu Kanieff sah, schien sie mir sehr entschlossen, ihr Unrecht wieder gut zu machen, uns mit Offenheit zu unterstützen, und, mit Verbesserung unseres Schicksals, unsere Sicherheit für eine lange Zukunft zu gewährleisten. Ich glaubte ihr, und voll von den besten Hoffnungen kam ich hieher zurück."

„Sobald ihr also die Türken und die Schweden den Krieg erklärt hatten, schlug ich ihr, mit Bezug auf ihre Verheißungen, einen Allianz-Traktat vor; und sie entschloß sich dazu ohne Zeitverlust. Der Graf von Stackelberg machte mir davon eine amtliche Anzeige; sie wurde dem Reichstage mitgetheilt, und ich unterstützte den Vorschlag mit allen den Gründen, die mir am meisten geeignet schienen, die Gemüther für seine Nützlichkeit zu gewinnen. Allein ich scheiterte in diesem Versuche. Die Leidenschaften waren entflammt, und Lucchesini überredete dadurch, daß er alles, was von den eigennützigen Absichten des Königs von Preußen ausgesagt wurde, schlechthin Verläumdung nannte, nur allzu leicht Gemüther, welche von dem Gedanken besessen waren, daß Friedrich Wilhelm II. nur damit umgehe, Europa gegen die Ehrsucht der Russen zu beschützen, und nichts weiter beabsichtige, als dieser Eroberungsmacht dadurch eine bleibende Gränze zu setzen, daß er den Polen ihre Unabhängigkeit und Freiheit zurückgäbe. Englands Gesandter sprach in demselben Sinne, und ließ eine brittische Ausrüstung zum Vortheil der Schweden hoffen. Indem der König von Preußen auf der andern Seite gegen die vorgeschlagene Allianz protestirt hatte, drang die Kaiserin nicht länger darauf,

und fügte mir großes Unrecht dadurch zu, daß sie mir den ersten Gedanken dieses Entwurfs zuschrieb, der auf dem Reichstage so lebhaften Widerspruch fand. Sie wissen das Uebrige: ohne die geringste Mäßigung zu beobachten, hat man den bleibenden Staatsrath abgeschafft, und man geht damit um, die ganze von Katharina gewährleistete Regierungsform zu verändern. Man hat die Abberufung der russischen Truppen gefordert; man hat auf die Protestationen des russischen Gesandten nicht die mindeste Rücksicht genommen: es ist sogar die Rede von einer Allianz zwischen England, Preußen, Holland, der Türkei, Schweden und Polen. Dies ist der Punkt, worauf wir stehen; und will ich nicht die Zuneigung und das Vertrauen meines Volks gänzlich einbüßen, so seh' ich mich genöthigt, ihm in der Bahn zu folgen, welche mit der Zeit vielleicht unser Verderben vollenden kann."

„Ich kann Ihnen, Sire, erwiederte ich, einen Beweis von der Aufrichtigkeit der Absichten geben, welche die Kaiserin Ihnen an den Tag legte. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß sie mit uns, mit dem Kaiser und mit Spanien eine Quadrüpel-Allianz zu schließen wünschte, um den beunruhigenden Absichten der brittisch-preußischen Liga einen Zügel anzulegen. Nun gut! in allen Entwürfen, welche ihr Ministerium mir mitgetheilt hat, ist die Garantie der Unverletzlichkeit des Territoriums von Polen und seiner Unabhängigkeit immer eine von den Hauptverfügungen gewesen. Allein ich meine, daß diese Fürstin dadurch, daß sie den Abschluß dieser Allianz nicht abwartete, welche vielen Leuten die Augen geöffnet haben würde, einen Fehler

beging, als sie Ihnen einen parziellen und voreiligen Traktat vorschlug, der die Gemüther nur erbittern und reizen konnte."

„Das glaub' ich, erwiederte Stanislaus; doch, wenn es nicht erlaubt ist, das Gute zu thun, so muß man sich zum Mindesten bemühen, das Böse zu vermindern. Ich weiß, daß Sie mit mehreren Gliedern der Opposition in Verbindung stehen; Sie gehen mit ihnen um, und Sie würden mir einen wahren Dienst erweisen, wenn Sie ihnen begreiflich machen könnten, daß, hinsichtlich unserer politischen und kommerziellen Angelegenheiten, Rußland uns weniger entgegen ist; das ein weit furchtbarerer Feind seyn würde, und daß wir folglich, anstatt seinen Zorn zu reizen, nur darauf ausgehen sollten, in gutem Einverständniß mit ihm zu leben; daß endlich dies das einzige Mittel seyn würde, unsere Kräfte zu vermehren, und unsere Regeneration ohne Hinderniß zu bewirken."

Ich versprach ihm dies, wenn gleich ohne alle wahrscheinliche Hoffnung glücklichen Erfolgs. Und wirklich, als ich in diesem Sinne zu einigen vornehmen Polen sprach, fand ich sie so erbittert, daß sie Mühe hatten, mir mit Kaltblütigkeit zuzuhören.

Nur Ignaz Potocky, einer von den beredtsten und aufgeklärtesten Männer seines Vaterlandes, schien mich zu fassen. „Sie können Recht haben, sagte er zu mir; allein es ist zu spät. Das Loos ist geworfen. Entschlösse ich mich, Ihren Rathschlägen zu folgen, so würde ich mich, ohne alle Noth, nur in dem Urtheil meiner Mitbürger zu Grunde richten. Glauben Sie mir, diese Meinung ist

jetzt so allgemein, so stark, so leidenschaftlich, daß man von Rußland nicht zu einem Polen reden kann, ohne ihn blaß werden zu sehen, und mit den Zähnen knirrschen zu hören: das Eine aus Furcht, das Andere vor Zorn. Ich selbst habe Ihnen nicht zuhören können, ohne tief bewegt zu werden. Der bloße Name Rußland reicht für uns hin, um uns an den Verlust unserer Freiheit, unserer Gesetze, unseres Ruhms zu erinnern; zugleich an alle die Verunglimpfungen, denen unsere Ehre und unsere Familien so lange ausgesetzt gewesen sind."

Man begreift leicht, weßhalb ich Insinuationen entsagte, die ohne allen Nutzen waren, weil man so wenig dafür gestimmt war. Ich erfuhr sogar, daß einige mir übelwollende Personen, welche von diesen Unterredungen Kenntniß erhalten hatten, so weit gingen, mich als einen eifrigen Freund der Russen darzustellen, der von der Kaiserin geheime Aufträge erhalten habe. Da ich am folgenden Tage dem Reichstage beiwohnen wollte, so suchte man mich von diesem Vorsatz dadurch abzubringen, daß man mir zu verstehen gab, es seien Verabredungen genommen, um mir eine öffentliche Unannehmlichkeit zuzufügen. Daran kehrte ich mich nicht. Ich begab mich auf den Reichstag, und die Loge, die man mir anwies, war bald gefüllt von den angesehensten Personen, sowohl von der Parthei des Königs, als von der Gegenparthei. Ihre Vereinigung um mich her würde hingereicht haben, dem Uebelwollen zu gebieten, in dem Falle, daß es wirklich dagewesen wäre.

Das Schauspiel, das mir diese polnische Versammlung gewährte, machte auf mich einen starken Eindruck: das beinahe asiatische Kostüm der Glieder, aus welchen der

Reichstag bestand, die Wildheit ihrer Blicke, die Lebhaftigkeit ihrer Gebehrden, der Lärm ihrer am Boden nachklirrenden Säbel, welche nur allzu sehr an die Zeiten erinnerten, wo gezogene Schwerter die Berathschlagung unterbrochen hatten — alles dies versetzte mich in abgewichene Jahrhunderte, und schien mich bereden zu wollen, daß ich mich inmitten jener alten Polen befände, welche die Besieger der Türken, der Moskowiter und der Fürsten Germaniens waren. Ich bedauerte, die Redner nicht verstehen zu können, die auf einander folgten, und von denen einige durch ihre Beredsamkeit einen starken Eindruck auf die Gemüther zu machen schienen.

Als ich am Abend wieder nach Hause gekommen war, erfuhr ich die traurigen Begebenheiten, welche den 5. und 6. Oktober zu Versailles vorgegangen waren. Sie wurden sehr verschieden erzählt. Nach einigen war die Königin in der größten Gefahr gewesen, und diese fügten hinzu, eine Unzahl von Gardes du Korps sei ermordet, und die National-Versammlung von Räubern verheert worden. Nach anderen hatten Truppen und Garden auf einem wilden Feste die National-Kokarde unter die Füße getreten, und ganz laut Entwürfe von Gegenumwälzung angekündigt, worauf das Pariser Volk sich wüthend nach Versailles begeben, den Palast angegriffen und den Monarchen gezwungen habe, als Gefangener nach der Hauptstadt zu folgen. Noch andere endlich, weniger beunruhigend, sprachen nur von einigen während der Nacht verübten Ausschweifungen, welchen durch die National-Garde schnell gesteuert worden wäre.

Es ist leicht zu erachten, welche Unruhe mir so man-

nichfaltige, und doch so betrübende Gerüchte in solcher Entfernung verursachten. Ich beschloß also meine Abreise zu beschleunigen; und schon am folgenden Tage war ich unterweges.

Abends, während meine Leute die Vorkehrungen zur Abreise trafen, befand ich mich allein in meinem Zimmer, vor meinem Kaminfeuer sitzend und mit irgend einer Lektüre beschäftigt. Plötzlich hör' ich hinter meinem Lehnstuhl ein leises Geräusch. Ich wende mich um, und sehe einen großen Mann in einem langen braunen Gewande, mit einem reichen Gürtel, rothen Stiefeln, einer Pelzmütze, einem langen Säbel, und in jeder Hand ein Pistol, das auf mich gerichtet ist. Mein Erstaunen war lebhaft aber kurz, und bald brach ich in ein lautes Lachen aus, als ich, in diesem Kostüm und mit langem Schnauzbart, die großen schwarzen freundlichen Augen des Generals Branitzki, Neffen des Fürsten Potemkin, erkannte.

„Meiner Treu, mein Lieber, redete er mich an, nach allem, was man uns schreibt, ist in ihrem Lande der Teufel los. Unsere Unruhen auf diesem Grund und Boden sind dagegen eine Kleinigkeit. Ihre Versammlungen sind stürmischer, als ein polnischer Reichstag; und da man nicht wissen kann, was einem in einem Königreich, das in Flammen steht, begegnen kann, so biete ich Ihnen hiermit zwei Reisegefährten an. Freilich möchte ich, daß sie reicher wären, aber daß sie gut sind, dafür steh' ich."

Branitzki hatte Unrecht; denn seine Pistolen waren prächtig. Ich nahm das Geschenk mit derselben Herzlichkeit, womit es dargeboten wurde. Ein Revolutions-Aus-

schuß nahm sie mir in der Folge ab, ohne daß ich sie auf ihn probiren konnte, wie ich wohl gewünscht hätte.

Nach einer kurzen, mit einigen Gläsern Tockaier angefeuchteten Unterredung trennten wir uns; und sehr beschäftigt mit den traurigen Nachrichten, die ich so eben erhalten hatte, trat ich mit Anbruch des Tages meine Reise an.

Der Herr Marquis von Noailles, unser Abgesandter in Wien, hatte mir ein Quartier in seiner Wohnung angeboten. Ich nahm es an, und fand ihn sehr zu Boden geschlagen von den Nachrichten, die man ihm von Versailles gemeldet hatte. Schon seit längerer Zeit hatten ihm das Wollen und Nichtwollen unseres Ministeriums, der kühne Gang unserer Nebenbuler, die raschen Bewegungen unserer Umwälzung, und die Vorhersagungen von einem allgemeinen Brande in Europa, lebhafte Befürchtungen eingeflößt. Er theilte mir vertrauensvoll alle die schwarzen Vorgefühle mit, die seinen Geist beunruhigten. Frankreichs Untergang schien ihm entschieden zu seyn. Für den Augenblick war freilich auch mir bange: aber größere Hoffnungen hegte ich für die Zukunft; denn ich vergaß nicht, daß ein Volk, wie das französische, stark, reich, kriegerisch, betriebsam, kaufmännisch, lüstern nach jeder Art des Ruhms, zwar eine Zeit lang durch Stürme und Unfälle zu Boden gedrückt werden kann, daß es aber in sich selbst alle Mittel bewahrt, aus solchen Erschütterungen wiedergeboren, mächtig und glorreich hervorzugehen. Wie ich, bedauerte im Uebrigen der Herr von Noailles, daß der Rath des Königs bei Unterzeichnung der Quadrupel-Al-

lianz der Bewegung der Gemüther nicht eine andere Richtung gegeben hatte.

Unser Abgesandter stellte mich dem Fürsten von Kaunitz, wie allen angesehenen Personen des Hofes und der Gesellschaft, vor.

Ich hatte den Kaiser um eine Audienz gebeten; allein man versicherte mir, daß dieser Fürst, sehr ernstlich krank, niemand annehmen könne. Indeß erinnerte er sich ohne Zweifel der Güte, womit er mich in der Krim beehrt hatte, und der Wunsch, ein Geheimniß in der vertraulichen Beziehungen der Kaiserin Katharina der Zweiten zu dem Fürsten Potemkin aufzuklären — Beziehungen, denen man die unerschütterliche Standhaftigkeit ihrer gegenseitigen Liebe zuschrieb — bewirkte, daß er mir gegen die allgemeine Erwartung die Erlaubniß ertheilte, ihm aufzuwarten.

Ich begab mich in seinen Palast, wo ich ihn zwar außer dem Krankenlager, doch so grausam verändert fand, daß ich mir kein Geheimniß daraus machen konnte, sein Ende sei unvermeidlich und sehr nahe.

Der Kaiser empfing mich mit ungemeiner Güte; er unterhielt sich lange mit mir über die Angelegenheiten Rußlands und über den schwedischen Krieg.

Da er mir, während seiner Reise in Taurien, mehr als einmal zum Vorwurf gemacht hatte, daß ich sein Inkognito vergaß und ihm die Titel Sire und Ew. Majestät gab, so war daraus für mich eine solche Gewohnheit, ihm über diesen Punkt zu Willen zu seyn, entstanden, daß ich, ohne es zu bemerken, ihn noch jetzt mehrere

Male im Laufe dieser Unterhaltung Herr Graf nannte. Er bemerkte dies und sagte lächelnd: „Sie sind ein seltsamer Mann! In der Krim bestanden sie darauf, mich Sire zu nennen; und in Wien wollen Sie durchaus, daß ich der Graf von Falkenstein sei."

Er nahm hierauf wieder seinen Ernst an, und beklagte sich über die Hindernisse, die man der Quadrupel-Allianz entgegengestellt habe. „Sie würde, sagte er, sehr viel Unheil abgewendet haben. Ihre Minister haben allzu sehr den Krieg gefürchtet. Hätte er Statt gefunden, so hätten ihre Parlementer dem Könige nicht das Geld versagen können; die französische Hitze aber wäre im Lager abgekühlt worden. Wer konnte aber übrigens wissen, was geschehen würde? Eine allgemeine Narrheit scheint sich der Völker bemächtigt zu haben. Die Brabanter z. B. empören sich, weil ich ihnen das geben wollte, was Ihre Nation mit so viel Ungestüm fordert." Hier hielt er inne und versank auf einige Augenblicke in ein finsteres Nachdenken. Die Unruhen in Löwen kränkten ihn damals dergestalt, daß er dem Kummer, den ihre Fortschritte ihm verursachten, nicht widerstehen konnte, und im Jahre 1790 sagte er am Tage vor seinem Tode zu dem Fürsten von Ligne: „Ihr Land hat mich getödtet: das eingenommene Gent ist mein Todeskampf, und das verlassene Brüssel mein Tod gewesen."

Indem ich ihm nicht zu mißfallen glaubte, wenn ich ihm behülflich würde, aus so traurigen Betrachtungen hervorzutreten, fragte ich ihn, ob er nicht geruhen werde, mir ein Schreiben an die Königin seine Schwester mitzugeben? „Sie befindet sich, fügte ich hinzu, diesen Augen-

blick in einer sehr bedenklichen Lage, umgeben von Partheieen, die sich abstoßen und bekämpfen; und Ew. Majestät, in dieser Entfernung von dem Dunstkreise der Unruhen und Leidenschaften, könnten ihr einen heilsamen Rath ertheilen.“

„Ich, erwiederte er, Ihnen einen Brief mitgeben? Sie wissen nicht, was Sie verlangen. Ich sehe, daß Sie, von Rußland anlangend, den Zustand der Gährung und Unordnung, worin Ihr Land sich befindet, sehr wenig kennen. Auf allen Punkten ist das Volk in den Waffen. Allenthalben glauben die Einen an die Ankunft der Räuber; die Andern plündern die Schlösser. Es giebt in Frankreich keine Polizei mehr, weil jeder sie nach seinem Belieben verwalten will. Auf den geringsten Verdacht wird der Reisende verhaftet. Auch Sie könnten es werden; und wenn man einen von mir geschriebenen Brief bei Ihnen fände, so weiß ich wahrlich nicht, was daraus für Sie entstehen könnte.“

„Ich hoffe, Sire, daß die Berichte, die Ew. Majestät erhalten haben, übertrieben sind. Wenn Sie jedoch glauben, daß Ihr Brief leicht in unrechte Hände gerathen könnte — können Sie nicht, wenigstens mündlich, durch mich, an den König und die Königin das gelangen lassen, was Sie unter so ernsthaften Umständen als nützlich für Beide betrachten?“

„Ha! welche Rathschläge, erwiederte der Kaiser mit einiger Heftigkeit, welche Rathschläge wollen Sie, daß ich ihnen ertheile, da ich sie mit Leuten umgeben sehe, die ihnen weismachen, daß man mit einem Regiment, mit einer Kompagnie Gardes du Korps, einigen Akklamationen und

auf einem wilden Feste angesteckten Kokarden eine Revolution anhalten oder vernichten könne? Ich beklage sie; aber aus so weiter Ferne kann ich, um sie aus ihrer Verlegenheit zu reißen, ihnen keine anderen Mittel anzeigen, als viel Geduld und Standhaftigkeit. Fehlt es ihnen daran nicht, so wird sich vielleicht alles zum Besten wenden; fehlt es ihnen aber daran, so hab' ich ihnen nichts zu sagen."

Diese unbrüderlichen Worte wurden ohne Zweifel ausgestoßen von der üblen Laune, die ihn in Bezug auf seine eigenen Angelegenheiten beherrschte; allein ich war, nach meiner Ankunft in Paris, dadurch in keine geringe Verlegenheit gebracht, als ich nämlich der Königin Rechenschaft von meiner Unterredung mit diesem Monarchen ablegen sollte. Er beurlaubte mich, und ich sah ihn nicht wieder.

Joseph der Zweite würde von der Nachwelt nur Lobsprüche erhalten haben, wenn er weniger Ehrgeiz oder mehr Konsequenz in seinen Entwürfen gehabt hätte. Ein eitles Verlangen nach Ruhm verführte ihn zu einem kurzen und ergebnißlosen Krieg gegen den großen Friedrich. Indem er auf Kosten der Holländer seine Besitzungen und seinen Handel ausdehnen wollte, sah er sich genöthigt, darauf Verzicht zu leisten, aus Furcht vor unseren Waffen. Er wünschte den Frieden mit den Türken zu erhalten; und doch bekämpfte er sie und verarmte in diesem Kriege, um nicht die Freundschaft Katharina's einzubüßen. Zuletzt faßte er den Vorsatz, seine niederländischen Unterthanen von dem Joch der Edelleute und einer ehrsüchtigen Geistlichkeit zu befreien. Was war die Folge davon? Er zwang sie zur Empörung, weil er sich willkürlicher Mittel

bedien=

bediente, um ein Volk, das sich dazu nicht aufgelegt fühlte, zur Annahme seiner philosophischen Prinzipe zu bewegen.

Im Uebrigen war dieser Fürst, ohne ein großer Mann zu seyn, ein gerechter, tugendhafter, duldsamer Monarch, strenge gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, unermüdlich, zugänglich für die Wahrheit, stets bedacht dem Elende beizuspringen, die Künste aufzumuntern und das Verdienst zu belohnen.

Der Fürst von Ligne, der ihn aufrichtig beweinte, schrieb der Kaiserin Katharina folgende Zeilen, die ich nicht umhin kann, hier zu wiederholen: „Der Soldat wird sagen: Joseph der Zweite hat am Wasserdamm von Beschania Kanonenschläge, und in den Vorstädten von Sabatsch Gewehrfeuer ausgehalten; er hat Medaillen für die Tapferkeit erfunden. Der Reisende wird sagen: welche schöne Einrichtungen für die Schulen, für die Hospitäler, die Gefängnisse und die Erziehung! Der Manufakturist: welche Aufmunterungen! Der Taglöhner: er hat selbst gearbeitet. Der Ketzer: er war unser Vertheidiger. Die Präsidenten aller Departements, die Vorsteher aller Bureaux werden sagen: er war zugleich unser erster Geschäftsmann und unser Aufseher. Die Minister: er opferte sich dem Staate, dessen erster Unterthan er nach eigenem Eingeständniß war. Der Kranke wird sagen: er hörte nicht auf, uns zu besuchen. Der Bürger: er verschönerte unsere Städte durch Plätze und Spatziergänge. Der Landmann, der Hausbediente werden noch sagen: wir sprachen mit ihm, so viel wir wollten. Die Hausväter: er ertheilte uns Rath. Die Gesellschaft wird sagen: er war zuver-

lässig, liebenswürdig, er erzählte auf eine angenehme Weise, er belebte die Unterhaltung, man konnte über alles mit Wahrheit zu ihm reden."

Der Fürst von Kaunitz, stets mit dem Vertrauen Maria Theresia's beehrt, hatte dasselbe Uebergewicht über den Geist Josephs des Zweiten bewahrt. Dieser geübte Minister war einer von den gewandtesten Männern des abgewichenen Jahrhunderts; aber mit einem umfassenden Geiste verband er eben so seltsame Launen und eben so arge Maniren, wie die des Generals Suwarow und des Fürsten Potemkin. Alle seine Sonderbarkeiten wurden ohne Murren ertragen, nicht bloß von den Vornehmen Wiens, sondern auch von den angesehensten Fremden. Wie alt er auch war, so affektirte er doch in seinem Anzuge Ansprüche, welche einen Jüngling lächerlich gemacht haben würden. Seine Frisur bestand aus einer unbegreiflichen Menge Locken; und damit diese gleichmäßig gepudert werden möchten, ging er in einem zu diesem Endzweck bestimmten Kabinet durch eine Reihe von Kammerdienern, welche, mit großen Püstern versehen, ihn in eine Puderwolke hüllten. Oft krank aus Einbildung, und höchst empfindlich gegen den Wechsel der Temperatur, veränderte er seinen Anzug zwanzig- bis dreißigmal des Tages. Das Verdienst, worauf er den größten Werth legte, und das er sich selbst zuschrieb, war — der geschickteste Stallmeister Europa's zu seyn. Man konnte ihm also auch kein größeres Vergnügen machen, als wenn man sich in einen großen Reitstall begab, wo er den größten Theil des Tages zubrachte, und daselbst die Geschicklichkeit be-

wunderte, womit er alle Uebungen der edlen Reitkunst vollzog. Nie war seine Essenszeit geregelt, so daß seine Gäste immer Gefahr liefen, entweder zu spät zu kommen, oder einige Stunden warten zu müssen. Zum Nachtisch brachte man ihm einen Spiegel, einen Waschnapf, Zahnstocher, einen Schwamm; und ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, spülte er den Mund und reinigte er die Zähne. Niemand wagte von der Tafel aufzustehn. Die Falte war geschlagen. Ein Jeder schickte sich in seine Fantasieen.

Da ich von diesem ersten Minister eine Einladung erhalten hatte, so führte mich der Marquis von Noailles zu ihm. Sein Empfang war höflich, aber ziemlich frostig. Gegen das Ende der Tafel, richtete er mit lauter Stimme das Wort an den Marquis von Noailles, und sagte zu ihm: „Mein Herr Gesandter, ich habe Nachrichten aus Frankreich erhalten; mehr, als jemals, raubt und mordet man daselbst; alle Köpfe sind verwirrt. Das ganze Land ist von Wahnsinn und Tollheit befallen.“ Ich glaubte, daß der Gesandte hierauf antworten würde; allein er schwieg, unstreitig weil er glaubte, daß dies Schweigen eine hinreichende Mißbilligung eines so unschicklichen Ausfalls seyn werde. Ich, weit jünger, ziemlich ungeduldig und unfähig an mich zu halten, sagte ganz laut: „Es ist wahr, mein Fürst, daß Frankreich in diesem Augenblick von einem hitzigen Fieber befallen ist; man behauptet aber, die Krankheit sei ansteckend, und von Brüssel her zu uns gekommen.“ Dieser unerwartete Einfall machte die Gegenwärtigen lächeln, und schien dem

ersten Minister aufzufallen. Er antwortete nicht; aber er vergaß die gewohnte Toilette zu machen, und stand beinah' in demselben Augenblick auf von der Tafel.

Ich rechnete darauf, daß er mir wegen meiner Lebhaftigkeit einige Kälte beweisen würde. Nichts weniger! Seine Kälte verwandelte sich vielmehr in eine freundschaftliche Behandlung, und selbst während der wenigen Tage, die ich in Wien zubrachte, lud er mich mehr als einmal zu sich ein, um Vormittags mit mir über die Angelegenheiten der Zeit zu reden. Und ich muß gestehen, daß er in diesen Unterhaltungen jene Ueberlegenheit der Vernunft und der Einsichten entwickelte, die ihm in Europa so viel Ruf erworben hatte.

Der Fürst von Kaunitz wußte sehr wohl, daß es in Frankreich eine Parthei gab, welche dem Bündniß unseres Hofes mit dem seinigen sehr entgegen war, und daß diese Parthei mit jedem Tage an Einfluß gewann, es sei aus Feindschaft gegen die Königin, oder im Andenken an die Verluste, welche uns dieses Bündniß im Laufe des siebenjährigen Krieges zu Wege gebracht hatte. Vielleicht war es bloßer Oppositions-Geist. Gewiß ist, daß, während der holländischen Angelegenheiten, eben diese Parthei, wiewohl mit Unrecht, die unglückliche Marie Antoinette beschuldigte, Frankreichs Schätze und Frankreichs Bedeutsamkeit dem Vortheil ihres Bruders, des Kaisers, aufzuopfern. Auch bat der Fürst von Kaunitz mich recht dringend, diese Parthei zu bekämpfen, und die Schriften zu widerlegen, welche sie damals verbreitete. Um mich dazu zu bringen, spendete er mir Lobsprüche, welche die Eitelkeit eines jungen Diplomaten wohl beleben konnten.

Wie anziehend diese Besprechungen auch seyn mochten: fest entschlossen, meine Abwesenheit nicht zu verlängern, reisete ich nach Frankreich ab; und mit einer Rühhrung, welche sich in Thränen auflösete, betrat ich die Gränze, sah ich ein Vaterland wieder, das allen Gefahren, allen Kalamitäten einer Umwälzung hingegeben war.

Während meiner fünfjährigen Abwesenheit, und in einer Entfernung von achthundert (französischen) Meilen von meinem Vaterlande, konnte ich mir keine Vorstellung machen von den außerordentlichen Veränderungen, welche unsere Gesetze, unsere Charaktere, unsere Geister und unsere Sitten in einer so kurzen Zeit erfahren hatten. Die zahlreichsten Briefwechsel reichen nicht aus für eine Schilderung dieser Art; und die Briefe, die ich zu Petersburg, seit der Entstehung unserer politischen Stürme erhalten hatte, trugen das Gepräge so entgegengesetzter Meinungen und Leidenschaften, daß sie mir über unsere wirkliche Lage nur widersprechende und verworrene Meinungen beigebracht hatten, dergestalt, daß ich nur allzu viel Aehnlichkeit hätte mit dem alten Epiminedes, der aus seinem langen Schlummer erwacht.

Auf dem Wege selbst, und ehe ich noch mit Jemandem gesprochen hatte, fühlte ich mich sehr überrascht; denn alles stellte meinen Blicken ein unvorhergesehenes Schauspiel dar. Die Bürger, die Bauer, die Arbeitsleute, sogar die Weiber, zeigten mir in ihrer Haltung, in ihren Gebehrden, in ihren Zügen, ich weiß nicht welche Lebendigkeit, welchen Stolz, welche Unabhängigkeit, die ich früher nicht an ihnen gekannt hatte. Allenthalben herrschte eine außerordentliche Bewegung. In den Straßen, auf

den Plätzen gewahrte ich Männer-Gruppen, die sehr lebhaft sprachen. Der Lärm der Trommeln traf meine Ohren mitten in den Dörfern; und in den Flecken wunderte ich mich über nichts so sehr, als über die Unzahl bewaffneter Männer, denen ich begegnete. Richtete ich eine Frage an Leute niedrigen Standes, so antworteten sie mir mit stolzem Blick und in einem hohen und kecken Tone. Ueberall gewahrte ich den Ausdruck jener Gleichheits- und Freiheitsgefühle, welche damals so heftige Leidenschaften waren. Kurz: bei meiner Abreise von Frankreich hatte ich ein Volk verlassen, das friedlich und aus Gewohnheit unter das Joch einer langen Unterwerfung gebeugt war; bei meiner Rückkehr fand ich es aufsätzig, unabhängig und viel zu sehr erregt, um die neue Freiheit mit Verstand genießen zu können.

Wie groß auch meine Ungeduld war, im Schoße meiner Familie anzugelangen: die Gedanken, welche mich beschäftigten, und die Neuheit der Gegenstände, welche sie weckten, machten mir den Weg und die Zeit so kurz, daß, als ich Paris erblickte, ich über meine Ankunft beinahe erstaunt war.

Als ich meinen Vater sah, wünschte ich ihm, unter Umarmungen, Glück zu seinem Austritt aus einem Ministerium, in welchem er nicht mehr Gutes leisten konnte. „Sie sind, sagte ich zu ihm, durch diesen weisen Rückzug dem Kummer entgangen, so viele Fehler begehen zu sehen, welche, ohne daß Sie es hätten vermeiden können, die Auflösung der Regierung herbeigeführt haben."

Ich fand in ihm dieselbe Stärke des Charakters, welche immer sein hervorstechendes Verdienst gewesen war,

und dieselbe Zärtlichkeit für mich: eine Zärtlichkeit, auf welche ich einen so hohen Werth legte. Allein er zeigte mir nicht mehr dieselbe Ruhe und Unpartheilichkeit, die ich sonst wohl an ihm bewundert hatte.

Diese Veränderung fiel mir auf, und sagte mir von diesem Augenblick an, wie viel Oppositiou ich in den Geistern, wie viel Erbitterung ich in den Charakteren antreffen würde.

Wie allen Staatsmännern seiner Zeit, so waren auch meinem Vater die Ideen der neuen Philosophie fremd geblieben. Weil er voll religiöser Achtung für unsere alten Institutionen war, so erschien ihm alles, was sich davon entfernte, als eine gefährliche Narrheit; der Umsturz der Ordnung der Dinge, worin er geboren und erzogen war, stellte sich seinen Blicken nur als das Bild eines in Wahnsinn befangenen Volkes dar. Einige sehr allmählige Reformen würde seine Klugheit nicht verworfen haben; aber als verderblich betrachtete er eine Revolution, welche unter dem Vorwande, die Ketten zu sprengen, alle ihm heilige Bande zerriß.

Seine Strenge behandelte daher auch alle, welche Theil nahmen an dieser Umwälzung, als Unsinnige und selbst als Verbrecher. Er sprach von einigen meiner Freunde in Ausdrücken, die mich um so mehr betrübten, weil sie nicht anwendbar waren; denn nichts war reiner nichts edler, als ihre Gesinnung; und selbst wenn eine allzu feurige Liebe für das öffentliche Wohl und für die Freiheit sie zu weit geführt hätte: welcher Irrthum würde in dem Urtheil eines tugendhaften Mannes mehr Entschuldigung verdient haben!

Doch, ich sah sehr bald, daß diese Meinung meines Vaters, weit entfernt davon, daß sie ihm ausschließlich angehört hätte, mir die Meinung eines großen Theils der vornehmen Gesellschaft repräsentirte: beinahe alle Männer seines Alters und seines Ranges waren auf gleiche Weise gestimmt. Sie vergaßen alle die Ursachen, welche die Zerstörung des alten Regierungs-Systems unvermeidlich gemacht hatten, und sahen in der Erscheinung nur freche Angriffe auf Ordnung, Mannszucht, alte Rechte des Thrones, wie des Adels, und auf ihre Gewohnheiten und ihre Vorzüge. Von allen Seiten her fühlten sie sich verletzt; und wenig fehlte daran, daß sie nicht alle, welche nicht dachten wie sie, für Schelme und Feinde gehalten hätten.

Von dieser ersten Unterhaltung im Schoße meiner Familie an, war es mir leicht, zu bemerken, welcher Art der Geist einer großen Parthei war; namentlich derjeni-gen, die man in diesen Zeiten die aristokratische nannte.

Vermöge eines reizenden Zufalls hatte ich noch an demselben Tage Gelegenheit, die Meinungen und Gesinnungen der entgegengesetzten Parthei kennen zu lernen, die man damals die Parthei der Patrioten nannte. Mein Freund und Neffe, der General la Fayette, welcher die National-Garde befehligte, kam am Nachmittage zu mir, und ertheilte mir, einige Stunden lang, ausführlichen Bericht von allem, was sich seit den ersten Tagen dieses merkwürdigen Jahres zugetragen hatte.

Was den Herrn de la Fayette besonders auszeichnet, ist die unveränderliche Stätigkeit im Charakter, nach welcher er, ohne alle Abweichung zur Rechteu oder zur Linken,

immer demselben Ziele entgegen strebt. Ohne Unterlaß auf die Einführung, Ausbreitung und Befestigung der Freiheit hinarbeiten: dies ist, seit mehr als 50 Jahren der herrschende Gedanke, welcher sein Verfahren geleitet, seine Seele erwärmt und seine Worte diktirt hat.

In dem Augenblick, wo ich ihn wieder sah, glaubte er alle seine Wünsche erfüllt, weil sein Vaterland seinen Gesinnungen entsprach, und die Herrschaft der Gesetze an die Stelle der Willkür trat. Gleichwohl schien er mir tief betrübt über die tumultuarischen Auftritte und über die Volksausschweifungen, welche die ersten Tage der Umwälzung besudelt hatten.

„Ich weiß nicht, sagte er zu mir, durch welches widrige Geschick eine Parthei, die sich im Schatten hält, sich unter das wahre Volk gemischt hat, das nur Gerechtigkeit und Freiheit will. Woher sie gekommen sind, weiß ich freilich nicht zu sagen: aber gewisse, von unbekannten Händen besoldete Räuber haben, trotz allen meinen Gegenbemühungen, beklagenswerthe Verbrechen begangen, indem sie Bewegungen benutzt haben, welche der schlecht berechnete Widerstand des Hofes und der bevorrechteten Stände den von der Masse der Nation gewünschten Reformen entgegensetzte. Vergeblich haben wir sie verjagt, bestraft, zerstreut; sie kehren immer wieder zurück. Nach der Einnahme der Bastille hat ihre Wuth scheußliche Morde verübt; sogar Paris bedroheten sie mit einer Plünderung. Nur die Organisation der National-Garde hat ihren Unordnungen einen Zügel anlegen können."

„Um dieselbe Zeit hatten sich einige, wenn gleich in geringer Zahl, in den Provinzen gezeigt; und überall ver-

ursachte das fälschlich verbreitete Gerücht von ihrer nahen Ankunft einen so großen Schrecken, daß in einem und demselben Augenblick das Volk in allen Gemeinen zu den Waffen griff."

„Wir haben vergebliche Untersuchungen angestellt, um zu erfahren, wer die Häupter dieser Räuber sind, und wo der Heerd ist, von welchem diese beunruhigenden Nachrichten für Städte und Dörfer ausgehen. Dies Problem ist für uns, wie für die Regierung, unauflöslich geblieben. Ich habe in dieser Beziehung zwar meinen Verdacht, aber er ist auf keinen Beweis gestützt."

„Im letzten Oktober-Monat hat diese Bande von Bösewichtern, indem sie sich in die Bewegungen mischte, welche durch die Unbesonnenheiten eines zu Versailles Statt gefundenen Auftritts zu Paris hervorgebracht wurden, alles zusammengerafft, was eine Hauptstadt Verwerfliches und Schlechtes hat. Während ich mich in der Nähe des Stadthauses vergeblich bemühete, die Ordnung wieder herzustellen, und die Gemüther zu beruhigen, meldete man mir, daß diese Elenden, einen zahllosen Schwarm mit sich fortreißend, ihren Lauf nach Versailles richteten, und die abscheulichsten Entwürfe wider den König und die National-Repräsentation laut verkündigten. Ich sah mich also genöthigt, ihnen nachzulaufen. Als ich zu Versailles anlangte, hatten sie bereits den Saal der Versammlung besudelt und das Schloß befleckt. Die National-Garde zügelte ihre Wuth, zerstreute sie, und alles schien beruhigt. Doch unglücklicherweise hatte man dieser National-Garde nicht gestatten wollen, noch mehr als einen Theil der Außenposten zu besetzen; und gegen Morgen schlichen sich

die Räuber in das Schloß, von der Gartenseite her, durch einen Eingang, den die National-Garde nicht besetzt hatte."

„Es fehlte wenig daran, daß man ein grausenvolles Verbrechen beging, das ganz Frankreich würde in Trauer gestürzt haben. Glücklicherweise kamen wir noch zeitig genug herbei, um es abzuwenden; und diese verruchte Konspiration scheiterte. Indeß werden wir immer diese verhängnißvollen Tage, so wie die Ermordungen bejammern, welche an ihnen begangen wurden."

„Das Volk hat an diesem hassenswerthen Getreibe keinen Antheil genommen. Nichts desto weniger war es sehr aufgebracht, sei es in Folge einer erkünstelten oder wirklichen Vertheuerung, oder wegen eines nahen Staatsstreiches, von welchem das Gerücht sagte, daß er lange vorbereitet worden. Darum war es nur dadurch zu beruhigen, daß man den König und seine Familie beredete, sich in Paris niederzulassen."

„Dies ist alles, was ich Ihnen mit voller Wahrheit von den stürmischen Auftritten sagen kann, welche in die gerechten Erwartungen, die ich von der baldigen Wiederherstellung einer Repräsentativ-Regierung in meinem Vaterlande hegte, so viel Kummer gemischt haben."

„Uebrigens zweifle ich nicht daran, daß man, im Auslande wie in Frankreich, alle diese Begebenheiten übertrieben hat. Sie können indeß aus eigener Anschauung darüber urtheilen, und Sie werden in Paris, wie in den Provinzen, eine Ordnung und eine Ruhe antreffen, wie man sie gar nicht für möglich halten sollte, inmitten einer Revolution und der entgegengesetzten Leidenschaften, die sie ins Leben gerufen hat."

„Es kommt mir inzwischen vor, erwiederte ich ihm, als finde allenthalben noch eine große Bewegung Statt. Im Auslande hatte man mir gesagt, ganz Frankreich treibe nichts, als Raub und Mord. So hab' ich es freilich nicht gefunden in den Provinzen, durch welche ich gekommen bin; sie haben mir verhältnißmäßig sogar ruhig zu seyn geschienen. Allein man hat mir bereits gesagt, daß Sie noch bisweilen Gewaltthaten zu verhindern, aufrührerische Bewegungen zu unterdrücken haben, und daß um das Gefängniß her, wo der Baron von Besenwal sein Urtheil erwartet, ein tumultuirender Haufe seinen Tod verlangt.“

„Das ist nur allzu wahr, antwortete er; aber Sie wissen, daß nach einem Windstoß das Meer noch eine Zeit lang in Aufruhr bleibt. Dazu kommt, daß es von allen Seiten her nur allzu viel Leidenschaften giebt, welche die Ordnung stören und den Frieden entfernen.“

„Wie könnte es anders seyn? hob ich an. Ihr Gang ist rasch gewesen. Eine wahre Zertrümmerung! Sie haben den Unterschied der Stände aufgehoben, die National-Repräsentation auf Eine Kammer zurückgeführt, die Vorrechte des Adels abgeschafft, die Güter der Geistlichkeit zur Verfügung des Volks gestellt. Ihre Versammlung vereinigt beinahe alle Gewalten. Wie viele haben sie sich zu Feinden gemacht! Sie machen als Gesetzgeber reinen Tisch. Sie gehen sehr rasch und sehr weit.“

„Bedenken Sie nur, wenn man ein Gebäude von Steinen niederreißet, so bleiben die Trümmer bewegungslos auf dem Boden liegen. Ganz anders geht es mit einem Gebäude gesellschaftlicher Einrichtungen. Einer Un-

zahl von Leuten, ganzen Klassen, unterstützt von zahlreichen Klienten, haben sie Vorrechte, Genüsse, Ehrenvorzüge gegeben, die in ihrem Urtheil zu Rechten geworden sind, und an denen sie hangen, wie an dem Leben selbst. Ich glaube, daß eine solche Zerstörung, eine so durchgreifende und schnelle Veränderung, so kühne Entwürfe uns langen Stürmen aussetzen werden."

„Das ist wohl möglich, entgegnete la Fayette; allein Sie glauben Plane zu sehen, wo niemals welche vorhanden gewesen sind. Was gegenwärtig geschieht, was Sie überrascht, was Sie beunruhigt, schreibt sich von der Vergangenheit her. Es ist das nothwendige Ergebniß der Fehler von zwanzig auf einander gefolgten Ministerien, des Mangels an Ordnung und Konsequenz in der Regierung, der gränzenlosen Verschleuderungen, der Mißbräuche aller Art. Die Parlemente, die Geistlichkeit und die meisten von denen, die uns gegenwärtig tadeln, haben seit mehreren Jahren mit dem größten Nachdruck alle Handlungen der Gewalt angegriffen. Durch ihre Gegenvorstellungen, nicht minder heftig als die Reden unserer Tribune, haben die Parlemente an das Volk appellirt; kaum aber hat das Volk geantwortet, so hat man ihm ein Schweigen auflegen wollen. Die allgemeinen Stände waren verheißen. Ein Minister wollte sie durch eine cour plenière ersetzen. Ohnmächtige und lächerliche Versuche! Die Autorität hat sich bequemen müssen: die Stände sind vereinigt worden."

„Dann hat man durch ein unerklärliches Betragen den dritten Stand gedemüthigt. Die beiden andern haben sich geweigert, ihm beizutreten. Noch mehr: man hat ihm

den Ort seiner Sitzungen verschlossen. Er hat sich widersetzt. Das Volk, voll Unwillens, hat sich erhoben. Volksbeliebte Minister sind entlassen worden. Der Hof hat Truppen kommen lassen. Eine allgemeine Explosion hat Statt gefunden, und ein heftiger Haß des Volks gegen die Aristokratie ist von allen Seiten losgebrochen."

„Sie kennen jetzt die Ursachen. Sagen Sie nun selbst, welcher Art die Wirkungen seyn konnten, und urtheilen Sie, ob, inmitten einer durch so viele Mißgriffe hervorgebrachten Gährung, Andere, als wir, die Vorwürfe, die man uns macht, vermieden haben würden. Gerade die, deren Unverstand diese Feuersbrunst hervorgebracht hat, schreien jetzt zuerst Feuerlärm."

„Die Vergangenheit gehört endlich keinem mehr an. In meinem Betragen bin ich nur immer dem gefolgt, was mein Gewissen mir vorgeschrieben hat; und das thu' ich noch immer. Ich will die Freiheit, die Ordnung, die gute Verfassung. Ich glaube, daß auch die Nation nichts anderes will, und ich hoffe, daß wir zum Ziele kommen werden, trotz allen Leidenschaften, die uns widerstreben."

„Gegenwärtig beschränken sich meine Sorgen darauf, die öffentliche Ruhe zu erhalten, als Abgeordneter zur Befestigung der Freiheit hinzuwirken, und zugleich den König und die Königin gegen die Komplotte und Bewegungen zu schützen, die ihre Freiheit bedrohen könnten."

„Diese Gesinnungen, sagte ich, sind sehr lobenswerth. Allein ich theile mehr Ihre Wünsche, als Ihre Erwartungen. Inmitten so vieler leidenschaftlichen Partheien scheint mir ihre Lage sehr zart, sehr beunruhigend, sehr schlüpfrich. Denn auf der einen Seite sind Sie eins von

den vornehmsten Häuptern der Volksparthei, und auf der andern tragen Sie, als Oberbefehlshaber der National-Garde, die Verbindlichkeit, den König, seine Familie, seinen Palast und alles, was ihm angehört, gegen jeden Angriff zu vertheidigen, immer mit dem Hofe in Verbindung zu stehen und auf diese Weise als Mitglied der Regierung zu handeln. Wie wollen Sie vermeiden, der einen oder der andern Parthei Mißtrauen einzuflößen? Sie wollen bewirken, daß die eine konstitutionell handle, und sie wollen die Hitze der anderen mäßigen. Dabei ist zu befürchten, daß beide über kurz oder lang ihre Empfindlichkeit wider Sie vereinigen."

„Ich verkenne dies nicht, antwortete er; wenn ich aber gethan habe, was ich thun mußte, werd' ich mir nichts vorzuwerfen haben."

Den folgenden Tag sah ich noch einen meiner Freunde und der vornehmsten Häupter der Patrioten, Herrn Alexander von Lameth. Von dem, was im Laufe des Jahres 1789 geschehen war, entwarf er mir ein Gemälde, das sich von dem Lafayettschen sehr wenig unterschied; aber er gab mir zugleich umständlichere Auskunft über die Versammlung, über ihren Geist, über die verschiedenen Meinungen, worin sie sich theilte, über ihre Spaltungen und Unterspaltungen. Keiner, glaub' ich, kannte sie besser, als er; und keiner verstand sich mehr auf die damals für uns ganz neue Kunst, die man die Taktik politischer Versammlungen nennen könnte.

Alexander von Lameth, ein treuer und standhafter Freund der konstitutionellen Freiheit, übte mit seinen beiden Freunden, Barnave und Duport, einen wesentlichen

Einfluß auf seine Parthei aus. Da man ihn zu den Gründern der repräsentativen Regierung zählte, so wurde er sehr früh einer von den Präsidenten der National-Versammlung. Eine sehr merkwürdige Rede, welche er über die öffentliche Macht in den freien Staaten hielt, verschafte und erhielt ihm den Vorsitz im Militär-Ausschuß, dessen wichtigste Arbeiten er bestritt. Sein Bruder Karl, glühend auf dem Rednerstuhl wie im Kriege, bewegte sich mit ihm in einer und derselben Bahn. Die ersten Volksausschweifungen, welche begangen waren, erregten zwar ihren Unwillen, schwächten jedoch nicht ihre Hoffnung, eine gesetzliche Ordnung troß allen Hindernissen entstehen zu sehen. In dieser Zeit maß man die Schwierigkeit, zugleich über die alten Vorurtheile der Feudal-Monarchie, und über die verderbten Sitten der großen Menge zu triumphiren, bei weiten nicht so aus, wie es wohl hätte geschehen sollen.

Am nächsten Tage ließ die Königin mich zu sich kommen, und unterhielt mich sehr lange von allen den Leiden, die sie ausgestanden hatte. Beinahe ein ganzes Jahr hindurch schenkte sie mir seitdem ihr Vertrauen. Späterhin beraubten mich andere Rathgeber desselben.

Diese Fürstin, so wie der König selbst, hatte sich so häufig in ihren Erwartungen betrogen gesehen, daß sie nur allzu oft neuen Rath suchte. Diese vervielfältigten Veränderungen, diese Aufeinanderfolge von Rathgebungen und Systemen, welche beinahe immer entgegengesetzter Art waren, trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, daß König und Königin so unglücklich wurden, daß sich die Gefahr täglich für sie vermehrte.

Auch

Auch mit dem besten Willen dazu, würde ich nicht sagen können, wie tief gerührt ich wurde, als ich diese Königin wieder sah, die ich so glücklich, so glänzend, so geliebt, so von Huldigungen umgeben verlassen hatte, und als sie mir die Ungerechtigkeiten erzählte, deren Gegenstand sie geworden war. Am meisten beklagte sie sich über Verläumdung; und erfahren hatte sie die Wirkungen derselben, erst in der Halsbandsgeschichte, dann, als man sie beschuldigte, daß sie das baare Geld aus Frankreich nach Oesterreich versetze, zuletzt in dem Vorwurf, daß sie den König in seiner Geneigtheit, dem Volke durch Reformen und nöthige Aufopferungen genug zu thun, hinderlich zu werden suche.

„Und doch, sagte sie, haben wir zu Ministern immer diejenigen gewählt, welche die öffentliche Meinung uns bezeichnete. Kaum aber hatte der König ihre Pläne angenommen, so sahen wir uns angefallen von Klagen und Geschrei, von Gegenvorstellungen und Remonstranzen gegen dieselben Minister, deren Rathschläge man für gefährlich hielt."

„Sie kennen die Güte des Königs, das Mißtrauen, das er in seine eigene Einsicht setzet, und den einzigen Wunsch seines Herzens, Frankreich glücklich zu sehen. Bald gab er dem Hofe, bald den Parlementen nach. Wir suchten andere Mittel, das Gute zu vollbringen; es ging uns damit aber nicht besser. Die großen Körperschaften des Staats, die Notablen, alles schien sich wider uns zu vereinigen."

„Als man zuletzt von allen Seiten auf die Zusammenberufung der allgemeinen Stände drang, rief der König

sie wirklich zusammen. Kaum sind sie jedoch beisammen, so ist die Zwietracht unter ihnen. Eine schreckliche Umwälzung ist ausgebrochen. Man hat unsere Autorität, die Vorrechte der Geistlichkeit, die Rechte des Adels vernichten wollen; und da wir dies alles vertheidigen zu müssen glaubten, so hat man das Volk wider uns losgelassen, seine Wuth entfesselt, unsere Truppen verführt, ganz offen unserem königlichen Ansehn getrotzt. Der König hat sich genöthigt gesehen, die Regimenter, welche über seine Sicherheit wachten, zurück zu schicken. Unsere Freunde haben die Flucht ergreifen müssen, seitdem sie Gegenstände des öffentlichen Hasses geworden sind."

„Paris, in Aufruhr, hat sich der Bastille bemächtigt; und obgleich die Nachgiebigkeit des Königs, nach dessen Wunsch kein Blutstropfen für ihn vergossen werden soll, sich in Alles, was man von ihm forderte, geschickt hat, so hat doch die Ruhe nicht wieder hergestellt werden können; die Leidenschaften des Volks haben vielmehr an Gewaltthätigkeit zugenommen. Ist nicht unser Palast zu Versailles von Straßenräubern eingenommen gewesen? Mein Leben habe ich uur dadurch gerettet, daß ich mein Schlafzimmer eiligst verlassen habe, um mich in die Zimmer des Königs zu flüchten. Mehrere von unseren Gardes du Korps sind geblieben, und Sie sehen uns hier (in der Hauptstadt) vielleicht neuen Gefahren ausgesetzt. Was denken Sie von einem so beklagenswerthen Zustande der Dinge? Und halten Sie es für möglich, daß wir aus demselben gerettet werden können?"

Dies ungefähr war der Sinn einer Schilderung, welche mich allzu tief rührte, als daß ich sie hätte ver-

gessen können. Niemals sah ich mehr Würde im Schmerz, mehr Sanftheit in der Betrübniß. Da die Unterhaltung sich in die Länge zog, so sprach die Königin zu mir sehr umständlich von den Ursachen zu Klagen, welche mehrere Personen ihr gegeben hatten: Personen, die unablässig bemüht gewesen waren, ihr im Urtheile des Volks und selbst im Urtheile des Königs zu schaden.

Sie sprach jedoch ohne Bitterkeit von denen unter meinen Freunden, welche sich damals an der Spitze der Volksparthei befanden. „Sie haben, sagte sie, nicht wohl daran gethan, daß sie der königlichen Autorität so harte Schläge versetzt haben; doch weit davon entfernt, daß ich sie mit denen vermengen sollte, welche den Pöbel gegen uns angehetzt haben, glaube ich vielmehr, daß sie geneigt sind, nns vor ähnlichen Ausschweifungen zu bewahren, und den Ueberrest unsers Ansehns aufrecht zu erhalten. Dies ist ganz vorzüglich die Pflicht des Herrn von Lafayette, ihres Verwandten und Freundes. Wie viel ich ihm auch vorzuwerfen habe: so muß ich doch gestehen, daß er, als er uns zu Versailles in Gefahr sah, uns zu Hülfe geeilt ist, und uns dadurch einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Sie werden ihn öfters sehen. Erinnern Sie ihn an das Versprechen, das er mir gegeben hat. Da er in Paris befehligt, so fordert seine Ehre, daß die Würde und die Sicherheit des Königs keine Schmälerung leiden.“

Nachdem ich dieser Fürstin zu erkennen gegeben hatte, bis zu welchem Grade ich ihre Leiden theilte, sagte ich ihr: „Mein lebhaftester Wunsch wäre, ihrem Vertrauen zu entsprechen; da ich aber erst seit wenigen Tagen in Paris angelangt wäre: so könnte ich über die von ihr

berührten Begebenheiten und deren wahrscheinliches Ergebniß, noch keine feste und bleibende Meinung haben. Darf ich — fuhr ich fort — nach der Meinung urtheilen, die man davon im Auslande hat, so wie nach dem, was man mir hier davon gesagt hat: so denk' ich, man könnte alles, was vorgefallen ist, den vervielfältigten Veränderungen im Ministerium, den schlecht berechneten und noch schlechter durchgeführten Autoritäts-Streichen, der Verwerfung und Zurückberufung der Parlemente, der Zusammenberufung der allgemeinen Stände in der Nähe der Hauptstadt, dem Mangel an Entscheidungen über die wichtigsten Fragen — Entscheidungen, welche der Vereinigung dieser Versammlung hätten vorangehen sollen — endlich dem Hochmuth, den man dem dritten Stande bewiesen hat, und gewissen unvorsichtigen Maßregeln zuschreiben, welche in den Gemüthern des Volks die heftigste Erbitterung gegen die bevorrechteten Klassen ins Leben gerufen haben."

„Wie die Sachen gegenwärtig liegen, würde es eben so mühselig als unnütz seyn, auf die Vergangenheit zurück zu gehen. Ich weiß nicht, ob man bei der Stimmung der Gemüther, und zu dieser Zeit, eine Umwälzung hätte abwenden oder entfernen können; allein nachdem diese Revolution einmal gemacht ist, muß man sich nicht mehr darüber täuschen wollen, daß die Nation sich für eine Repräsentativ-Regierung ausgesprochen hat. Geht man mit Aufrichtigkeit zu Werke, führt man die neue Regierungsart redlich ein: so können wir vielleicht, wie die Leute in England, zu gleicher Zeit der Sicherheit, welche die königliche Autorität gewährt, und des Vorzugs der Freiheit genießen. Sollte dem aber anders seyn, so kann

ich nicht ohne Schauder an den Abgrund denken, in welchen ein überflüssiger Widerstand uns stürzen würde. Das einzige Mittel, die Freiheit zu zügeln, besteht darin, daß man ihr eine weise und gesetzliche Freiheit entgegen stellt."

„Ich sehe, erwiederte die Königin, daß Sie, nach allem, was man Ihnen gesagt hat, mich für weit entfernt von Ihrer Meinung halten. Allein morgen sollen Sie von mir hören, und dann werden Sie sehen, daß ich nicht so unbillig und unverständig bin, als man wohl glaubt."

Wirklich brachte mir Madame Campan am folgenden Tage ein Paket, dessen Inhalt ihr die Königin verschwiegen hatte. Ich öffnete es, und zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich darin eine Schrift des Herrn Mounier, dessen Ideen den Grundsätzen der englischen Regierung sehr analog waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber
direkte und indirekte Steuern.

Bevor wir auf den hier bezeichneten Gegenstand selbst eingehen, sei es uns erlaubt, das Eine und das Andere, die Steuern im Allgemeinen betreffend, zu erörtern und — zu berichtigen.

Man hat die Steuern ein *nothwendiges Uebel* genannt, um diejenigen zu gewinnen oder zu versöhnen, welche in jedem Beitrage zu den sogenannten öffentlichen Lasten nichts weiter sehen, als eine Verminderung ihres Einkommens, und nebenher einen Beweis der Unfreiheit.

Ist in jener Benennung aber Wahrheit? oder beruht sie auf einer durchaus fehlerhaften Anschauung gesellschaftlicher Erscheinungen?

Unstreitig ist die Steuer *nothwendig*; wenn sie aber zugleich für ein *Uebel* gelten soll, so muß sich das alt-griechische Sprichwort von dem bösen Raben, der ein böses Ei legt *), darauf anwenden lassen. Dies soll hier nichts weiter sagen, als daß aus *Uebel* nicht *Gutes* entspringen kann, daß folglich die Steuer, wenn sie ein Uebel ist, nicht die Quelle irgend eines Guten zu werden vermag.

Ist dem nun wohl also?

---

*) Κακου κοραχος κακον ωον.

Ist die Steuer nicht vielmehr die **unumgängliche Bedingung aller Zivilisation und öffentlichen Wohlfahrt, so wie alles individuellen Gedeihens?**

Ohne Steuer giebt es keine Heerstraßen und Kanäle; denn beide wollen angelegt und unterhalten seyn. Ohne Steuer giebt es keine öffentliche Sicherheit, weil diese nur durch Kräfte bewirkt werden kann, die keine andere Bestimmung haben, als Leben und Eigenthum von Verletzungen zu bewahren. Ohne Steuer fehlt es an einer bewaffneten Macht, welche das gemeinschaftliche Vaterland gegen die Invasionen des Auslands beschützt. Ohne Steuer fehlt es an einer Gerechtigkeitspflege, welche, indem sie die Streitigkeiten der einzelnen Bürger schlichtet, die Selbstrache suspendirt und die Uebertretung der Gesetze ahndet. Ohne Steuer fehlt es an einem öffentlichen Unterricht in Kirchen und Schulen, der jedem Einzelnen den Geist der Gesellschaft giebt, worin er lebt und webt. Ohne Steuer vermissen wir alle die übrigen Einrichtungen und Institutionen, welche bewirken, daß jeder sein Geschäft mit besserem Erfolg, ja überhaupt mit Erfolg treiben kann.

Was ist demnach die Steuer, wenn man sie nach ihrem Wesen auffaßt?

Nichts mehr und nichts weniger, als die Gegenware, wodurch man sich alle Vorzüge, Güter und Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens sichert; Vorzüge, Güter und Bequemlichkeiten, welche der Einzelne für sein Wohlseyn eben so wenig entbehren kann, als er im Stande ist, sich dieselben durch sich selbst zu verschaffen; Vorzüge, Güter, Bequemlichkeiten, die jedem des Nachdenkens fähigen

Menschen zur willigen Ertragung der ihm zufallenden Steuerlast dadurch geneigt machen müssen, daß sie ihn unablässig an das Unum me donavit, mihi omnes des Seneka erinnern. Es wird nämlich in der Steuer durchaus nicht etwas für nichts gegeben; es wird vielmehr das Kostbarste, das sich aufweisen läßt — die geordnete und in ihrer Ordnung erhaltene Gesellschaft — von jedem Einzelnen um einen sehr mäßigen Preis erkauft, den er verzehnfachen würde, wenn es sich um die Entbehrung dieses Kostbaren handeln könnte.

Die Geschichte ist reich an den auffallendsten Phänomenen; das auffallendste von allem aber ist ein Volk des Alterthums, das, einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten hindurch, keine Steuern zahlte. Bekanntlich waren dies die Römer, von der Epoche des zweiten mazedonischen Krieges ab, bis zur Verlegung des Wohnsitzes der Regierung nach Konstantinopel. Möglich wurde die Sache dadurch, daß durch die Waffengewalt den Bewohnern Siziliens, der afrikanischen Nordküste und Aegyptens die Verbindlichkeit aufgelegt war, für die Römer zu arbeiten. Befand sich aber der populus late rex deßhalb besser? Daran fehlte so viel, daß es, den Hochmuth abgerechnet, auf Erden kein bettelhafteres, knechtischeres und verächtlicheres Volk gab, als eben diese von jeder Steuer befreiten und noch obendrein mit Spenden aller Art beschenkten Römer. Sie zitterten vor jedem Unfall, der die von der afrikanischen Nordküste oder aus Aegypten wöchentlich anlangenden Schiffe treffen konnte; und indem ihnen mit der Steuer zugleich die Arbeit erspart war, blieben sie immer gleich arm, gleich unwissend und gleich verworfen.

Hier hätten wir also in einem recht auffallenden Beispiele, was Nicht-Besteuerung bewirkt. Wir haben jedoch gar nicht nöthig in das Alterthum zurück zu treten, um dasselbe Phänomen zu beobachten. Wer sind die Aermsten? Die am meisten Privilegirten, welcher Klasse sie auch angehören mögen. Indem ihnen die Betriebsamkeit erspart wird, versinken sie in Armuth und in Schulden. Dies trifft für alle neueren Staaten zu. Welches unter den neueren Völkern ist, bei großen gesellschaftlichen Gebrechen, das wohlhabendste, das reichste? Gerade dasjenige, das die meisten Steuern zahlt. Zahlt es diese, weil es reich ist? Keinesweges! Es ist vielmehr reich, weil es hohe Steuern zahlt, und weil diese bisher so verwendet worden sind, daß es darin eine Aufmunterung zu einer immer größeren Betriebsamkeit fand. Wir nennen dies Volk nicht, theils weil jeder Leser es sogleich erkennt, theils weil wir, weiter unten, der Einrichtungen dieses Volks ausführlicher gedenken werden.

Warum schweigen unsere Moralisten von diesen Phänomenen? Unstreitig, weil sie die Natur der Gesellschaft verkennen; unstreitig, weil sie es bequemer finden, Gelerntes, wie fehlerhaft es auch in sich selbst seyn möge, durch alle Jahrhunderte hin zu wiederholen, als Selbstgedachtes auf die Bahn zu bringen; unstreitig, weil ihnen niemals klar geworden ist, daß die beste Grundlage der Sittlichkeit die Arbeitsamkeit ist, und daß, wo diese fehlt, kein allgemeines Sittengesetz irgend eine Kraft gewinnen kann.

Werden unsere Staatswirthschaftslehrer uns über das, was die Natur der Gesellschaft fordert, zu einer besseren Einsicht verhelfen?

Wir wollen die Mühe nicht verkennen, welche sie sich gegeben haben, um die gesellschaftlichen Erscheinungen auf allgemeine Gesetze zurückzuführen; allein wie könnten wir uns gegen die Irrthümer verblenden, die in ihren Werken wimmeln? Einen einzigen ausgenommen, haben alle übrigen die Wahrheit lieber erfinden als finden wollen; und so ist es geschehen, daß sie, irre geleitet durch den falschen Schimmer ihres eigenen Scharfsinns, sich in Vorschriften und Rezepte verloren haben, denen es an Anwendbarkeit fehlt.

Nachdem durch Adam Smith die erste sichere Bahn gebrochen war, haben sie die Mühe gescheut, durch eine sorgfältige Klassifikation der Thatsachen sich zur Anschauung der Hauptthatsache zu erheben, der sich alles, wie von selbst, unterordnet. Fremd ist ihnen daher jedes haltbare Prinzip geblieben, das immer nur in der Hauptthatsache aufzufinden war; und indem sie beliebige Prinzipe substituirt haben, fehlt ihren Vorschriften und Regeln jeder Nerv, jede Thatkraft. Man schlage auf, welches Handbuch der Finanz-Wissenschaft man wolle, und man wird finden, daß eine Gerechtigkeit, der man die Klugheit zu Hülfe giebt, die einzige leitende Idee ist, die diese Staatswirthschaftslehrer aufzubringen vermögen. Was aber sind Gerechtigkeit und Klugheit? Bloße Abstrakte, von welchen das eine ein Gefühl, das andere einen thätigen Gedanken bezeichnet, ohne daß durch die Art der Bezeichnung auch nur das Mindeste für die richtige Behandlung der Gesellschaft gegeben ist. Man führt auf diese Weise die Wissenschaft der Gesellschaft, die, um echt zu seyn, allem Metaphysizismus standhaft entsagen muß, in das

Gebiet der Metaphysik zurück, und macht sie dadurch zu einer tauben Nuß. Warum, wenn eine mit Klugheit versetzte Gerechtigkeit das Prinzip der Finanzwissenschaft seyn kann, nicht lieber die Vernunft schlechtweg, oder in theologischer Weise, die Gottheit selbst an dessen Stelle bringen? Thatsächlich bleibt indessen ausgemacht, daß die, welchen eine Einwirkung auf die Gesellschaft gestattet war, zu keiner Zeit nach einem solchen Prinzip zu Werke gegangen sind, ohne daß deßhalb die Gesellschaft, wenn die Umstände danach waren, weniger in ihrer Entwickelung fortgeschritten, und trotz allen ihr aufgebürdeten Steuerlasten zu einem höheren Grade von Zivilisation, Wohlhabenheit und Reichthum gelangt ist.

Was, wenn von Besteuerung die Rede ist, nie übersehen werden sollte, was aber von allen Staatswirthschaftslehrern bisher auf eine beinahe unverantwortliche Weise übersehen worden ist, besteht darin, daß sich auch in dieser Hinsicht ein Fortschritt vom Schlechteren zum Besseren wahrnehmen läßt, wie in allen übrigen Erscheinungen der Gesellschaft.

Die Wahrheit ist nicht auf Seiten derer, welche voraussetzen, daß es zu allen Zeiten eben so hergegangen sei, wie gegenwärtig. Wie viele Jahrtausende verfließen mußten, ehe die edlen Metalle allgemeine Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Erzeugnisse werden konnten, läßt sich gar nicht angeben; ausgemacht aber ist, daß dies sehr allmählig und nur nach Maßgabe der zunehmenden Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verrichtungen geschehen konnte. An eine Geldsteuer war also nicht eher zu denken, als bis diese Man-

nichfaltigkeit und Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verrichtungen da war. Gab es vorher keine andere Steuern? O ja; aber sie bestanden nicht in Geld, sondern in Naturalien, so wie der Fleiß derjenigen, denen die gesellschaftliche Arbeit oblag, sie hervorbrachte. Da unter Naturalien eben sowohl Produkte des Ackerbau's als der Viehzucht gedacht werden können: so theilten sie, als Steuern, sich nothwendig in Körner- und Viehsteuern. Die einfachste und älteste aller Steuern aber ist die, welche der in einen Sklaven verwandelte Kriegsgefangene durch die Arbeit entrichtet, die er vollbringt, um sein Leben zu erhalten und das seines Gebieters bequemer zu machen.

Geht man nun, wie es naturgemäß ist, von diesem Punkte aus, um zu der jetzt üblichen Besteuerung aufzusteigen, so stellen sich die Uebergänge von der Sklavenarbeit bis zur Geldwirthschaft in eben so viel Gesellschaftszuständen dar, die durchaus nicht miteinander verwechselt werden dürfen. Auf die Sklaverei folgt zunächst die Leibeigenschaft; und dieser Zustand ist abgeschlossen in derjenigen Anerkennung von Menschenrechten, nach welcher man zwischen Seele und Leib unterscheidet, nur den letzteren dem Herrn zugesteht, die erstere hingegen für eine durch die Kirche vertheidigte höhere Ordnung der Dinge bewahrt. Der Ackerbau in der Erweiterung, die er durch die Viehzucht erhalten hat, dient diesem Zustande zur Grundlage; denn bloße Jagd und Viehzucht würde dazu nicht ausreichen. Die zu entrichtenden Steuern aber erscheinen, während seiner Dauer, nothwendig in der Gestalt von Zehnten, Frohnen und Kornpächten, weil Gold und Silber, als Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen

Arbeit bei der hohen Einfachheit der Vorrichtungen in keiner solchen Fülle vorhanden sind, daß die Steuer in ihnen entrichtet werden könne. Auf den Zustand der Leibeigenschaft folgt der Zustand der Erbunterthänigkeit, welcher seinen Charakter darin hat, daß er das Mittel zwischen Leibeigenschaft und bürgerlicher Freiheit bildet. Die kirchlichen Lehren haben in diesem Zustande an Ansehn verloren, und an die Stelle der Kirche ist der mächtiger gewordene Staat getreten, der, um sich mit Erfolg gegen auswärtige Angriffe zu vertheidigen, den ursprünglichen Leibeigenen eine solche Stellung zwischen dem Vaterlande, das er beschützen soll, und der Scholle, der er angehört, ertheilt, daß er mehr als jemals von dem Leibherrn abgewendet wird. Da ein solcher Zustand nicht wohl eher eintreten kann, als bis die gesellschaftlichen Verrichtungen sich in einem höheren Grade getheilt haben: so nimmt die Geldwirthschaft in ihm ihren Anfang, wenn gleich auf eine so unvollkommene Weise, daß neben den Geldsteuern die Zehnten, die Frohnen und die Naturalleistungen fortdauern. Und dies ist der Fall so lange, bis sich die ursprüngliche Sklaverei in bürgerliche Freiheit aufgelöset hat, die, indem sie die möglich-größte Mannichfaltigkeit von gesellschaftlichen Verrichtungen, und mit derselben das Daseyn eines hinreichenden Ausgleichungsmittels voraussetzt, sich mit keinen andern Steuern verträgt, als mit Geldsteuern, also und dergestalt, daß diese unumgänglich nothwendig werden, und nach und nach alle übrigen verdrängen *).

---

*) Es ist von Gelehrten, welche sich mit Erforschung der Finanz-Systeme des Alterthums beschäftigt haben, die Behauptung

Dies ist die natürliche, durch die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts bestätigte Stufenfolge in den Erscheinungen, welche die Besteuerung darbietet. Und wer sieht nun nicht auf der Stelle, daß es für die angemessenste Verwaltung des Steuerwesens bei weitem

---

aufgestellt worden: „daß die Erfindsamkeit der griechischen und der römischen Finanz-Beamten vollkommen eben so groß gewesen sei, wie die der Finanz-Beamten in den neueren Staaten — daß man bei jenen alten Völkern also alle die Steuerarten wiederfinde, die gegenwärtig in den zivilisirtesten Staaten Europa's anzutreffen seien. Ich gestehe, daß ich nicht dieser Meinung bin. An der Erfindsamkeit der Finanz-Beamten des Alterthums zu zweifeln, fällt mir gar nicht ein; allein diese Erfindsamkeit fand ihre nothwendige Gränze in dem, was die Gesellschaften des Alterthums leisten konnten. Diese nun konnten, im Vergleich mit den Gesellschaften der neueren Zeit, sehr wenig leisten, weil ihre Grundlage Sklaverei war. Allerdings kannte und übte man im Alterthum das Zollwesen; doch war dies die einzige indirekte Steuer, die sich anwenden ließ. Konsumtions-Steuer in ihrem gegenwärtigen Umfange war deßhalb unanwendbar, weil der Unterschied zwischen Menschen und Sachen gar nicht fest stand. Eben deßwegen nun war die direkte Steuer nur um so drückender. Sie artete in sehr vielen Fällen in eine sogenannte Vermögenssteuer aus, welche von allen Steuern nur deßhalb die lästigste ist, weil sie die Betriebsamkeit verleidet und dadurch die persönliche Macht des Staatsbürgers vermindert. Wer sich von dieser Thatsache überzeugen will, braucht nur gewisse Reden des Isokrates zu lesen. Ueberhaupt waren im Alterthum die edlen Metalle zwar als allgemein geschätzte Waare vollkommen, aber als Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit sehr wenig bekannt; und der Grund davon war kein anderer, als daß da, wo Sklavenarbeit verrichtet wird, nur ein sehr beschränkter Geldumlauf Statt finden kann. Es ist also gar nicht absurd, zu sagen, daß das, was die Sklaverei verdrängt hat, auch die bessere Besteuerungsart herbeigeführt habe — daß folglich im Christenthum selbst die Aufforderung zu einer immer größeren Verwandelung der direkten Steuer in einer indirekten enthalten sei.

mehr auf eine umständliche Kenntniß des Zustandes, worin sich eine gegebene Gesellschaft hinsichtlich der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit ihrer Verrichtungen befindet, ankommt, als auf ein vages Gerechtigkeits- und Klugheits-Prinzip, das nothwendig ohne alle Wirksamkeit bleiben muß, wenn jene positive Kenntniß ihm nicht zu Hülfe kommt? Wer sieht aber nicht zugleich, daß anhaltende Mißgriffe in der Steuerverwaltung nicht wohl möglich sind? Wenn vorausgesetzt wird, eine Regierung könne auf dem Wege der Besteuerung eine Tyrannei ausüben, welche die Gesellschaft zu Grunde richte: so ist dies die leerste aller Voraussetzungen. Weil die Regierung zur Gesellschaft gehört, und ihre Kraft immer nur eine abgeleitete ist: so treffen die Folgen jedes in der Besteuerung begangenen Mißgriffs immer zunächst die Regierung selbst; und dies ist die wahre Ursache, weßhalb sie keinem Theile der Verwaltung eine noch größere Sorgfalt zuwendet, als dem der Finanzen. Sie hat hierin die größte Aehnlichkeit mit jedem Familien-Vater, der, um so wenig als möglich in seinen bürgerlichen Bestrebungen gestört zu werden, vor allen Dingen Geldverlegenheiten abwendet. Und ist sie wohl noch etwas mehr, als die bloße Verwalterin der gesellschaftlichen Kräfte? Was sie empfängt, ist ja nicht ihr Eigenthum, worüber sie nach Belieben schalten könnte; sie giebt es ja, in wer weiß wie viel Kanälen, beinahe in eben dem Augenblick, wo sie es empfangen hat, an die Gesellschaft zurück, so daß diese bei einem solchen Verfahren immer gleich reich und gleich arm bleibt, und keine andere Aufgabe zu lösen hat, als wie sie die entrichtete Steuer durch die Arbeit zurück verdienen, d. h. wie sie

Gesellschaft bleiben will. Paradox auch nur zu scheinen, kann in diesem Artikel auf keine Weise unsere Absicht seyn; allein es sollte uns leid thun, wenn unter unseren Lesern Leute wären, welche die Behauptung: „daß in der Geldwirthschaft der Staats-Chef nothwendig das Meiste zur Bestreitung der sogenannten öffentlichen Lasten beiträgt," befremdlich fänden. Die Natur der Geldwirthschaft bringt die Erscheinung, deren wir so eben gedacht haben, so unfehlbar mit sich, daß im Grunde nichts abgeschmackter ist, als die Vorstellung, nach welcher man glaubt, der Staats-Chef, unter dessen oberster Autorität die Geldkräfte zur Vertheilung gesammelt werden, sei der verschlingende Abgrund derselben.

Von dem Steuerwesen zu reden, ohne sich in ein Meer von Ideen zu verlieren, ist beinahe unmöglich. Doch wollen wir uns dadurch nicht abschrecken lassen, noch die eine und die andere Erscheinung an diesem Wesen, nach dem eben von uns aufgestellten Prinzip eines in der Gesellschaft waltenden Entwicklungsgesetzes, zu erklären.

Je weniger die Gesellschaft ausgebildet, d. h. je geringer die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verrichtungen ist: desto kleiner ist auch die Masse des in der Gesellschaft umlaufenden Metalls, als Ausgleichungsmittels der Arbeit; und die Ursache dieser Erscheinung ist keine andere, als daß in einem solchen gesellschaftlichen Zustande, wie viel Arbeit darin auch vollbracht werden möge, wenig auszugleichen ist. Das Umgekehrte findet da Statt, wo die in der Zeit möglichgrößte Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verrichtungen anzutreffen ist. Geldreich sind also

nur

nur die Staaten, in welchen die Gesellschaft zu einer höheren Ausbildung gelangt ist, und die drei Hauptzweige der Betriebsamkeit — Ackerbau, Manufaktur und Handel — sich gegenseitig unterstützen und heben.

Nach eben dieser Anschauung sind die Städte, als Vereinigungspunkte aller Arten von Handwerken und Künsten, die Punkte gewesen, von denen alle Geldwirthschaft ausgegangen ist; und wenn diese nur sehr langsame, sehr allmählige Fortschritte gemacht hat, und noch jetzt bei weitem nicht als vollendet betrachtet werden kann: so scheint der letzte Grund dieser Erscheinung kein anderer zu seyn, als daß man es von je her bei weitem mehr darauf angelegt hat, die Gesellschaft durch das Metall, als dieses durch jene zu beherrschen.

Ich erkläre mich näher.

Bei der ersten Verwandlung der Naturalien-Steuer in eine Geldsteuer, war nichts natürlicher, als daß man das Wesen der ersteren auf die letztere übertrug. Nun besteht das Wesen der Naturalien-Steuer darin, daß sie unmittelbar, oder, nach dem Kunstausdruck, direkt ist; denn man muß vor allen Dingen wissen, von wem man sie zu empfangen hat, und daraus folgt ganz von selbst, daß sie jeden Steuerpflichtigen unmittelbar trifft. Bei der ersten Verwandlung der Naturalien-Steuer in eine Geldsteuer kam es also vor allen Dingen darauf an, daß man ihr den Charakter der Unmittelbarkeit oder Direktheit erhielt; denn, welche Vortheile auch die Verwandlung darbieten mochte, so vertrug sich doch das Bedürfniß derer, welche die Steuer zu empfangen hatten, nicht mit Ausfall oder Kraftverminderung. Die Folge davon war, daß man

die bürgerliche Lage des Steuerpflichtigen zu sichern suchte, so viel man immer konnte: wobei die Absicht keine andere war, als ihnen alle die Vortheile zu erhalten, welche sie ihren Beziehungen und Verhältnissen verdankten. Wie nothwendig dies aber auch bei der ersten Entstehung der Geldwirthschaft seyn mochte: so war es doch eben so sehr der Natur der Gesellschaft, als der Natur der Metalle entgegen, welche zur Ausgleichung der gesellschaftlichen Arbeiten gebraucht wurden. Jene wurde durch die Gesetzgebung und durch alles, was sich in gesellschaftlichen Einrichtungen, z. B. in Zünften, Innungen und Korporationen daran anschloß, stationär gemacht; und bei dieser verkannte man den Charakter der Metallität, die es mit sich bringt, daß bei ihr nicht, wie bei Naturalien, eine Verzehrung Statt findet *). Nur das immer zunehmende

---

*) Es ist jedoch nicht diese Eigenschaft allein, was die edlen Metalle zu den paßlichsten Ausgleichungsmitteln der gesellschaftlichen Arbeit macht; ihre Theilbarkeit wirkt zu diesem Endzweck nicht weniger. Ja, die letztere Eigenschaft ist, wenn man tiefer in die Natur der gesellschaftlichen Erscheinungen eindringt, die entscheidendere. Sie erlaubt nämlich eine Gestaltung in Münze, und dadurch wird bewirkt, daß Gold und Silber, als Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, eine Kraft gewinnen, welche ihnen in der Gesellschaft dieselbe Rolle zutheilt, die, nach dem Ausspruch der Physiologen, das Nerven-Fluidum im menschlichen Körper spielt. Um minder räthselhaft zu seyn, wollen wir uns höchst einfach über diesen sehr wichtigen Gegenstand erklären. Der Thaler oder Friedrichsd'or, den man in seiner Tasche trägt, behält seine Werth-Einheit nur so lange, als man ihn darin trägt. Um ihn rechtmäßig zu erwerben, mußte man irgend eine Arbeit verrichtet haben; man erwarb ihn aber nicht als ein Stück Metall, das keine weitere Bestimmung hat, sondern man erwarb ihn, als eine Anweisung auf so und so viel Genuß oder Bequemlichkeit. Indem man ihn nun seiner Bestimmung gemäß an-

Bedürfniß derer, welche die gesellschaftliche Ordnung zu bewahren hatten, konnte den Irrthum beseitigen, aus welchem die Verwandlung der Naturalien-Steuer in eine direkte Geldsteuer hervorgegangen war. Weil diese Steuer zur Bestreitung der zu machenden Ausgaben nicht hinreichte: so handelte es sich um Zugaben. Diese traten zuerst in der Gestalt von Subsidien oder Beden (Bitten) auf. Dann nahmen sie die Benennung von Ziese, Akzise und Zoll an. Zuletzt verwandelten sie sich in eine allgemeine Konsumtions-Steuer, die nur eine indirekte seyn konnte; und mit dieser war endlich das gegeben, was auf der einen Seite der Gesellschaft, und auf der anderen der Geldsteuer gebührte, wenn beide richtig behandelt werden sollten. Wenn es, bis zum Eintritt der Konsumtions-Steuer, durchaus unmöglich gewesen war, sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft in die Besteuerung zu verflechten, so war diese Möglichkeit von jetzt an gewonnen.

---

legt, eignet man sich durch ihn die Arbeit eines Anderen an, auf welchen er als Eigenthum übergeht. Dieser befindet sich mit uns in demselben Falle; und die nächste Folge davon ist, daß durch unseren Thaler oder Friedrichsd'or eine dritte Arbeit erworben wird. So oft nun dies geschieht, behält unser Geldstück zwar seine körperliche Einheit, welche die Allmacht selbst ihm nicht nehmen könnte; da es aber mit dieser Einheit aus einer Hand in die andere geht, und immer so viel Arbeit erkauft, als ihm gleich geschätzt wird: so kann durch dasselbe eine unbestimmbare Masse von Arbeit ausgeglichen werden; und dieser Umstand ist es, was ihm eine Vermehrbarkeit ins Unendliche zuwendet. Man könnte dies die moralische Eigenschaft der edlen Metalle nennen: nicht, als ob sie eine solche Eigenschaft durch sich selbst hätten, oder durch sich selbst erwerben könnten; aber die Gesellschaft trägt ihr Wesen auf sie über, und verleihet ihnen dadurch eine Kraft, welche nur allzu sehr verkannt wird.

Selbst der Aermste, ja selbst der Bettler trug zu den so-genannten Staatslasten bei, und zwar mit einer Nothwendigkeit, der er sich nicht entziehen konnte, so lieb ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse war.

Schlägt man aber die Werke der Staatswirthschaftslehrer auf: so stößt man, die indirekte Steuer betreffend, auf lauter Urtheile, bei welchen nichts so vollständig übersehen worden ist, als der natürliche Entwickelungsgang, den das Steuerwesen genommen hat, um zu dem Grade von Vollkommenheit zu gelangen, den es gegenwärtig in sich schließt. Diese Herren, wie abgeneigt sie auch den Lehren der Physiokraten scheinen wollen, dringen, in ihrer gesetzgeberischen Weisheit, vor allen Dingen darauf, „daß die Hauptgrundlage des Staatsbedarfs nie durch die indirekten, sondern durch die direkten Steuern aufgebracht, und daß das System der indirekten Steuern möglichst vereinfacht und nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Klugheit eingerichtet werde.“ Will man nun auch gegen die letztere Vorschrift nichts einwenden: so kann man noch immer fragen: aus welchen Gründen die indirekten Steuern den direkten nothwendig untergeordnet werden müssen? In der Natur der Gesellschaft liegen diese Gründe nicht; denn diese muß immer in dem Zivilisations-Grade aufgefaßt werden, den sie in der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit ihrer Verrichtungen erreicht hat. Sie liegen aber eben so wenig in der Natur der Geldsteuer; denn diese arbeitet durch sich selbst dahin, alle direkte Steuern durch indirekte zu ersetzen, um der gesellschaftlichen Arbeit das höchste Maß von Freiheit zu verschaffen. Auch bemerken wir bei einem sehr mäßigen Scharfsinn, daß die

indirekten Steuern bei allen, in der Zivilisation weit vorgeschrittenen Völkern den Ausschlag über die direkten geben.

Wie könnte England sein staatswirthschaftliches System auch nur einen Augenblick durch direkte Steuern, wenn es auf dieselben beschränkt wäre, aufrecht erhalten? und wie wäre, wenn der von den gewöhnlichen Staatswirthschaftslehrern aufgestellte Grundsatz das mindeste Vertrauen verdiente, William Pitt, dieser so allgemein bewunderte Staatsmann, wohl dazu gekommen, den Abkauf von Grund- und anderen direkten Steuern zu gestatten? Man wird vielleicht sagen, die Noth habe ihn dazu getrieben. Nun wohl; aber hat denn England je darunter gelitten, daß William Pitt auf diese Weise dem Geldbedürfnisse Raum gab? Ist Englands Kunstfleiß und Bevölkerung seitdem nicht immer im Aufsteigen geblieben? und läßt sich nicht aus dem klugen Verfahren seines Finanz-Ministers jeder Fortschritt erklären, den es seit dreißig Jahren in der höheren Entwickelung seiner gesellschaftlichen Kräfte gemacht hat?

Keine Autorität sollte jemals irgend eine Macht ausüben, wenn sie in irgend einem Widerspruch steht mit dem allgemeinen Entwickelungsgesetz, so wie dieses in der Gesellschaft waltet. Nicht das Beispiel des einen oder des andern Staats, der mit diesem Entwickelungsgesetz annoch im Kampfe begriffen ist, darf als Regel dienen, sondern immer nur das, was der Zivilisations-Grad jeder einzelnen Gesellschaft als nothwendig erheischt. Wenn man also geltend machen wollte, daß z. B. in Frankreich die direkten Steuern bisher die Hauptgrundlage des Staatsbedarfs gewesen sind: so würde dies eine in jeder Hinsicht sehr

fehlerhafte Appellation in sich schließen. Diese Erscheinung beruht in Frankreich nur darauf: einmal, daß dies Land seit nicht langer Zeit aus einer Umwälzung hervorgegangen ist, worin die ganze frühere gesellschaftliche Ordnung aufgelöset wurde, also und dergestalt, daß man, um zu einer neuen Ordnung zu gelangen, klein anzufangen genöthigt war; zweitens, daß in dem Verhältniß der Agrikultur-Betriebsamkeit zu derjenigen, die man, wo nicht als den Gegensatz, doch als das stärkste Aufmunterungsmittel derselben betrachten kann, der indirekten Besteuerung in Frankreich bisher alles ungünstig gewesen ist. Geht man nämlich von dem Grundsatze aus, daß Finanzen und Geldwirthschaft nothwendig da am blühendsten sind, wo die höchste Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen Statt findet: so erkennt man auf der Stelle die Ursache, warum Frankreich in der inderekten Besteuerung so weit hat hinter England zurückbleiben müssen. Diese Ursache ist keine andere, als daß die nicht-agrikultorische Betriebsamkeit in Frankreich verhältnißmäßig sehr wenig entwikkelt ist. Während in England die agrikultorische Bevölkerung nur ein Drittel der Gesammtbevölkerung ausmacht, zwei Drittel derselben also in die nicht-agrikultorische Betriebsamkeit auf das allermannichfaltigste verflochten sind, findet hiervon der umgekehrte Fall in Frankreich Statt, und die natürliche Folge davon ist, daß das Produkt der Besteuerung minder groß ist, wenn gleich Frankreichs Gesammtbevölkerung die großbritannische um ein volles Drittel übertrifft. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß Frankreich, seit etwa 150 Jahren, die wesentlichsten Fortschritte in Zivilisation und Besteuerung gemacht hat. Dasselbe

öffentliche Einkommen, das gegenwärtig beinahe eine Milliard beträgt, belief sich beim Regierungs-Antritt Ludwigs des Vierzehnten auf 110,000,000 Franken, ohne daß es möglich war, dies elende Einkommen auf irgend einem andern Wege zu verbessern, als auf dem, den Colbert einschlug, als er die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen vermehrte, und Frankreich durch sein Kolonial-System mit der Welt in eine nähere Berührung brachte. Wenn in dem gegenwärtigen Augenblick die Stadt Paris mehr zahlt, als das ganze französische Reich beim Regierungs-Antritt Ludwigs des Vierzehnten, und doch nicht aufhört eine sehr reiche Stadt zu seyn: so liegt in dieser einfachen Thatsache wohl der auffallendste Beweis von den Fortschritten, welche auch Frankreich in der Besteuerungskunst gemacht hat; es liegt darin aber zugleich ein Unterpfand von den Fortschritten, die es in Zukunft machen wird: Fortschritte, durch welche sich die direkten Steuern immer mehr in indirekte verwandeln müssen, und zwar nach Maßgabe des je mehr und mehr verbesserten Verhältnisses der nicht-agrikultorischen Betriebsamkeit zu der agrikultorischen. Wer hieran zweifeln wollte, der müßte vor allen Dingen läugnen, daß in den Dingen eine angeborne Kraft liegt, vermöge welcher sie einer höheren Ausbildung zustreben, und nicht eher ruhen, als bis diese erreicht ist.

Unter den europäischen Staaten giebt es, so weit meine Kenntniß reicht, England allein ausgenommen, keinen, der in der indirekten Besteuerung noch größere Fortschritte gemacht hätte, als das Königreich Preussen; und wahrlich, wenn man diesem Königreiche zu irgend etwas Glück wünschen darf, so sind es diese Fortschritte, durch

welche bewirkt worden ist, daß nicht nur die Freiheit, sondern auch das Produkt, der Arbeit zugenommen hat. Wie elend würde es um dies Königreich aussehen, wenn die indirekte Besteuerung das geblieben wäre, was sie unter Friedrich Wilhelm dem Ersten war! In seiner richtigen Anschauung vom Wesen der Gesellschaft, und von dem des Geldes, brach Friedrich der Zweite nach seiner Zurückkunft aus dem siebenjährigen Kriege eine neue Bahn; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß die ganze, wahrlich nicht unachtungswerthe Zivilisation, welche der gesellschaftliche Zustand dieses Königreichs in sich schließt, auf die Rechnung der Fortschritte gebracht werden muß, welche, seit dem Tode jenes großen Königs, in eben dieser Bahn gemacht worden sind. Der Raum gestattet uns nicht hierüber ausführlicher zu werden; doch können wir nicht unbemerkt lassen, daß alles, was in den letzten Zeiten, dazu beigetragen hat, die gesellschaftliche Arbeit von den Hemmnissen zu befreien, die, von den Zeiten der Naturalien-Besteuerung her, auf ihr lasteten, die schöne Aussicht gewährt, daß das Produkt der indirekten Besteuerung, wie bisher, wachsen, und daß gerade hierin eine Aufforderung zu einer immer größeren Ausdehnung dieser Besteuerungsart liegen werde. Ich nenne diese Aussicht eine schöne, weil ich nach allen meinen Anschauungen von Gesellschaft und Geld sie so nennen muß.

Der stärkste Einwand, den man bisher gegen die Ausdehnung der indirekten Steuer erhoben hat, besteht darin, daß ihre Beitreibung allzu kostbar sei, indem sie nicht bloß eine lästige Aufsicht, sondern auch eine scho-

nungslose Anwendung der Gewalt voraussetze. Allein was hat es mit diesem Einwande auf sich? Beweiset er noch etwas mehr, als daß die öffentliche Moral nicht das ist, was sie billig seyn sollte, und folglich auch nicht wirkt, was sie zu wirken bestimmt ist? Angenommen, es gäbe bereits eine Wissenschaft, wodurch jedes Mitglied der Gesellschaft über das, was es dem gesellschaftlichen Leben verdankt, hinlänglich belehrt wäre — würde alsdann von Defraudationen, Unterschleifen, Einschwärzungen und Umgehungen der Steuergesetze in dem Maße die Rede seyn könne, worin bisher davon die Rede gewesen ist? Würde, in dieser Voraussetzung, die zur Aufrechthaltung der Steuergesetze und Steuereinrichtungen erforderliche Gewalt dieselbe bleiben können? Wir geben zu, daß, um die Idee der indirekten Besteuerung durchzusetzen, bisher ein Aufwand von Kraft nöthig gewesen ist, der diese Besteuerung kostbar gemacht hat; was wir aber nicht zugeben, ist, daß dieser Kraftaufwand durch die Besteuerungsart selbst nothwendig gemacht wird, und für alle Zeiten sich gleich bleiben muß. Er beweiset im Grunde nur, daß eine heilsame und schöne Idee (die der indirekten Besteuerung) bisher nicht durch eine Belehrung unterstützt worden ist, welche die Gewalt überflüssiger gemacht haben würde. Kommt je die Zeit — sie wird aber gewiß kommen — wo das, was ich gesellschaftliches Gewissen nennen möchte, das Resultat einer wahrhaft nützlichen öffentlichen Lehre seyn wird: dann ist zugleich die Zeit gekommen, wo alle die Vorurtheile, die man jetzt noch über die Nützlichkeit und Heilsamkeit der indirekten Besteuerung unterhält, ganz von

selbst weggefallen seyn werden. Ein helldenkender Schriftsteller *) sagt von der Zivilisation: „sie stelle in der Gesellschaft jene von einer weisen Hand in den Werkstätten eingeführte sinnreiche Mechanik dar, welche in anhaltender Bewegung auf sich selbst zurückwirke." Wir sind sehr geneigt, dies Urtheil zu unterschreiben. Die Fortschritte der indirekten Besteuerung lassen sich eben so wenig verkennen, als die Wirkungen derselben für die Herbeiführung eines immer höheren Grades von Einsicht und Aufklärung; sofern dies aber wirklich der Fall ist, kann es mit der Zeit nicht au dem besseren öffentlichen Unterricht fehlen, welcher den Individuen die Bereitwilligkeit giebt, in der Steuer nichts mehr und nichts weniger zu sehen, als **den** Beitrag zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung, wodurch Privat-Gewinne allein möglich werden.

Wir glauben diesen Artikel nicht besser endigen zu können, als so, daß wir am Schlusse andeuten, was aus der seit etwa einem halben Jahrhundert so stark veränderten Besteuerungsart, sofern sie eine indirekte ist, für die Stellung eines Finanz-Ministers zur Gesellschaft folgt.

In jenen früheren Zeiten, wo es nur direkte Steuern gab, und wo der Ertrag der Staats-Domänen, verbunden mit einigen Tributen, welche die Unterthanen von einer Zeit zur andern dem Suverän bewilligten, für alle Bedürfnisse des Staats hinreichten, war die von dem Finanz-Minister zu lösende Aufgabe unstreitig keine von den schwierigsten; als Generalissimus der über die Oberfläche des Reichs verbreiteten Ober- und Untereinnehmer, hatte

*) Herr von Praot.

er keine andere Bestimmung zu erfüllen, als so viel Ordnung und Regelmäßigkeit unter seinen Werkzeugen zu erhalten, daß das Einkommen gesichert blieb. Das Verdienst eines Finanz-Ministers, wie Sully, war hierin abgeschlossen; und selbst wenn Sully einem höheren Verdienste nachgestrebt hätte, so würde es von ihm nicht erreicht worden seyn, aus dem sehr einfachen Grunde, weil in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande seiner Zeit dazu nichts vorbereitet war. Die Verwaltung der Staatseinkünfte war nämlich in früheren Jahrhunderten nicht wesentlich verschieden von der Verwaltung des Privat-Einkommens, und die Gleichartigkeit beider Einkommen brachte nichts so bestimmt mit sich, als die damals durch sich selbst gerechtfertigte Vorstellung, daß, wer einem größeren Hauswesen vorzustehen wisse, auch ein guter Finanz-Minister seyn werde. Die Hauptsache war also, d e n rechtschaffenen Mann zu finden, der seine Rechtschaffenheit allen seinen Werkzeugen, so viel er konnte, aufdrang; und weil man noch keine Ahnung davon hatte, daß es eine Finanz-Wissenschaft geben könne, so machte man an den Finanz-Minister auch keinen Anspruch, demjenigen ähnlich, der gegenwärtig in so großer Allgemeinheit an ihn gemacht wird.

Dies änderte sich nicht eher, als bis, im Laufe der Zivilisation, der Zeitpunkt gekommen war, worin wir gegenwärtig leben: ein Zeitpunkt, wo, weil das, was der Suverän sein Eigenthum nennt, in seiner Verbindung mit freiwilligen Tributen nicht mehr ausreicht für die Bedürfnisse des Staats, eine besondere Kunst erfunden werden mußte die öffentliche Last so zu vertheilen, daß jeder nach

Maßgabe seiner Fähigkeit zu tragen, daran Antheil gewann. Seit dieser neuen Ordnung der Dinge hat sich, nach und nach, eine Wissenschaft gebildet, die sich über alle Zweige des persönlichen, kollektiven und allgemeinen Reichthums ausdehnt, und ihn in allen seinen Abtheilungen und Verzweigungen so verfolgt, daß daraus eine Behandlung der Gesellschaft in allen ihren Theilen entspringt. Diese Wissenschaft wird die Finanz-Wissenschaft genannt. Sie schwebt über den Bedürfnissen und Hülfsquellen zugleich; und wie unvollendet sie auch in sich selbst seyn möge, so legt sie es doch darauf an, Bedürfnisse und Hülfsquellen so zu leiten, daß beide sich nicht nur nicht schaden und hinderlich werden, sondern sich auch dergestalt verbinden, daß sie sich gegenseitig unterstützen, und eben so sehr der Wohlfahrt der Völker, als der Macht der Regierungen dienen. Als vollendet kann diese Wissenschaft freilich nicht eher betrachtet werden, als bis sie den positiven Charakter angenommen hat, d. h. bis die Thatsachen, die ihren Inhalt ausmachen, so geordnet, so unter einander verkettet sind, daß sie sich, wie von selbst, der großen Hauptthatsache unterordnen, welche alle gesellschaftlichen Erscheinungen beherrscht: — dem Entwickelungsgesetz, dessen richtige Anschauung allein erlaubt, Vergangenheit und Zukunft so zu verbinden, daß die angemessenste Behandlung der Gegenwart nicht länger problematisch ist. Mit Einem Worte: das Hypothetische und Konjekturale muß aus den Lehrbüchern der Finanz-Wissenschaft verschwunden seyn, wenn sie einen Rang unter den echten Wissenschaften einnehmen will.

Dahin ist es freilich noch lange nicht gekommen. Indeß dauert das Bedürfniß fort, solche Männer an der

Spitze der Finanz-Verwaltung zu haben, welche als wahre Vermittler der gesellschaftlichen Hülfsquellen mit den täglich wachsenden Staatsbedürfnissen auftreten können. Auf eine unvermeidliche Weise wird die ganze Gesellschaft in ihre Hände gegeben. Wie aber werden sie dieselbe richtig behandeln? Wahrlich nicht dadurch, daß sie es darauf ankommen lassen, wie viel die Schultern der Gesellschaft tragen können: dies würde das Gefährlichste von Allem seyn; auch sind die Zeiten vorüber, wo man eine unbegränzte Passivität für möglich hielt. Wohl aber dadurch, daß sie der Richtung folgen, in welcher sich die gesellschaftliche Arbeit bewegt, und diese Richtung aus allen Kräften beleben, weil dies das einzige wirksame Mittel ist, große Vortheile von der gesellschaftlichen Arbeit zu ziehen. Achtet man nun auf die Richtung, welche die gesellschaftliche Arbeit in den letzten funfzig Jahren genommen hat, so kann man sich schwerlich dagegen verblenden, daß sie nach dem möglich-größten Maße von Freiheit strebt, das ihr zu Theil werden kann. In dieser Tendenz liegt nichts, was beunruhigen könnte; sie ist vielmehr durchaus nothwendig in einem gesellschaftlichen Zustande, wo die Staatswirthschaft zu einer Geldwirthschaft geworden ist, und wo, eben deßwegen, Individuen, wie Regierungen, dahin streben müssen, das Produkt ihrer Arbeit, so weit es sich im Gelde darstellt, so groß als immer möglich zu machen. Da sich aber die direkten Steuern, als solche, die in ihrem ersten Ursprunge Naturalien-Steuern waren, am schlechtesten mit der freien Arbeit vertragen: so ist es kein Gegenstand der Verwunderung, wenn die direkten Steuern, je mehr und mehr verabscheut werden, und daß man von

allen Seiten, wenn gleich nicht mit deutlicher Einsicht, auf eine Verwandlung derselben in indirekte Steuern bringt. Praktisch macht sich dies ganz von selbst; zum wenigsten haben wir rund um uns her Erscheinungen dieser Art, die uns in Erstaunen setzen, so oft wir das, was wirklich da ist, mit dem vergleichen, was vor 30 und 50 Jahren da war.

In dieser Bestrebung also der Gesellschaft zu Hülfe zu kommen, und das, was sich bisher gewissermaßen instinktmäßig, d. h. ohne ein klares Bewußtseyn des Zusammenhanges, worin die menschliche Gesellschaft, vermöge ihrer Entwickelungsfähigkeit, mit den edlen Metallen, als Ausgleichungsmitteln der gesellschaftlichen Arbeit steht, vollbracht hat, zur Regel, zum Prinzip zu erheben: dies, und nichts anders, erfordert die Bestimmung eines Finanz-Minister unserer Tage in allen den Staaten, welche in der Zivilisation so weit vorgeschritten sind, daß direkte Steuern als Hemmnisse der gesellschaftlichen Arbeit erscheinen. Verkennt er seine Bestimmung, so wird er hemmen; dann wird er sich aber auch gefallen lassen müssen, daß nichts nach seinen Wünschen geht, und daß er hinter den Resultaten zurückbleibt, die er hervorbringen möchte. Erkennt er dagegen seine Bestimmung, so wird er fördern; und das, worauf er sich alsdann verlassen kann, ist, daß die Wirkungen seiner Bemühungen seine Erwartungen eben so übertreffen werden, wie sie bisher in der Anschauung aller derjenigen übertroffen worden sind, welche keine Vorstellung davon hatten, daß die Freiheit ein nothwendiges Element der Arbeit ist, und welche nicht wußten, daß die Blüthe der Finanzen (dies Wort im Sinne

der Geldwirthschaft genommen) immer eine große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verrichtungen voraussetzt.

Wir sollten jetzt vielleicht noch auseinander setzen, weßhalb einem Finanz-Minister unserer Zeit, eben weil die ganze Gesellschaft in seine Hände gegeben ist, die Initiative für alles, was sich in der Gesetzgebung auf die gesellschaftliche Arbeit bezieht, nothwendig zukommt, wie folglich sein Wirkungskreis in nichts weniger abgeschlossen ist, als in einem bloßen Empfangen und Abgeben; allein, nachdem wir der Finanz-Wissenschaft, so wie sie bisher aufgefaßt worden ist, bereits so starke Wunden versetzt haben, versparen wir uns jene Auseinandersetzung für einen zweiten Artikel.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.

JOURNAL

für

technische und ökonomische Chemie

oder:

Die neuesten Forschungen

im Gebiete der

technischen und ökonomischen Chemie,

herausgegeben

von

Otto Linné Erdmann.

ausserordentlichem Professor zu Leipzig.

Unter diesem doppelten Titel wird, vom ersten Januar 1828 an, eine neue Zeitschrift erscheinen, die, indem sie einen Vereinigungspunkt für die Arbeiten praktischer Chemiker des In- und Auslandes, wie er bis jetzt noch fehlte, darbieten wird, eine tiefgefühlte Lücke in unserer Literatur auszufüllen bestimmt ist.

Die meisten naturwissenschaftlichen Journale unseres Vaterlandes schliessen zwar technische und ökonomische Gegenstände nicht gerade zu aus, sondern sie deuten häufig, mit grösserer oder geringerer Ausführlichkeit, auf die möglichen oder schon geschehenen praktischen Anwendungen des für die Wissenschaft in ihrem Kreise Gewonnenen hin; so rühmlich aber auch das dadurch beurkundete Streben ihrer Redaktoren ist, die Wissenschaft in das Leben eingreifen zu lassen, so kann doch dadurch dem Bedürfnisse gebildeter Techniker und Oekonomen nach einer vollständigen Bekanntschaft mit allen neueren Lei-

stungen der Physik und Chemie, in ihrem Gebiete, nicht vollkommen Gnüge geleistet werden, da wohl nur die wenigsten von ihnen im Stande seyn möchten, die sämmtlichen Zeitschriften zu benutzen, in welchen die für sie belehrenden Arbeiten verstreut, und, besonders was die des Auslandes anbetrifft, oft nur unvollständig mitgetheilt sind.

Der Herausgeber der hier angekündigten periodischen Schrift ist so glücklich gewesen mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Techniker für sein Unternehmen zu gewinnen und die Zusage ihrer thätigen Mitwirkung an demselben zu erhalten. Ist er schon hierdurch in den Stand gesetzt versprechen zu können, dass treffliche Originalabhandlungen das neue Journal zieren werden, so hofft er auch, dass viele hochachtbare Männer, mit welchen er noch nicht in Verbindung steht, seine Bitte um Theilnahme daran nicht zurückweisen werden.

Aber nicht blos die ihm anvertrauten Originalabhandlungen wird der Herausgeber immer ohne Säumen mittheilen, sondern er verspricht, je nachdem es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert, in vollständiger Uebertragung oder in zweckmäsigem Auszuge, alle im Auslande erscheinende technisch- und ökonomisch chemische Arbeiten, insofern sie nur der Wissenschaft und dem Leben wirklichen Gewinn bringen, seinen Lesern in die Hände zu geben. Diese Arbeiten werden immer so mit den Originalabhandlungen und mit Auszügen der Arbeiten deutscher Chemiker über verwandte Gegenstände, aus Journalen sowohl als aus selbstständigen Werken zusammengestellt erscheinen, dass sie gegenseitig einander erläutern und zusammen immer wo möglich ein Ganzes bilden.

Gegenstände von minderer Wichtigkeit, ferner solche chemische Arbeiten, die nur in einem entfernteren Zusammenhange mit Technologie und Oekonomie stehen, wird der Herausgeber von Zeit zu Zeit, ihren Resultaten nach, in einer freien Bearbeitung seinen Lesern vorlegen,

wodurch wiederholte Rückkehr zu einem Gegenstande von minderem Interesse möglichst wird vermieden werden. Die hiermit bezeichnete Art der Bearbeitung wird den zweiten Titel des Journales, der eine vollständige Sammluug aller neueren technisch- und ökonomisch-chemischen Arbeiten verheisst, rechtfertigen.

Um aber solchen Lesern, die nicht blos kurzsichtig immer das nächste Ziel, das sogleich Anwendbare im Auge haben, sondern die mit dem Ganzen der chemischen Wissenschaft fortschreiten wollen, hierzu eine leichtere Gelegenheit zu bieten, wird der Herausgeber am Schlusse jedes Bandes, mit genauer Angabe der Quellen, eine gedrängte Uebersicht der Fortschritte liefern, welche die Wissenschaft innerhalb der Zeit gethan hat, die während der Vollendung jedes Bandes verfloss, und somit denkt er zugleich, sein Journal zu einem Repertorium aller wichtigeren Leistungen der neuesten Zeit, im Gebiete der Chemie und der mit ihr verwandten Zweige der Physik zu erheben, dessen Brauchbarkeit er durch vollständige alljährlich zu liefernde Sachregister noch zu erhöhen hofft.

Kurze Notizen, Mittheilungen aus des Herausgebers Correspondenz u. s. w. werden eine stehende Rubrik bilden, die zugleich Anfragen jeder Art über technisch- und ökonomisch-chemische Gegenstände und denen darauf eingehenden Beantwortungen immer offen stehen soll, sobald sie nur von irgend einem allgemeinen Interesse für die Leser des Journales zu sein scheinen. Der Herausgeber wünscht, dass die Gelegenheit, welche hier Gewerbsbürgern, Oekonomen und Technikern überhaupt geboten wird, recht häufig möge benutzt werden.

Am Schlusse wird jedem Hefte noch ein Intelligenzblatt beigegeben, welches den Anzeigen neuerschienener, in die Wissenschaftsbranchen dieser Zeitschrift einschlagender literarischer Productionen gewidmet bleibt.

Was die äussere Einrichtung des Journales anbetrifft, so erscheint es in Heften von 7 — 8 Bogen, die zu An-

fange jedes Monates ausgegeben und, wo es nöthig ist, mit Abbildungen versehen werden. *Vier Hefte* bilden einen *Band*, deren *drei* einen *Jahrgang* ausmachen, welcher als ein abgeschlossenes und für sich bestehendes Ganze angesehen werden kann.

Indem der Herausgeber diese Unternehmung der Theilnahme des Publikums überhaupt empfiehlt, ladet er insbesondere alle Chemiker und gebildete Techniker und Oekonomen zur thätigen Mitwirkung an derselben ein und ersucht sie ihre Beiträge für das Journal entweder *direkt* oder *unter Adresse der Verlagshandlung* ihm zukommen zu lassen. Den Empfang derselben wird er sogleich brieflich den Herren Verfassern anzeigen, um sich, insofern er nicht bereits mit ihnen übereingekommen ist, auch sogleich über die näheren Bedingungen zu verständigen.

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst.

Eine Monatsschrift,
in Verbindung mit mehrern gelehrten Männern
herausgegeben
von
Karl Heinrich Ludwig Pölitz,
Kön. Sächsischem Hofrathe und öffentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

Unter den mächtigen politischen Stürmen der vier letzten Jahrzehnte hat das innere und äußere Leben der meisten europäischen und amerikanischen Staaten und Reiche bedeutend sich umgestaltet. Tausendjährige Staatsformen sind untergegangen, und mehr als 100 Millionen Europäer und Amerikaner leben gegenwärtig unter schriftlichen Verfassungen, als rechtlichen Unterlagen des innern Staatslebens. Das Alte kämpft mit dem Neuen, und in vielen Staaten stehen politische Partheien im schroffsten Gegensatze der Meinungen und Zwecke einander gegen über. Denn drei politische Systeme sind es, welche seit 40 Jahren vor unsern Augen versucht wurden: das System der Revolution, nach welchem alles Bestehende als veraltet und unhaltbar verworfen werden und eine völlig neue Ordnung der Dinge an dessen Stelle treten soll; das System der Reaction, welches die abgestorbenen und bereits im innern Staatsleben untergegangenen Formen bald mit Schlauheit, bald mit offener Gewalt wiederherstellen will; und das System der Reformen, oder des allmähligen und langsamen Fortschreitens zum Bessern, gestützt auf die geschichtliche Unterlage der bisherigen Formen des innern

und äußern Staatslebens. Während des offenen Kampfes dieser Systeme gegen einander in der Schriftstellerwelt und auf den Schlachtfeldern zweier Erdtheile, hat sich, als nothwendige Folge, der Sinn für Geschichte und Staatskunst allgemein unter den gebildeten Ständen der gesitteten Völker verbreitet; denn man bedurfte der Geschichte, um, bei der Nachfrage nach dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung in den Weltbegebenheiten, zu ergründen, wodurch nnd warum das geschah, was sich vor den Blicken der Zeitgenossen zutrug, und der Staatskunst, um die politischen Erscheinungen, nach ihren letzten Triebfedern, auf eins jener drei politischen Systeme zurück zu führen.

Nach langem Meinungs- und Partheienkampfe scheinen endlich die geachtetsten Sprecher und Führer der Völker stillschweigend über den Mittelweg zwischen den beiden Extremen der Revolution und Reaction — über das System des allmähligen Fortschreitens — sich vereinigt zu haben, über ein System, das eben so die Festigkeit und Heiligkeit der Throne, wie die bürgerliche und politische Freiheit der Völker gewährleistet; das eben so weit von den Gräueln der Volksherrschaft und von den Schreckensscenen der Revolution, wie von den lichtscheuen Absichten der Anhänger des Reactionssystems abliegt.

Soll aber das Licht wohlthätig wirken; so bedarf es in der sittlichen, wie in der physischen Welt eines Mittelpuncts. Für diesen Zweck — d. h. für die gesetzmäßige und rechtliche Begründung und Beförderung des Systems eines, auf geschichtlicher Unterlage ruhenden, Fortschreitens des innern und äußern Staatslebens zum Bessern — sind die

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst

berechnet, welche, in Verbindung mit mehrern gelehrten Männern, der oben genannte Redacteur, im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung, vom Anfange des Jahres 1828 an, herausgeben wird.

Ob und wie diese neue Zeitschrift die in der Einleitung mit Offenheit ausgesprochene geschichtlich-politische Aufgabe lösen wird; darüber kann und wird die gebildete Lesewelt entscheiden. Allein der Redacteur und die Verlagshandlung halten es für Pflicht, theils die Bedingungen aufzustellen, unter welchen die „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst" erscheinen werden; theils diejenigen gelehrten Männer zu nennen, welche bereits ihren Beitritt zu dem Kreise der Mitarbeiter förmlich zugesichert haben. Weil aber von mehrern, in entferntern Gegenden und außerhalb Teutschlands lebenden, Gelehrten, welche zum Beitritte eingeladen worden sind, die Antworten noch nicht eingehen konnten; so wird das vollständige Verzeichniß sämmtlicher Mitarbeiter mit dem ersten Monatshefte ausgegeben werden.

Die äußern Bedingungen und Verhältnisse, unter welchen diese neue Zeitschrift erscheint, sind folgende:

1) Alle Aufsätze in den Jahrbüchern sind teutsche Originalaufsätze. Eine Uebersetzung gilt nur als Ausnahme von der Regel; entweder wenn es die Neuheit des behandelten Gegenstandes erfordert; oder wenn der aufgestellte Gegenstand geprüft und berichtigt werden soll.

2) Der Stoff aller Aufsätze muß entweder aus der Geschichte nach dem reichen Gesammtgebiete derselben in der neuern und neuesten Zeit, aus der Staatengeschichte, der Biographik, — oder aus dem Kreise der gesammten Staatswissenschaften (dem Staatsrechte mit Einschluß des allgemeinen Kirchenrechts, der Staatskunst, der Nationalökonomie, Finanz- und Polizeiwissenschaft, dem Verfassungsrechte, dem practischen Völkerrechte, der Statistik, der Diplomatie u. s. w.) entlehnt seyn. (Bei den geschichtlichen Aufsätzen wird die alte Geschichte bis zum Jahre 476 nach C. ausgeschlossen; außer in Vergleichungen der Welt des Alterthums mit der neuern und neuesten Zeit.)

3) Freimüthigkeit, Haltung, Sicherheit und Mäßigung im ausgesprochenen Urtheile; eine Sprache, die der Würde des Gegenstandes — (den höchsten Angelegenheiten des innern und äußern Staatslebens) — angemessen ist, und eine gediegene Form der stylistischen Darstellung, welche den geläuterten Sinn der höhern Stände anspricht; dies sind die vorzüglichsten Eigenschaften, über welche die Mitarbeiter an den Jahrbüchern sich vereiniget haben. Dabei ist alle eigentliche Polemik über politische und kirchliche Gegenstände, so wie jede literärische Offensive von der Zeitschrift ausgeschlossen. Wohl aber kann eine, ohne Leidenschaft geführte, Defensive der in den Jahrbüchern aufgestellten Grundsätze und Ansichten, — nach geschehenem Angriffe auf dieselben, — statt finden. Dagegen werden alle Aufsätze über persönliche Zwiste, ohne sie aufzunehmen, bei Seite gelegt.

4) Jeder Mitarbeiter unterzeichnet die Aufsätze mit seinem Namen. Ob ein anonymer Aufsatz (als seltene Ausnahme) aufgenommen werden soll, bleibt dem Ermessen der Redaction überlassen. — Nur die am Schlusse jedes Monatshefts beigegebene gedrängte Uebersicht der neuesten geschichtlich-politischen Literatur erscheint gewöhnlich ohne Namensunterschrift der Verfasser.

5) Kein Aufsatz soll, in der Regel, im Abdrucke mehr als anderthalb Bogen betragen, damit in jedem Hefte, durch vier oder mehrere

verschiedene Abhandlungen, Abwechselung der Stoffe und der Darstellung statt finde.

6) Kein Aufsatz wird abgebrochen und durch mehrere Hefte hindurchgeführt. Jeder Aufsatz muß ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden. Ist aber der Gegenstand zu wichtig, um auf anderthalb Bogen beendigt werden zu können; so wird die Fortsetzung mit einer neuen entsprechenden Ueberschrift versehen werden (wobei, sogleich am Anfange des Aufsatzes, auf den früher erschienenen zurückgewiesen wird).

7) Die Jahrbücher erscheinen in Monatsheften von 6—7 Bogen und in farbigem Umschlage. — Drei Hefte bilden einen Band. — Die Einrichtung des Druckes ist, wie bei den beiden ersten vorstehenden Seiten dieser Ankündigung.

8) Jedes Monatsheft erscheint pünctlich vier Wochen vor dem Monate, dessen Namen es führt. (So erscheint das Jan. Heft 1828 am 1. Dec. 1827 u. s. w.) Von Zeit zu Zeit wird ein Intelligenzblatt für dahin einschlagende literärische Bekanntmachungen, und dem Decemberhefte ein vollständiges Register über den ganzen Jahrgang beigefügt werden.

9) Der Ladenpreis des ganzen Jahrganges wird auf 6 Thaler gestellt.

Leipzig, im September 1827.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Als Mitarbeiter der Zeitschrift sind bereits beigetreten:

Herr Hofrath André in Stuttgart.
— O. Consist. R. und Generalsup. D. Bretschneider in Gotha.
— Director und Prof. Dilthey in Darmstadt.
— Hofrath und Prof. v. Dresch in München.
— Professor D. Eisenbach in Tübingen.
— geheimer Regierungsrath Emmermann in Wiesbaden.
— Professor Christian August Fischer in Mainz.
— Professor Gruber in Halle.
— Professor Hasse in Dresden.
— geh. Staatsr. Jaup in Darmstadt, Comthur des Hess. Ordens
— Professor Krug in Leipzig.
— geh. Conferenzrath und Ritter Lotz in Coburg.
— Präsident Freih. v. Malchus in Heidelberg.
— v. Meseritz Großherz.-Hess. Rath in Frankfurt am Main.
— Professor Ernst Münch in Freiburg im Breisgau.
— geh. Kirchenrath Professor D. Paulus in Heidelberg.
— Rivinus in Philadelphia.
— Hofrath und Prof. v. Rotteck in Freiburg im Breisgau.
— Professor Saalfeld in Göttingen.
— Professor Schneller in Freiburg im Breisgau.
— Hofrath Aloys Schreiber in Baden.
— Hofrath und Ritter D. Tilesius in Leipzig.
— Domherr, Professor und Sup. D. Tzschirner in Leipzig.
— Oberbibliothekar und Professor Voigtel in Halle.
— Vicedirector und Prof. D. v. Weber in Tübingen.
— geh. Rath und Comthur D. Zachariä in Heidelberg.
— Hofprediger D. Zimmermann in Darmstadt.
— Bergrath Zschokke in Aarau.

Die Enslinsche Buchhandlung in Berlin nimmt Bestellung an auf

Die

Staatswissenschaften

im Lichte unsrer Zeit,

dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

Königl. Sächsischem Hofrathe und ordentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

5 Bde. (187 Bog. in gr. 8.) 1824—27. 10 thl.;

einzeln: 1r Bd. 2te Aufl. 2½ thl. — 2r Bd. 2te Aufl. 2½ thl. — 3r Bd. 2te Aufl. 2½ thl. — 4r Bd. 2½ thl. — 5r Bd. 1½ thl.

Als im Jahre 1823 dieses Werk, von welchem gegenwärtig die drei ersten Theile in einer neuen Bearbeitung dem Publicum vorliegen, in der ersten Auflage erschien, machte sein Verf. darin den ersten Versuch, den gesammten Kreis der Staatswissenschaften systematisch zu umschließen; jede einzelne dahin gehörende Wissenschaft scharf gegen die andern abzugrenzen; die Widersprüche, welche bei der Bearbeitung einzelner Wissenschaften aus dem Standpuncte verschiedenartiger Grundsätze und Ansichten bis dahin statt fanden, auszugleichen; alle Wiederholungen, welche bei der Herausgabe der einzelnen Staatswissenschaften unvermeidlich sind, durch deren encyclopädische Behandlung zu vermeiden; jeder einzelnen Staatswissenschaft ihre angemessene Stelle in der Reihe der übrigen, nach einem allgemein festgehaltenen Grundsatze für ihre Aufeinanderfolge, anzuweisen; sie sämmtlich, nach ihrem gegenseitigen innern Verhältnisse, möglichst gleichmäßig, und, nach ihrer Fortbildung in den letzten Jahrzehnten von Teutschen, Franzosen und Britten, in dem Lichte unsrer Zeit darzustellen; so wie die entweder in ihrer frühern Form veralteten, oder die noch fehlenden Staatswissenschaften völlig neu zu gestalten. Nach diesem Standpuncte ward der Plan des Verfs. für die Aufeinanderfolge der Staatswissenschaften und für die gleichmäßige und erschöpfende Durchbildung des ganzen Kreises derselben entworfen. 1) Natur- und Völkerrecht. 2) Staats- und Staatenrecht. 3) Staatskunst (von dem Verf. ganz neu, als Wissenschaft, bearbeitet, und in der zweiten Auflage wesentlich fortgebildet und verbessert). 4) Volks-

wirthschaftslehre. 5) Staatswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft. 6) Polizeiwissenschaft. (Diese drei zuletzt genannten Wissenschaften sind von dem Verf. in der zweiten Auflage so durchgreifend umgestaltet und erweitert worden, daß während sie in der ersten Auflage 365 Seiten umschlossen, sie in der zweiten 610 Seiten füllen). 7) Die Geschichte des europäischen und amerikanischen Staatensystems aus dem Standpuncte der Politik. (Auch diese Wissenschaft, deren Plan und Ausführung dem Verf. eigenthümlich angehört, ist in der neuen Auflage, von 499 Seiten der ersten Auflage, bis zu 607 Seiten erweitert und vervollständigt worden.) 8) Die Staatenkunde. 9) Das Verfassungsrecht (eine neue, von dem Verf. zuerst bearbeitete, Wissenschaft). 10) Das practische Völkerrecht. 11) Die Diplomatie (ebenfalls von dem Verf. zum erstenmale bearbeitet). 12) Die Staatspraxis. — Der Verf. hat über die Grundsätze, welche er bei diesem Werke befolgte, bei der Anzeige der drei ersten Bände desselben in der zweiten Auflage (Leipz. Litt. Zeit. 1827. St. 169) sich dahin erklärt: „Der Verf. glaubt, an dieses Hauptwerk seines Lebens, seines Geistes beste Kraft, die Erfahrungen eines 33jährigen Lehramtes, und seinen sorgfältigsten Fleiß gesetzt zu haben; er ist sich bewußt, daß er blos im Dienste der Wahrheit und der festen, selbstgewonnenen Ueberzeugung — nicht aber als Anhänger einer politischen Parthei oder Schule — schrieb; er glaubte, es dem ihm anvertrauten akademischen Lehramte schuldig zu seyn, öffentlich die Grundsätze aufzustellen, von welchen er auf seinem Katheder, als Censor, als Schriftsteller und als Recensent ausgeht; er erklärt endlich feierlich, daß er weder ein Wort niedergeschrieben hat, das gegen seine innere Ueberzeugung wäre, noch daß er, aus Besorgtheit oder Furcht, anzustoßen und zu mißfallen, etwas zu umgehen, oder zu verschleiern, oder blos anzudeuten und halb zu sagen versucht hat."

Im Geiste dieser Grundsätze, und gleichsam als practischer Commentar zu denselben, sind von dem Verf. im Jahre 1826 erschienen: die Staatensysteme Europa's und Amerika's seit dem Jahre 1783 bis 1826 geschichtlich-politisch dargestellt in drei Bänden; und an dieses Werk wird im Jahre 1828 — zur Vollendung des ganzen wissenschaftlichen Cyclus — gleichfalls in drei Bänden sich anschließen: „das europäische Staatensystem seit der Entdeckung des vierten Erdtheils bis zur Anerkennung der Selbstständigkeit des nordamerikanischen Freistaates im Jahre 1783."

Leipzig, im August 1827.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.





